Lyrische Reisen

von

Ludwig Steub.



Stuttgart.
Adolf Bonz & Comp.

Lyrische Reisen.

Von

Ludwig Steub.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1878.

J. B. Metzler'sche Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorrede.

Seit vielen Jahren zieht der Verfasser dieser Lyrischen Reisen mit Vorliebe in die rhätischen Alpen, zumal in das wundersame Land Tirol, um dort etliche schöne Wochen der großen Natur und seinen kleinen Studien zu leben. Im Lauf der Zeiten hat er aber darüber so viele namhafte Schriften in die Welt gehen lassen, daß es vielleicht rathsam wäre, seine Thätigkeit jetzt einzustellen und sich an dem zu erfreuen, was auf diesem Felde die Jüngeren bringen. Allein im Sommer sind die Tage etwas lang und da er doch nicht immer unterwegs sein, sondern viel lieber an traulichen Orten anhalten, dort zwar der ländlichen Ruhe genießen, aber sich dabei auch in seiner Weise beschäftigen will, so entstehen denn noch allerlei nachträgliche Ergänzungen seiner früheren Arbeiten, welche meistentheils in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ans Licht treten.

Kleine Leute, die keine großen Bücher schreiben, nehmen sich nicht selten heraus, solche zerstreute und schnell vergessene „Blätter“, „Blüthen“ oder „Blumen“

wieder zu sammeln und sie dem empfänglichen Publicum als gebundenen Strauß zu überreichen. Nach ihrem Glauben sichern sie diesen Geschöpfen dadurch die Möglichkeit, auf den Bücherrahmen gestellt und zum eisernen Bestand der deutschen Literatur gerechnet zu werden. Manche Autoren haben dabei wohl wenig Freude erlebt, manchen anderen soll es aber nicht übel hinausgegangen sein. Es ist daher billiger Weise keinem zu verdenken, wenn er sich an die besseren Erfahrungen hält und sein Glück auf gleichem Wege versuchen will. So tritt denn auch der Unterzeichnete an der Hand eines unternehmenden Verlegers wieder einmal vor das gebildete Deutschland, um seinen Kram vor ihm auszulegen. Dieser schien bei seinem ersten Weltgang manchen Lesern — vielleicht nur guten Freunden — nicht unwillkommen zu sein; sie glaubten etwas darin zu finden, was des Menschen Herz erfreue. Andere sind vielleicht wieder anderer Meinung. Jedenfalls hat der Verfasser seinem Büchlein jetzt nichts mehr nachzurufen, als: Fahre wohl.

München im März 1878.

L. Steub.

Inhalt.

		Seite
I.	Von Brixlegg nach Landeck. — Im Herbste 1873	1
II.	Von Landeck nach Mals. — Im Herbste 1873	18
III.	Mals und Glurns. — Im Herbste 1873. . .	46
IV.	Meran und Lana. — Im Herbste 1873 . . .	68
V.	Aus dem Trentino. 1. — Im Herbste 1873 .	86
VI.	Aus dem Bregenzerwalde. 1. — Im Frühling 1874	102
VII.	Aus dem Bregenzerwalde. 2. — Im Frühling 1874	116
VIII.	Aus dem Bregenzerwalde. 3. — Im Frühling 1874	132
IX.	Das Bad zu Schalders. 1. — Im Herbste 1874	141
X.	Das Bad zu Schalders. 2. — Im Herbste 1874	152
XI.	Auf dem Gardasee. — Oktober 1874	169
XII.	Aus dem Trentino. 2. — Mai 1875 . . .	186
XIII	Aus dem Pusterthale. 1. — Mai 1875 . . .	193
XIV.	Aus dem Pusterthale. 2. — Mai 1875 . . .	204
XV.	Brixen. — Im Herbste 1875	224
XVI.	Schloß Rodeneck. — Im Herbste 1875 . . .	246

		Seite
XVII.	Das Mädchen von Spinges. — Im Herbste 1875	255
XVIII.	Laurein und Proveis. 1. — Oktober 1875 . .	261
XIX.	Laurein und Proveis. 2. — Oktober 1875 . .	276
XX.	Laurein und Proveis. 3. — Oktober 1875 . .	292
XXI.	Von Trient nach Toblino — Oktober 1875 .	309
XXII.	Arco. — Oktober 1875	325
XXIII.	Riva und Torbole — Oktober 1875	347
XXIV.	Abermals am Gardasee. — Im Herbste 1877 .	365

I.

Von Brixlegg nach Landeck.

Im Herbste 1873.

So sitze ich nun wieder im Bregenzer Wald, im „Schäfle“ zu Schwarzenberg, wie vor langer Zeit. Hier war es, wo ich als jugendlicher Entdecker die erste Schilderung dieses Berglands begann, denn warum, sagte ich, sollte man nicht auch aus dem Bregenzer Walde correspondiren können? Seitdem sind dreißig Jahre vergangen! Eigentlich hab' ich's nicht gar weit gebracht in dieser Zeit. Vielleicht hat es am eigenen Nachdruck gefehlt, vielleicht war der Boden nicht recht günstig, vielleicht bin ich zu früh geboren. Das Gedeihen der Literatur erfordert nämlich eine gewisse Höhe der Bildung und es ist fraglich, ob wir diese schon erreicht haben. Unsere Cultur entwickelt sich bekanntlich sehr langsam, ja manche meinen sogar: wir seien vor hundert Jahren unter Kurfürst Max Joseph III., unter den Lori, Linbrun, Ickstädt weiter gewesen, als jetzt in den Tagen der Pfahler, Mahr und Hasenbrädl. Jedenfalls schreitet unser Fortschritt so mäßig fort, daß Herr Dekan Westermayer wirklich nicht darüber erschrecken dürfte.

Drum findet auch mancher einheimische Autor die Atmosphäre etwas kühl, wogegen er freilich vor allen Aufmerksamkeiten, welche bei Lebzeiten eitel machen könnten, durch die Natur des Volkes vollkommen geschützt ist. Nur einmal, als die altbayerischen Culturbilder ans Licht getreten, empfing ich von räthselhafter Hand eine alte Cigarrenschachtel mit Strohkranz, falschem Pfennig und gutgereimtem Straffonett, welches mir meine lästerliche Gesinnung vorhielt. (Es ist leider bald darauf bei einem liberalen Zweckessen verlesen und verloren worden, so daß mich Anonymus verbinden würde, wenn er mir wieder eine Abschrift schickte). Der Vollständigkeit halber registrir' ich ferner, daß mir vor kurzer Zeit ein Landsmann in der „Augsburger Abendzeitung“ ein feierliches Senescimus zurief. Da man in jenen Kreisen von meiner Jugend keine Notiz genommen, so wundert mich nur, daß dort jetzt mein Alter auffällt. Unter solchem Publikum möchte ich aber auch nicht wieder jung werden. Wenn alle so wären, so würde ich jenen Landsmann eher bitten, mit mir zu beten, daß der liebe Gott mich meine letzten Tage unter einem andern Himmel verleben ließe, der den Musen milder lächelt als der bajuvarische.

Doch wollen wir nach diesem biographischen Rückblick wieder harmlos und in alter Weise von den jüngsten Wanderungen erzählen. Der Jahrtag, welchen der deutsche Alpenverein heuer nach Bludenz ausgeschrieben, lockte manchen Sommerfrischler aus seinem Standquartier. Das meinige war im Unterinnthal aufgeschlagen, in dem einst so ländlich-duftigen und jetzt so städtisch-ledernen Brixlegg. „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los“ —

möchte ich mit bekannten Versen sagen, die jetzt fast zu häufig citirt werden, aber gerade auf diesen Fall noch nicht angewandt worden sind. Ja, unser trefflicher Tambosi, unser Café national*), Herr Ludwig Gampenrieder, überhaupt unsere vornehmsten Kaffee-, Bier- und Kuchengärten haben ihre besten Gäste, ihre schönsten Leute ausrücken lassen, um das liebliche Oertlein geistig zu bajuvarisiren. Was ich jeweils empfunden habe, wenn sie so Stück für Stück aus dem Eisenbahnwagen hüpften und von der heiligen Tiroler Erde Besitz ergriffen, das läßt sich eher nachfühlen als beschreiben. Nunmehr trippeln sie bereits durch alle Auen und krappeln auch schon etliche Felsen hinan. Dabei sind sie so bergselig, so alpenfroh! Die Landschaft kann sich allerdings mit der Sendlinger Haide messen, und unter der Kramsacher Linde vergißt man sogar den Grünen Baum. Die Nahrung ist stellenweise ganz genießbar, und was Bedienung betrifft, so ist der Münchener nicht verwöhnt. Er kommt daher ohne Verdruß zur Einsicht, daß sie auch in Brixlegg nicht besser ist, als bei ihm zu Hause. Obgleich die kleine Colonie keineswegs in politischer Propaganda macht, so hat ihr magnetischer Einfluß doch schon bewirkt, daß Herr Hillepold, der Lebzelter,

*) Daß in unserm echtdeutschen München solche französische Schilde zu finden sind, ist doch auch ein Curiosum. Namentlich daß das Kaffeehaus, welches besonders volksthümlich oder national sein will, sich in einer fremden Sprache ankündigt, ist sehr seltsam. Anno 1870, zur Zeit des patriotischen Aufschwungs, soll ein Gast dem Besitzer eine hierauf bezügliche Bemerkung gemacht, dieser aber erwidert haben: Sprechen Sie's nur umgekehrt aus, Nationalkaffee, dann haben Sie das beste Deutsch.

Wachszieher und Passionsvorstand, seinen neuen Pumpbrunnen blauweiß anstreichen ließ. Möge er aus diesem Born nur unsere lautern, constitutionellen Grundsätze und in religiöser Beziehung jene aufgeklärten Ansichten pumpen, welche bei den bayerischen Wachsziehern von jeher gefunden wurden.

So lebten denn die andern alle, die Herren und Damen vom Isarstrand und aus andern Flußgebieten, in heiterer Anmuth zusammen und pflogen feiner Geselligkeit, während mich allein eine sanfte Melancholie unaufhaltsam in die nahen Wälder trieb. Um aber der allgemeinen Heiterkeit nicht ganz theilnahmslos zuzusehen und sich selbst auch ein Vergnügen zu bereiten, erhöhten die Eingebornen so rasch als möglich die früher so angenehmen Preise, so daß jetzt selbst ein Berliner die Landschaft nicht mehr „lächerlich billig" finden wird.

Wenn das Oertlein nur kein tellurischer Luftkurort, kein Stelldichein für alle fünf Welttheile, keine Völkerrast wird, wie sie Herr Dr. Mazegger zu Meran gegründet hat. Das kleine benachbarte „Badl" zu Mehren nennt sich allerdings bereits „Universalbad", und neulich sah man auch als unheimliche Vorboten in der Bahnhofsrestauration zwei schwarze Engländerinnen sitzen, die eine Suppe begehrten. Die deutschgesinnte Schenkin, unsere Leni, welche in die Zukunft blickt, ließ sie aber drei Viertelstunden vergeblich warten, worauf sie verdrießlich abschwenkten, so daß das garstige Omen wieder verscheucht war. Für das vielverlangende und vielbezahlende Britannien die erhabene Schweiz mit ihren fürstlichen Hôtelen und deren widerlichem Kellnervolk, für uns anspruchslose Germanen das wunderbare Land

Tirol mit seinen gemüthlichen Wirthshäusern und deren lieblichen Kellnerinnen!

Für mich selber gab es freilich schönere Zeiten, als ich hier allein noch alle fünf Welttheile repräsentirte und mit meiner kleinen Familie Völkerrast hielt — als noch die biederen Herren von Rattenberg, die würdigen Priester der Nachbarschaft, der Herr Bergrath Turner und der Herr Controleur Striemer von Brixlegg die Gesellschaft im kleinen Herrenstübel bildeten, als der wackere Ritter v. Pfeiffersberg auf Matzen noch die Abendunterhaltung leitete, bis wir fröhlich heimgiengen, oftmals singend, unter anderm auch:

Dumm sein, nit gscheidter werd'n,
Das ist unser Schicksal allhier auf Erd'n —

einziger, doch ausgiebiger Trost in einem conservativen Ländchen, wo die Weiber mit Schürhackeln auf die Würdenträger losgehen, welche die Schulen, diesen fressenden Landschaden, gar noch verbessern und dadurch noch lästiger machen wollen, als sie ohnedies schon sind.

Jetzt dagegen flüstert zu Brixlegg alles vorsichtig an der langen Table d'hôte im neuen Speisesaal; meine lieben Tiroler Freunde finden vor lauter Fremden selten Platz und bleiben lieber aus; jene wilden Weisen sind längst verklungen und man hört nur noch bildende Gespräche über die Descendenztheorie, die Bestimmung der Frauen, Friederike von Sesenheim u. dgl.

Ueberdieß hat jetzt auch das christkatholische Tirol seine Schmerzenskinder losgelassen und alle ausgesandt an diesen Gnadenort, seine Dörcher und Lahninger*), seine Karren=

*) Dörcher oder Lahninger heißt man in Tirol jene fahrenden

zieher insgesammt, seine Blinden, Krummen, Lahmen, Aussätzigen, die durch Gewährung ihres Anblicks namentlich das Mittagessen zu würzen suchen, und vor Drehorgeln und Ziehharmoniken möchte man fast aus der Haut fahren. Tirol ist nämlich nicht allein das Land der Wunder und der Räthsel, sondern auch das Land der Bettler. Die katholische Kirche macht jetzt bekanntlich ebenfalls in Volkswohl und verspricht, so man ihr die Direction überlasse, wenn auch nicht Bildung, doch Wohlstand für alle zu bringen. Hierzulande, wo doch alle fünf Minuten eine unnütze Capelle, alle halbe Stunden eine überflüssige Kirche, jede Poststation ein entbehrliches Kloster zu finden, wo also die Mittel so reichlich fließen — hier hat sie das versprochene Meisterstück noch nicht abgelegt und scheint's auch gar nicht vorzuhaben. Freilich, seitdem der Herr Erzbischof Manning eigentlich nur den irländischen Zuständen die rechte Höhe zuerkennt, nach welcher alle katholischen Völker trachten sollen, seitdem kann man die tirolischen immerhin als eine vielversprechende Vorstufe begrüßen. Allerdings versprach auch der Vatican, die ganze Welt mittelst des Syllabus glücklich zu machen, während er doch den eigenen Kirchenstaat, mit dem er hätte anfangen sollen, auf's schmählichste verlumpen ließ. Bei solchen Thatsachen darf sich der Wanderer nicht wundern, wenn er selbst im frommen Vinschgau das Sprichwort hört: „Bring mir ein Holz von der Kanzel, auf der noch nie gelogen worden ist."

Leute, welche theils auf Bettel, theils auf Handelschaft mit ihren Karren das Land durchziehen, Geschirre, Obst u. dgl. verkaufen, dabei aber der öffentlichen Sicherheit nicht ganz ungefährlich sind. Sie sind fast alle im obern Innthale und im obern Vinschgau zu Hause.

Nun aber fort und das schöne Innthal hinauf, an Märkten, Dörfern, Schlössern, an verfallenen Burgen und neuen Landsitzen dahin, um in der alten Stadt Hall zu landen und zum Bognerwirth in Absam zu gehen. Dort traf ich im Garten zwei befreundete Seelen, welchen es in der Welt auch leicht zu voll wird, so daß sie sich mit glücklicher Wahl dieses Absam, wo auch eine wunderthätige Mutter Gottes, als Herbstsitz ausersehen hatten. Das grüne Thal von Innsbruck und die Landeshauptstadt selbst und die Stubeier Ferner lagen im Abendschein so verklärt vor uns, wie ein Stück aus dem verlorenen Paradies. O du edler Friede, der uns da umwob, o du hehre Einsamkeit, die uns da umzog! Man glaubt wenigstens hundert Stunden jenseits der bösen Welt zu sein. Um aber auch der Sehnsucht nach dem Ueberirdischen einen sichtbaren Ausdruck zu geben, hat Herr Bogner in seinem mächtigsten Birnbaum hoch über der Erde ein Belvedere eingerichtet, eine kleine Tenne mit Geländer und drei Stühlen, wo die Aussicht noch schöner als in dem Garten, wo der Mensch bei einem edlen Weine die irdischen Sorgen, Begierden und Leidenschaften noch leichter vergißt, als unten. Wer den Sommer dort oben zubrächte, müßte ein edlerer Mensch werden. Ich meinte auf jener Tenne schon nach der ersten Viertelstunde selbst einige bessere Anwandlungen zu empfinden, wenigstens sagte ich im Geiste meinem alten Gönner, dem geheimen Rath ** in Berlin, der auch ein großer Verehrer der Einsamkeit, die Freundschaft auf, weil er mir's einmal als seinen Lieblingsgedanken anvertraut hatte: in Tirol ein altes Ritterschloß mit vier Eckthürmen zu erwerben, auf jedem Thurm eine Karthaune aufzupflanzen

und jeden Berliner niederzuschießen, der ihn etwa besuchen wollte.

Im Bogner Garten fand sich damals auch Herr Balthasar Hunold ein, der Geheimschreiber des Landesmuseums zu Innsbruck — kein schlechter Dichter und ein noch besserer Freund. Er hatte, als wir in Innsbruck angekommen, gleich alles zusammengerafft, was sich an geistreichen Männern so spät noch auftreiben ließ, und so verlebten wir unter seiner Aegide im goldenen Adler, wo auch Andreas Hofer einzukehren pflegte, einen anregenden Abend. So schloß der erste Tag.

Am zweiten fuhren wir von Innsbruck nach Landeck. Wer von der Landeshauptstadt gen Niedergang oder Westen trachtet, der geräth bekanntlich wieder in die Region der Stellwagen, denn die Bahn über den Arlberg ist wohl versprochen, aber noch nicht angefangen. In den letzten dreißig Jahren hat sich nun viel verändert auf dieser Welt, aber der rhätische Stellwagen ist sich gleich geblieben. Der unzerstörbare Hang zur Unbequemlichkeit, der dem bayerisch-tirolischen Stamme eigen, scheint seinem gegenwärtigen Wesen auch eine ewige Dauer zu verbürgen. Das schöne Beispiel, das vor fünf Jahren jenes Fahrzeug aufgestellt, das von Levico nach Trient gieng, das Beispiel, auf welches sogar öffentliche Blätter damals hingewiesen*) — jener Stellwagen voll italienischen Schwungs und hesperischer Behaglichkeit — diese germanischen Hauderer haben ihn noch immer nicht nachgeahmt. Dr. Martin Luther gieng bekanntlich nicht in die Walhalla, „weil er zu groß für das

*) Vergl. Ein Gang nach Luserna. A. Z. 1869. Nr. 145 u. ff. B.

Haus" — im gleichen Fall mag sich auch mancher andere diesen wandernden Walhallen gegenüber befinden, aber am Ende, da wir doch weiter müssen, schlüpfen wir gleichwohl unter Angst und Noth in den engen Kasten und suchen unter Frictionen aller Art auf den schmalen Sitzen unsere Plätze einzunehmen.

Auch ein anderer Gegenstand ist noch unverändert derselbe, nämlich der tirolische Stellwagenkutscher. Die mächtigsten Potentaten haben sich mittlerweile beschränkende Constitutionen gefallen lassen und auf die theuersten Kronrechte verzichtet, aber die Tyrannei des Stellwagenkutschers ist noch ungebrochen. „So, Frau Doctorin," sagt er grüßend zu einer alten, dicken Baderswittwe, die an der Straße schon mit etlichen Schachteln wartet, „so, Frau Doctorin, steigen Sie hinten nur einhi: es ist noch Platz genueg!" „'S sin' schon acht herinnen!" jammern da acht männliche und weibliche Stimmen aus dem Kasten heraus — „mehr gehen nicht herein!" „O, da sind schon elf und zwölfe drinnen gesessen. Lassen Sie die Frau Doctorin nur einhi und vertheilen Sie ihre Schachteln unter einand, damit's keinen Unfrieden giebt; der Weg ist einmal z' naß für a solche Frau!" Während die Frau Doctorin hinten einsteigt, setzen sich vorne auf den Bock zwei engere Freunde des Tyrannen, die mit ihren breiten Buckeln und Hüten ganze Thäler verdecken. „Aber man zahlt ja mehr für's Cabriolet, weil man etwas sehen will!" „Ja, die Burschen da wollen halt auch was sehen. Sie müssen grad zwischen durch schauen. Das gewöhnt sich bald."

Da der Kutscher meistens jung ist, so spielt neben Vater Bachus auch Frau Venus in den Geschäftsgang sehr

merklich hinein. Damals war kein Wirthshäuslein Thal auf und ab, in welchem unser Hansele nicht beiden Gottheiten opferte. Es wäre ihm aber auch gar zu schwer geworden, sie zu umgehen. Mehreremal schien er mit sich selbst zu ringen, aber wenn die liebliche Schenkin auf die steinerne Vortreppe trat und wehmüthig nachrief: „Hansele, fahrst gar vorbei?“ so bewirkte dieß jeweils in seinem Innern einen vollständigen Umschlag „Richtig,“ sagte er dann, wie wenn ihm etwas Vergessenes wieder eingefallen wäre, „richtig, da muß ich ja einen Brief abgeben! Kimm glei wieder.“ So gieng er hinein in den Venusberg und ließ uns nur das Nachsehen. Meistens blieb er so lange aus, daß er alle zehn Gebote hätte übertreten können, doch nehmen wir lieber an, daß er kein einziges verletzt habe. Angenehmer wäre es allerdings gewesen, wenn er uns zu seinen unschuldigen Freuden Zutritt gestattet hätte, allein sein „Kimm glei wieder“ war für uns ein verständlicher Wink, den Wagen nicht zu verlassen, so daß uns nichts übrig blieb, als mittlerweile auf trockenen Sitzen die Natur zu bewundern. Leider aber wurde uns dann an den statutenmäßigen Erholungspausen, d. h. auf den Umspannstationen, die Zeit wieder abgeschunden, welche Hansele bei seinem sporadischen Götterdienst vertragen hatte. So kam es, daß wir Passagiere unter Tags beim besten Willen kaum unsern ordentlichen Mannstrunk zuwege brachten, während wir seinen Consum ungefähr auf fünfzehn Seidel anschlugen. Nicht läugnen wollen wir aber, daß uns in diesen Tagen die innere Schönheit des Fuhrmannslebens wieder von neuem aufgieng. Was mag für einen empfindsamen Jüngling wünschenswerther sein, als die Jahre der Jugend so

gewissermaßen in einer Pappelallee von trauten Freundinnen zu verleben, täglich mit ihnen zu verkehren und seine Ideen alle mit ihnen auszutauschen! Ja, wir erkannten neuerdings, welch tiefes und wahres Gefühl in jener Strophe liegt, die ein niederbayerisches Liedchen schließt und also lautet:

Fuhrmannsbue bin ich schon fünfthalb Jahr,
Fuhrmannsbue bleib ich noch lang;
Kann wohl sein daß ich stirb,
Eh' ich was anders anfang.

Die Oberinnthaler, welche von Zierl bis zur Finstermünz, und die Obervinschgauer, welche von da bis gegen Mals hinunter wohnen, zeigen einen sehr ausgeprägten Charakter, der aber leider ganz anders sein sollte, als er ist. Die geschmeidige Liebenswürdigkeit, mit der die Unterinnthaler, ihre Wirthe, deren Gattinen und Töchter, Kellnerinnen und Zimmerinnen, jeden Fremdling bestechen, sie kommt hier nirgends so vor. Die Menschen, namentlich die weiblichen, gewinnen in dem rauhen Klima eine nervöse Trutzigkeit, die man sonst in Tirol nicht findet. Man hört, in die Herberge tretend, kein „Grüß Gott", keinen „Guten Morgen", keinen „Guten Abend", ja nicht einmal ein „Helfgott", wenn einer niest. Sie scheinen übrigens diesen Anmuthsmangel auch selbst zu fühlen. Eine reifere Jungfrau, die ich später auf der Malser Haide ansprach und ausfragte, wie weit sie in der Welt herumgekommen, sagte: sie sei schon in Lindau und Kempten gewesen, und gab dann auf die Frage, wie es ihr dort gefallen, die bezeichnende Antwort: „O, recht gut! dort sind die Leute

gebüldet, nicht so stockböhmisch wie wir.“ Dieses Bewußtsein des Stockböhmischen trägt wohl auch dazu bei, diese Wesen so mißtrauisch und reizbar zu machen. Sie leben alle des Glaubens, die Leute, die aus der übrigen Welt zu ihnen kommen, seien nur hergereist, um sie zu „tratzen“. In der harmlosesten Ansprache suchen sie einen Fallstrick und ergehen sich dann in Gegenreden, die oft ganz witzig, aber nicht ebenso artig sind. Der friedliebendste Wanderer lebt da in einem fortwährenden Kriegszustand.

Die höflichste Person im Oberinnthal schien mir eine junge Wittwe, die Frau Posthalterin von Landeck, zu sein, eine anmuthige Diana in ihrer Nymphen rauhem Chor. Freilich hat sie sich auch als Folie einen Expeditor auserkoren, der ihre gute Naturanlage nur um so glänzender hervortreten läßt.

Wie die armen Engländer nach Deutschland, um zu sparen, so könnten die reichen Deutschen nach Landeck gehen, um dort in der großartigsten Landschaft ihre Erübrigungen los zu werden. Die Preise der Lebensmittel haben hier nämlich eine Höhe erreicht, welche sich fast mit der des Arlbergs vergleichen läßt. So mußte z. B. die höfliche Frau Posthalterin für mein frugales Abendmahl und noch frugaleres Gabelfrühstück, für Herberge, vierthalb Seidel Wein, Service und Bougie eine Rechnung aufbäumen, welche sich auf 4 fl. 6 kr. belief. Das wäre in Brixlegg halb so theuer und noch einmal so gut gewesen. Ich sagte aber eben mit Fleiß: „sie mußte“ — denn sie würde solche Preise nicht ansetzen, wenn sie auch bei andern ihr Gedeihen fände und wenn sie sie vor dem ewigen Richter einst nicht verantworten könnte; nur war dieses Muß, so

traurig es für sie sein mochte, doch noch betrübender für mich.

Wenn die Oberinnthaler den heikeln Haufen der Touristen heranziehen und sich nicht etwa zur Erhaltung ihrer Sittenreinheit und Glaubenseinheit gänzlich absperren wollen, so dürften sie in den Manieren wohl etwas manierlicher, in den Speisen appetitlicher, in den Häusern reinlicher, in den Preisen etwas billiger werden. Ihr Muster, Vertrauensmann und Reichstagsabgeordneter ist bekanntlich Monsignore Greuter, und wir wollen hoffen, daß dieser für alles Schöne und Edle begeisterte Mann bei der ihm eigenen, so feinen Cultur auch seine Landsleute noch auf höhere Höhen der Menschheit führen wird, ohne daß sie in sittlicher Beziehung etwas zu verlieren brauchen.

Indem ich nun schließen will und daher diesen Bericht wieder durchlese, glaube ich zu entdecken, daß er keine Zeile enthält, aus der etwa etwer etwas lernen könnte. Dieß erfüllt mich mit hoher Befriedigung, denn ich habe auf das Didaktische principiell verzichtet. Wie jetzt immer deutlicher wird, bin ich zum Volkslehrer oder gar zum Professor nicht geboren. Ich erkläre z. B. dem deutschen Volk alle Jahre einmal, was ein Grödner, ein Enneberger, ein Ladiner ist, was in Tirol Servaus, Partschins, Verdings, was in Vorarlberg Dantermauses, was in München Siebzehnrübel oder Riedelbauch bedeuten; aber doch finde ich bei jedem Schritt und Tritt gebildete Männer, welche wieder nicht aufgemerkt haben und mir die naivsten Fragen stellen. Drum zieht sich meine Muse von der Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse jetzt ganz zurück und wirft sich lieber auf die Vorgänge in meinem Innern, auf die

Schilderung meiner Gefühle und Empfindungen. Da nun solches gerade auch das Feld der Lyrik ist, so scheint für diese harmlosen Darstellungen keine Ueberschrift passender, als: Lyrische Reisen.

München, im Dezember 1877.

Die vorstehende Erwähnung der Post zu Landeck war am 3. October 1873 in der A. Allgemeinen Zeitung zu lesen und schien den Sachkundigen nicht übel getroffen zu sein. Später schrieb mir indeß Frau Posthalterin Anna Müller, geb. Gasser, welche, zur Verkündigung aller ihrer Vorzüge sei's gesagt, auch eine Nichte des hochwürdigsten Bischofs von Brixen ist, einen sehr artigen Brief, in welchem sie vorstellte, daß sie als Wittwe einen schweren Kampf ums Dasein zu kämpfen und viele Widerwärtigkeiten zu überwinden habe; sie sorge für annehmbare Küche, gute Weine, habe ihr Hotel neu eingerichtet und glaube noch nie jemand überhalten zu haben. Da ich ihr durch das erste Capitel der Lyrischen Reisen großen Schaden zugefügt, so sei es an mir, diesen wieder gut zu machen Ein einladender Artikel über das schöne, aber arme Oberinnthal, „seine prachtvollen Ausflüge, seine herrliche Luft und seine freundlichen Menschen“ (?), er würde vieles ausgleichen.

Es ist schon zuzugeben, daß das Hotel zur Post in Landeck damals, nämlich am 19. Sept. 1873, einen übeln Tag hatte. Es ist verschiedenes vorgekommen, was auf die Stimmung nicht ganz günstig wirken konnte. Des Abends bald nach der Ankunft sagte mir z. B. die Frau Postmeisterin, es sei ein Packet für mich vorhanden, das dem Anscheine nach mehrere Briefe enthalte.

„Längst erwartet!“ bemerkte ich; „die müssen schnell beantwortet werden. Wenn geht die Post nach Innsbruck, nach München?“

„Morgen früh halb acht Uhr.“

„O, so machen Sie, daß ich die Briefe heute noch bekomme!“

„Ja, der Expeditor ist schon fort —“

„Ist er weit weg?“

„Gar nicht weit; aber es geht nicht; er kommt nicht; er ist zu eigensinnig.“

„Nun, dann hoffe ich, daß ich das Packet wenigstens morgen früh bekomme und zwar um sechs Uhr, sonst ist die Zeit zu kurz.“

Die Frau Postmeisterin sah mich bedenklich an, sagte halblaut: „Ich hoffe auch!“ und dabei hatte die Sache vor der Hand ihr Bewenden.

Am andern Morgen stand ich zeitig auf, gieng um sechs Uhr in die Gaststube hinunter und fragte die Kellnerin, die eben zur Stelle war, ob der Expeditor schon da sei. — „Das weiß ich nicht,“ sagte diese unwirsch, indem sie sich abdrehte, „da müssen Sie schon jemand andern fragen.“ Eine so unartige Antwort wird man in Tirol, wo die Kellnerinnen fast ausnahmslos sehr höflich sind, wohl nur selten zu hören bekommen; doch schien es nicht der Mühe werth, sich dabei aufzuhalten. Ich gieng daher an die Thüre der Expedition und klopfte drei Male, immer vernehmlicher, aber es rührte sich nichts. Ein altes Bäuerlein, das eben hereinkam, um seinen Morgenschnaps zu genießen, wisperte mir zu, er sei schon drinn; vom Fenster aus

könne man ihn sehen. Ich gieng daher auf die Freitreppe vor der Hausthüre und sah da wirklich durch das Gassenfenster den Herrn Expeditor an seinem Tische sitzen und seine Morgenpfeife rauchen. Er hatte sein Tagewerk noch nicht begonnen, sondern sah ihm vorerst nur in stiller Beschauung entgegen.

„Bitte, Herr Expeditor, geben Sie mir doch das Packet dort heraus; es liegt vor Ihnen."

„Vor sieben Uhr ist kein Geschäft," sagte der Andere, indem er sich mit rollenden Augen nach mir umdrehte und einen alten, runzeligen Dragonerkopf mit einem grauen Schnurrbart erscheinen ließ.

„Die Post geht um halb acht; ich muß die Briefe jetzt haben, sonst ist keine Antwort möglich."

„Geht mich nichts an; vor sieben Uhr wird nicht aufgemacht."

So ging's hin und her; die Reden wurden immer heftiger; es kam darauf an, wer jetzt der gröbere sein würde. Glücklicher Weise neigte sich die Siegesgöttin auf meine Seite und zuletzt riß der Expeditor im höchsten Zorn die Thüre auf, ich trat ein und nahm mein Packet zu Handen.

„Das ist aber ein ungehobelter Mensch," bemerkte ich bald darauf der Frau Postmeisterin, „fast ein Flegel, wenn man so sagen dürfte. Der wird Ihnen wenig Leute herziehen."

„Sie haben Recht," entgegnete Frau Anna Müller, geb. Gasser, in einiger Verlegenheit — „aber ich thue ihn nicht weg, weil er gar so ehrlich ist."

Der üble Eindruck, den der ehrliche Expeditor gemacht,

wurde durch die Rechnung der Frau Anna Müller keineswegs beseitigt. Wir finden da z. B. für die Stube einen Gulden aufgeschrieben, während der übliche Preis in tirolischen Landwirthshäusern, alle Posten und „Gasthöfe" mit eingeschlossen, nie über siebzig Kreuzer steigt, zuweilen sogar bis auf dreißig herabgeht. Ein verschmorter, ungenießbarer Entenflügel, der, allerdings in sehr feinem Geschirre, als Abendimbiß auftrat, ist ebenfalls mit einem Gulden angesetzt und war eigentlich gar nichts werth. Ein ledernes Stück Rindfleisch in einer schlampigen Sauce, das andern Vormittags als Gabelfrühstück aufgetragen wurde, ist zu achtzig Kreuzern notirt, war aber auch von der Art, daß es nie hätte aufgetragen werden sollen.

Für den Fall, daß die Oberinnthaler den heikeln Haufen der Touristen wirklich heranziehen wollen, kann ich daher nur den oben gegebenen Rath wiederholen.

Indessen mag auch jener Artikel in der Allgemeinen Zeitung nicht ohne gute Einwirkung geblieben sein. Frau Anna Müller beruft sich auf Herrn Professor Kaltenegger aus Wien, welcher nach mir kam und in der That, was gerne gemeldet wird, sich sehr zufrieden geäußert hat.

II.

Von Landeck nach Mals.

Im Herbste 1873.

Unser erster Bericht ist zu Landeck im Oberinnthal stecken geblieben. Von dort gieng die Fahrt über den rauhen Arlberg hinunter nach dem freundlichen Bludenz, wo der deutsche Alpenverein seinen Jahrtag hielt. Nach diesem wurde das regsame Feldkirch, das feine Bregenz besucht und der Tag der Sedaner Schlacht mit Herrn Dr. Völk zu Schachen bei Lindau still aber würdig gefeiert. Hierauf folgte der Jahrtag des schweizerischen Alpenvereins zu Herisau und dann ungefähr auf demselben Wege die Rückkehr nach Tirol.

Vorarlberg — schönes Land, schöne Leute, schönes Leben! Aber dennoch dünkt's mir bedenklich, diese Tage zu schildern. Würde ich alle Freundlichkeit aufzählen, die mir dort erwiesen worden, so könnte dieß daheim gar leicht als Eitelkeit ausgelegt werden; würde ich aber nur von der Landschaft, von Berg und Thal, Burgen und Wasserfällen sprechen, so möchten die Vorarlberger ihrerseits sagen: „Aber wo bleiben denn wir? Hat der Scribent die ver=

gnügten Stunden, die wir ihm bereitet haben, schon ganz vergessen?"

Wie aus diesem Dilemma glücklich herauszukommen — das wird fortan der Gegenstand meiner ernstesten Erwägungen sein; vorderhand aber scheint es rathsamer, jene Tage etwas zurückzustellen, den Faden wieder in Landeck anzuknüpfen und ihn in südlicher Richtung weiter zu spinnen. Obgleich nun diese Wanderbriefe wirklich nur dem schönen Vorarlberg zuliebe begonnen wurden, so springt einstweilen nach dieser Aenderung des Planes doch wieder eine Reise in Tirol heraus, so etwas wie „Herbsttage" oder dergleichen — eine seit langen Jahren, wenn auch mit langen Unterbrechungen, geübte Praktik, die vielleicht manchem etwas „abgetreten" scheinen dürfte.

Indessen soll's an Vorsicht und möglichster Schonung des Publicums nicht fehlen. Um meine früheren Schilderungen nicht mit eigenen Deckfarben zu übermalen, will ich von der Landschaft so wenig als möglich reden — nur etwa so viel, daß der Leser sich einen Begriff machen kann, wo der Schriftsteller sich ungefähr befindet. Dagegen werd' ich manche Betrachtungen anstellen, welche mir früher nicht zugegangen sind, einiges besprechen, was früher nicht besprochen wurde, obgleich es auch am Wege lag, und endlich Erlebnisse zu erleben suchen, die ich bisher noch nicht erlebt habe.

Und nunmehr zur Sache!

Die Landschaft von Landeck aufwärts bis gegen Finstermünz ist das Musterbild einer erhabenen Monotonie. Unten fließt der Strom, daneben zieht im engen Thale die Straße, rechts und links sind himmelhohe Berge, an denen nur

Wald und Schrofen abwechseln. Doch findet sich auf der rechten Seite noch hie und da ein bebauter Streif, der, breit oder schmal, in die Höhe geht und Felder, Wiesen, Häuser, Kirchen trägt. Die Orte im Thalgrunde liegen weit auseinander und entbehren aller jener Reize, die sonst den Alpendörfern eigen sind. Was nicht der Pfarrer, Doctor oder Apotheker bewohnt, ist trauriges Gemäuer. Die Häuser stehen eng beisammen — dicke Mauern, kleine, tiefstehende Fenster, finstere Gänge, schmutzige, ungesunde Stuben — ein versteinerter Unsinn aus längst vergangenen Tagen. Diese Häuser zeigen weder jene Lauben, auf denen sich die Nelken wiegen, noch jene niedlichen Blumengärtchen, die anderswo den Eingang der Wohnung zieren. Auch die vorspringenden Dächer fehlen. Dagegen scheinen die steinernen Wände elastisch zu sein. Mitunter bildet die Mauer unten einen vorfallenden Bauch oder in der Mitte ein Geschwür oder oben einen Kropf, ohne daß das Gleichgewicht dadurch gestört wird. Dabei ist alles, was zerbrechen kann, zerbrochen: die Thüren, die Fenster und das Dach. Durch die Wände gehen klaffende Risse, die schon Jahrhunderte alt sein mögen. Zwischen den Wohnhäusern stehen hölzerne Scheunen, die eben so verlottert und verkommen sind, wie ihre steinernen Nachbarinnen.

Der Steinbau, sowie die romanischen Orts- und Flurnamen, die schon um Landeck sehr zahlreich auftreten, sie zeigen uns, daß wir da auf dem Boden einer uralten, lateinischen Civilisation stehen. Aber die Söhne der Scipionen haben hier nur Schmutz und Unflath hinterlassen. Ein deutsches Alpendorf im bayerischen Gebirge, im Bregenzer Wald, im Appenzeller Land verhält sich zu diesen

Gründungen der Welteroberer wie eine Gartenlaube, in der die Grazien schäkern, zu einem modernden Schweinestall.

So schmutzig diese Dörfchen sind, unsere Nachbarn strecken doch immer die reinen Hände darnach aus. So eben lese ich im „Tiroler Boten" wieder zu meinem Schrecken, daß sie in der Wälsch*) neuerdings verschiedene Landkarten verfertigt haben, auf denen — nicht zum erstenmal — Mutter Italia in ihrer natürlichen Toilette, will sagen: in ihren natürlichen Gränzen, erscheint. Große Nationen, wie die italienische und französische, halten ihre Nachbarn immer in der Zwickmühle. Kommen sie mit den nationalen Grenzen nicht weiter, so spielen sie die natürlichen aus; sind die natürlichen zu eng, so begehren sie die nationalen. Im Innthal soll also künftighin das königlich italische Zollhaus an der Finstermünz aufgestellt werden. Mich wundert nur, daß sie nicht auch gleich das mir so theure Landeck und die Frau Posthalterin annectiren wollen. Es käme ja nur aufs Illuminiren an, und das bischen Farbe könnte man doch dransetzen!

Mitunter wird die erhabene Monotonie durch ein auffallendes Menschenwerk unterbrochen. So stechen z. B. die Mauern und Zinnen von Laudeck lange Zeit mit einer Frechheit in den blauen Himmel, als wenn sie ihn spießen

*) Ein sonderbarer Sprachgebrauch ist es, daß im deutschen Südtirol das niedere Volk Italien nicht anders als „die Wälsch" nennt. Z. B. der Wein kommt aus der Wälsch; er verkauft sein Vieh in die Wälsch. Das ladinische Thal von Enneberg heißt bei den Deutschen bekanntlich die Krautwälsch. Ebenso sagt man in den deutschen Dörfern des Nonsbergs: in die Deutsch hinunter gehen, in der Deutsch bleiben — womit man zunächst das deutsche Etschland meint.

wollten. Jenen Namen trägt übrigens eine alte, zwei Stunden von Landeck auf ragenden Felsen gelegene Burg, die im Innern längst verfallen ist. Nicht weit darüber steht in hohen Lüften und im grünen Wald ein weißes Haus mit doppelter Fensterreihe und einem Capellenthürmchen, ein Gebäude wie ein Lustschloß, nämlich das Bad von Obladis. Dasselbe ist eigentlich ein nordisches Tibur, wo Jupiter zwar nicht langen Frühling, aber eine sehr lange Mittagstafel und ein reichliches Abendmahl gewährt, so daß dieses Lustschloß immerhin ein Winkel ist, der gar vielen Betrübten vor allen andern lacht. Heuer haben sich nicht wenige Priester aus dem Reiche dahin geflüchtet, um sich die jetzige Diocletianische Christenverfolgung aus dem Kopfe zu schlagen, was ihnen unter Mitwirkung der hier obwaltenden Forellen und Haselhühner über Erwarten gelungen sein soll. Um ihre Trauer über den Gefangenen im Vatican, „der nur noch von Einbrennsuppen lebt" *), auf ein Minimum zu reduciren, hat, wie man sagt, der bekannte Probst K** sich erboten, auch hierher zu kommen, einige Frauenzimmer mitzubringen und eine ultramontane Spielbank aufzuschlagen; allein die Hochwürden von Obladis haben — so erzählt man — dieses Offert mit Entrüstung zurückgewiesen. Darin wird ihnen jeder Vernünftige Recht geben, denn auf jener Höhe des Mittelalters und der großen Zeiten der Kirche, wo es so zugieng, sind wir doch

---

*) Eine jetzt in Tirol sehr übliche Kanzelphrase. Auch soll der heilige Vater in seinem Gefängniß nur noch auf einem verfaulten Strohsack liegen und einzelne Halme daraus werden von den Hausirern mit großem Vortheil an die Landleute verkauft.

noch nicht angekommen. Freilich behaupten einige Unvernünftige: jenen jungen, vollsaftigen, heißblütigen Zeloten sei es im jetzigen Kampfe weniger um die himmlische Seligkeit, als vielmehr um jene Lebensherrlichkeit auf Erden zu thun, und deßwegen bäten sie den lieben Gott täglich um ein Publicum, das schon mit verbundenen Augen auf die Welt käme; allein diese Behauptung kann nicht bewiesen werden, wenn man nicht etwa die Geschichte der Franciscanerinnen von Pirmasenz oder viele ähnliche Erscheinungen unserer Tage sprechen lassen will.

Die religiöse oder vielmehr clericale Frage dringt jetzt dermaßen in alle Schweißlöcher oder Poren des deutschen Volkes ein, daß auch wir auf dem Bocke — nämlich der Kutscher und ich — sie zu discutiren begannen. Wir waren eben daran, den beiderseitigen Standpunkt festzustellen, als wir auf der Straße ein seltsames Wesen daherkommen sahen. Es trug einen breiten Strohhut und schwang einen Thyrsusstab, welche beide mit Blumen umwunden waren. Es näherte sich unter zierlichen Schwingungen und mit lauten Aeußerungen eines fröhlichen Herzens, so daß man vermuthen konnte, es dürfte eine junge Bacchantin sein, die etwa einem Hochzeitsmahl entschlüpft. Als die Erscheinung aber ganz nahe herangeschwebt war, bemerkten wir Andern mit Leidwesen, daß es eigentlich ein altes Weibchen sei, welches sich heute eben einen guten Tag angethan. Wir fragten, was sie vorhabe, worauf sie uns mit weinseliger Heiterkeit erzählte: daß sie jetzt aus dem Etschland komme und nach Maria Einsiedeln wallfahrten gehe und daß mehrere gute Leute, für die sie daher beten müsse, die Kosten dieser Unternehmung zusammengeschossen

hätten. Wenn nämlich hierzulande die Wohlhabenden eine gelobte Wallfahrt nicht selber ausrichten können, so entsenden sie arme Leute, die sonst nicht viel zu thun haben, und ersetzen ihnen die Reisespesen. Ich dachte mir: hilft's nicht, so schadet's auch nicht! und empfand große Lust, mich bei dem Actienunternehmen zu betheiligen. Ich fragte daher, ob die Subscription schon geschlossen sei und erhielt die beruhigende Versicherung, daß der Beitritt noch immer offen stehe. So legte ich denn fünf österreichische Kreuzer ein und bat die Gerantin, mich auch als Actionär zu betrachten, was sie feierlich versprach. Ich hoffe, daß wenigstens da kein Krach herauskommen wird.

Das auffallendste Menschenwerk im Oberinnthal ist die neue Straße über die Finstermünz. Kein Fuhrmann fährt vorüber, der sie nicht lobt und preist, kein Reisender, der sie nicht bewundert. Früher zog ein enges Sträßchen unten im Thal am Innstrom dahin bis zum uralten Wirthshaus in jener Klause und mußte dann in gefährlicher Steigung die Hochebene von Nauders erklettern, wobei oft allerlei Unglück passirte — jetzt nimmt der neue Heerweg schon bei Pfunds seinen Anfang und zieht gemächlich an der Felsenwand hin, immer höher und höher, bis er langsam, aber sicher dasselbe Ziel erreicht hat. Wie sich von selbst versteht, fehlt es an Tunneln so wenig, als an gigantischen Unterbauten. Die alte, halb verfallene Klause und weiland Herzog Siegmunds Jagdschlößlein zeigen sich jetzt tief unten am Wasser. Oben dagegen, an der neuen Straße, erhebt sich eine lange Flucht neuer, blaßgelber Gebäude im Alpenstyl, „das Hôtel zu Hochfinstermünz". Es steht, wie eine Inschrift lehrt, 3500 Fuß

über dem Meere, ist mit Lauben und grünen Fensterläden geziert und enthält mehr als zwanzig Zimmer, einen Speisesalon und andere Annehmlichkeiten. Hier sind Goethe und Schiller aufgestellt, an jener Wand prangt ein Zillerthaler und eine Zillerthalerin, welche beide al Fresco gemalt sind; anderswo hängen schöne Trachten- oder Landschaftsbilder, kurz, die plastischen Künste haben alles gethan, um der schrecklichen Einsamkeit in dieser Felsenwelt einigen Reiz zu verleihen. Aber die Unternehmer ließen sich leider in Wechselfälschungen ein und sitzen jetzt in bayerischer Haft. Ein Hausknecht mit zwei Mägden führt mittlerweile das Geschäft. In wenigen Tagen soll das Anwesen versteigert werden. Möge es in glückliche Hände fallen und für alle Gasthöfe des obern Innthals ein nachahmungswürdiges Muster der Reinlichkeit und freundlicher Sitte werden.

Dießmal blieben wir im besagten Hôtel über Nacht und schliefen unter der Aegide des Hausknechts einen ruhigen Schlaf. Am andern Morgen aber gieng ich dem Wagen voraus, um die Landschaft zu betrachten und ins Engadin hineinzusehen. So kam ich bis an die Veste Finstermünz, die in den Jahren 1836—1840 aus grauem Granit erbaut worden ist. Sie steht in einer großen Felsenhöhle, ist mit Mordwerkzeugen angefüllt, allenthalben mit Schußscharten durchbrochen und gehört einem mystischen Styl an, dessen Benennung ich lieber den Kunstkennern überlasse. Kurz vorher war mir auf der Straße ein junger Mann in militärischer Mütze begegnet, hatte mich begrüßt und mir gesprächsweise anvertraut, daß er aus der Festung komme und jetzt zum Frühstück ins Hôtel hinunter gehe. Vor dem Bau selbst wandelte ein anderer Krieger nachlässig

auf und ab. Da er wenig Unterhaltung zu haben schien, so sprach ich ihn freundlich an, wünschte ihm einen guten Morgen und fragte, wie er sich befinde. Er gestand mir zu, daß der Aufenthalt hier allerdings sehr sicher, aber etwas einförmig sei — daß sich die Festung Finstermünz nenne und daß er den dritten Theil der Besatzung bilde. Der Befehlshaber oder Corporal (derselbe, der mir begegnet) sei eben zur Morgensuppe ins Gasthaus gegangen, der andere Kamerad liege noch in süßem Schlummer hinter den Festungsmauern und er selbst gehe jetzt in der Morgensonne da hin und her, weil er sonst nichts zu thun habe. Uebrigens seien sie Kärntner alle drei und vom Regiment Maroitschitsch.

Wie sich die Zeiten ändern! Da ist in früheren Tagen oft ganz Tirol auf den Beinen gewesen und hier in voller Rüstung an der Bündner Grenze gestanden, um die Heimath vor den schlimmen Engadinern zu wahren, und jetzt reichen am gefährlichsten Punkte drei Kärntner aus und unter ihrem Schutze schlafen achtmalhunderttausend Tiroler ohne Angst und Sorge vor dem bösen Feinde! Wie die drei Männer im Grütli als ein Symbol der Freiheit, so erscheinen mir die drei Kärntner in der Finstermünz als ein Symbol des Friedens. Wenn uns Deutsche unsere Größe einmal zu jucken anfängt und unsere herrlichen Armeen etwas gar zu tief in unsere Taschen steigen, so wollen wir an die drei Kärntner denken und einen Trost darin finden, daß wenigstens in der Finstermünz das Reich des ewigen Friedens schon begonnen hat. Möge es sich immer mehr nach allen Himmelsgegenden ausdehnen und möge die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Rachegelüste unserer westlichen

Nachbarn in ihrem römisch-katholischen Christenthum so aufgegangen sein werden, daß unsere Kriegsminister, wenn sie sparen wollen, nur je drei Kärntner zu verschreiben brauchen, um ihnen nicht blos Ulm und Ingolstadt, sondern auch Metz und Straßburg zu übergeben, und daß dann die vierzig Millionen Deutsche ebenso ruhig vor den Franzosen schlafen können, wie jetzt die Tiroler vor den Engadinern.

Nachdem wir die Festung hinter uns gelassen, kamen wir bald hinaus in das freie Feld, wo Nauders liegt mit seinem alten Schloß und nachdem wir gestern Abends noch die Post zu Pfunds kennen gelernt, erhielten wir nun auch Gelegenheit, die Post von Nauders zu studiren. Die Post von Nauders und die Post von Pfunds — es ist schwer zu entscheiden, welche mehr Grausen erregt. Da hängt der Rauch von tausend Centnern Knaster am Getäfel und die kleinen Fenster und die rauhen Dielen sind seit Menschengedenken nicht mehr gescheuert worden. Obgleich man in die Zechstube einige Staffeln hinaufsteigt, glaubt man doch wegen der obwaltenden Dunkelheit in ein Burgverließ oder eine Höhle zu treten. Ja, wer nur einige Räuberromane gelesen, der wird sogleich an Calabrien und Sicilien denken. Zu Nauders ist noch das alte bajuvarische Herrenstübel zu sehen, nämlich ein hölzerner Verschlag in der größeren Zechstube. Dieser Verschlag vermehrt aber nur die Unheimlichkeit des Orts — denn wer weiß, was er verbirgt? Als wir eintraten, knisterte ein bedenkliches Flüstern in dem Gemach. Da sitzt er drinnen, dacht' ich mir, der Räuberhauptmann! Als ich aber durch die Thüre guckte, war's zur angenehmen Ueberraschung die Frau Posthal-

terin, welche mit einer Freundin das Frühstück einnahm. Sie grüßte allerdings nicht, sondern blickte mich vielmehr strafend an, als wolle sie sagen: Warum bist du nicht zu Hause geblieben? Was thust du in Nauders?

Die Frau Posthalterin zählt jetzt einundsiebzig Frühlinge, ist bis zu ihrem siebzigsten Lebensjahre Jungfrau geblieben und hat als solche im vorigen Sommer ihrem fünfundzwanzigjährigen Expeditor die Hand gereicht, welcher sich derselben immer würdiger zu machen sucht. Man hoffte, die Neuvermählte werde sich in den Armen ihres jungen Gatten etwas verjüngen und auch ihre Anstalt den modernen Anforderungen etwas näher rücken — aber wer weiß wie's geht? Solange die Flitterwochen währen, kann man allerdings nicht begehren, daß die Liebenden auch an die übrige Welt denken sollen, allein jene scheinen sich sehr in die Länge zu ziehen, und so ist denn bisher alles beim Alten geblieben.

Bei solchen Gelegenheiten fragte ich mich öfter: wie der hochverehrte Herr Carl v. Glotz, der k. k. Postdirector zu Innsbruck, dessen lithographirtes Porträt in alle diese Spelunken gedrungen ist, auch nur im Bilde da aushalten kann?

Das Thal wird nun breiter und etwas anmuthiger. Man sieht die kleine Etsch als Wiesenbächlein daherrieseln und geräth dadurch in geistige Beziehung zum Adriatischen Meer, die jedoch nicht sehr warm macht; der berühmte Ortles mischt sich ebenfalls in die Scenerie; aber wenn der Wanderer nicht vorher weiß, wie er heißt, so kann er ihn da leicht für einen gewöhnlichen Schneeberg ansehen, denn er schaut sehr anspruchslos in das Hochthal herein,

weil nur seine obere Hälfte sichtbar. Manche halten gar viel auf die malerische Schönheit der drei Seen, die sich nun folgen, aber mir scheint, aufrichtig gesagt, der eine langweiliger als der andere. So oft ich an die wechselnden Reize des Brennerwegs dachte, fing's mich überhaupt zu reuen an, daß ich mich in diesem Leben noch einmal daher verirrt hatte. Wie der alte Wirth in der Finstermünz vor vielen Jahren mir und meiner Gesellschaft dreimal feierlich vorgesagt: „Nit ins Engadin, nit ins Engadin, nit ins Engadin," so hätte ich mir bald vorgenommen, dem ganzen großen Deutschland feierlich zuzurufen: „Nit ins Oberinnthal, nit ins Oberinnthal, nit ins Oberinnthal" — als der weite Schlund, in dem wir bisher gefahren, plötzlich abbrach, vielmehr in eine schiefe Ebene übergieng und die grüne Malser Haide vor uns lag. Mals, der Markt, und Glurns, die Stadt, Marienberg, das Kloster, allerlei Dörfer und Schlösser winkten von unten herauf und über allen thronte in weißer Majestät der erhabene Ortles, der nun in seiner ganzen Größe vor uns stand. Gott sei Dank! Anderes Land, andere Leute!

Obwohl ich schon öfter in Mals gewesen, so war ich doch noch nie nach Marienberg hinaufgestiegen; eben deßwegen aber hatte die Sehnsucht, das berühmte Stift auch einmal zu sehen und mit seinen gelehrten Insassen bekannt zu werden, so mächtig überhand genommen, daß ich dießmal, gerade um sie zu stillen, den weiten Umweg über das Vinschgau eingeschlagen.

Und nun lag es vor mir, dort oben am Waldesrand, vornehm ans Gebirge hingegossen, ein weißer Haufe von verschiedenen Gebäuden, darunter auch die Stiftskirche, aus

welcher ein weißer Kuppelthurm in die Höhe schoß — alles sehr reinlich anzusehen und, soweit man aus der Ferne urtheilen konnte, sehr modern — ein auffallender Gegensatz zum uralten Schlosse Fürstenburg, das gerade zu seinen Füßen an der Etsch liegt. Dies war einst ein Besitz der Fürstbischöfe von Chur, in schweren Zeiten oft auch ihr Asyl und ist jetzt noch ein großes, viereckiges Castell mit einem viereckigen hohen Thurme, alles vom Alter gebräunt und höchst ehrwürdig. Nach der Säcularisation wurde ein kaiserliches Rentamt in die Burg verlegt, jetzt dagegen ist sie armen Leuten zur Wohnung eingeräumt. Es sollen noch alte, halbverblichene Wandgemälde da zu sehen sein. Ich versparte mir deren Betrachtung auf den Rückweg, aber, wie die Folge zeigen wird, kam ich nicht mehr da vorbei.

So stieg ich denn beim alten Dorfe Burgeis vom Bocke, gieng über die hier sehr reißende Etsch, die mitunter einige Häuser mitnimmt, und wandelte dann den schlängelnden Bergweg hinauf, um St. Benedicts Jünger zu begrüßen.

Der Klosterhof stand offen; er war sehr sauber gekehrt, aber ganz menschenleer. Ein vertrauliches Prasseln, das aus der Unterwelt zu kommen schien, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich gieng ihm nach und fand mich bald an einer Thür und einer Treppe, welche in eine unterirdische Küche führte. Dort waren mehrere Dienstleute versammelt. Auf mein Ersuchen übernahm ein freundlicher Mensch alsbald die Aufgabe, mich im Kloster herumzuführen. Als wir aus der Küche getreten und unter uns waren, fragte mein Führer zuerst: „Haben Sie Frauen=

zimmer bei sich?" „Nein," sagte ich, „zur Zeit bin ich ganz allein." „Gut," erwiederte er, „dann hat's keinen Anstand."

Wir giengen zuerst in die Stiftskirche — eine sehr reinliche, helle Halle, in der jetzt auch eine neue, schöne Orgel glänzt. Was Alterthümer betrifft, so sind da nur zwei Grabsteine zu sehen, die in die Wand eingelassen sind. Der eine, der sehr ritterlich mit Wappenschild, Helm und Helmzierden prangt, ist Herrn Ulrich dem älteren, dem Vogt von Matsch, gesetzt, welcher im Jahre 1367 starb; der andere, weniger ansehnlich, ohne Schild und Helm, gilt einem andern Ulrich von Matsch, unter dessen Namen er das Wort occisus lesen läßt.

Die Herren von Matsch, deren Schlösser noch verfallen im nahen Matscher Thale stehen, waren nämlich die Schirmvögte von Marienberg, aber, wie dies in den ehrenfesten Ritterzeiten üblich, stets mehr bedacht, ihre wehrlosen Schützlinge zu quälen und zu berauben, als ihnen einen guten Dienst zu leisten. Einer dieser rohen Gesellen nahm einst (1304) eigenhändig den Abt, Namens Hermann von Schauenstein, gefangen und ließ ihn im nahen Schlinigerthal enthaupten. Dafür fiel er in den Kirchenbann, sollte Buße thun, that sie aber nicht, wurde dann von seinem nächsten Vetter erstochen und außer dem Kirchhofe verscharrt. Das ist die Erläuterung zu jenem occisus. Der damalige Steinmetz dachte sich übrigens: de mortuis nil nisi bene, und vergaß sich dermaßen, daß er sogar noch ein piae memoriae hinzumeißelte; aber dies kann die Welt nicht mehr bethören, seit Pater Justinian Ladurner in der Zeitschrift des Ferdinandeums (1871) alle Schandthaten jenes Scheusals aufgedeckt hat.

Aus der Kirche giengen wir in den Kreuzgang, der aber, hell und weiß, wie er ist, ans finstere Mittelalter nur schwach erinnert. Es hängen da die Bildnisse aller Marienberger Aebte, vom ersten bis zum heutigen, ihrer vierundvierzig an der Zahl. Es versteht sich, daß die älteren sämmtlich apokryph sind. Ein kluges, einnehmendes Gesicht zeigt Placidus Zobel, der eben die Infel trug, als die Bayern 1807 das Kloster aufhoben. Unsere damalige Bildung wußte zwischen einer Karolinger Urkunde und einem „Tabakstranitzel" wenig Unterschied zu machen und mag auch da recht übel gewirthschaftet haben. Beda Weber sagt wenigstens rundweg: Die Bayern zerstörten die Bibliothek. Daß sie auch den ganzen Kirchenschatz mit fortnahmen, versteht sich von selbst. Ueber diesen und andern Gräueln verfiel der Abt in Schwermuth und starb nach langem Wahnsinn zu Meran, eben als Kaiser Franz das Stift wiederherstellte. Jetzt ist dasselbe in gutem Gedeihen und hat in diesem Jahrhundert schon manche gelehrte Celebrität zu Tage gefördert.

Als wir den Kreuzgang durchwandelt hatten, sagte mein Führer: „So, nun haben wir alles gesehen, was gewöhnlich gezeigt wird." „Aber," entgegnete ich, „darf man denn nicht tiefer in diese Geheimnisse eindringen, das Refectorium betrachten, die Aussicht bewundern?" „Ja, wenn Sie vielleicht einen von unsern Herren kennen, der würde Sie wohl herumführen." „Kennen thu' ich mehrere, z. B. den großen Beda Weber." „Der ist schon lang gestorben zu Frankfurt am Main!" „Schade um den Biedermann! Den kleinen Albert Jäger!" „Der ist ja aus dem Orden getreten und lebt zu Innsbruck." „Meinen

lieben Pius Zingerle, den einzigen Menschen, von dem kein anderer Uebles spricht." „Der ist ja in der Traubenkur zu Meran." „Was ist zu thun? Da, nehmen Sie dieses Blättchen, da ist mein Name darauf gedruckt, und bringen Sie es dem Herrn Prior hinein; ich lasse mich empfehlen."

Der Diener verschwand; statt seiner erschien aber bald der Herr Prior, Pater Aemilian von Adam, ein offener, einnehmender Mann von noch nicht vierzig Jahren, der mich sehr freundlich willkommen hieß, sich freute, meine werthe Bekanntschaft zu machen und mich ins nahe Refectorium führte, welches eine lange, einfach und doch geschmackvoll gezierte Halle ist. Kaum hatte ich aber diese betrachtet und die herrliche Aussicht aus den Fenstern bewundert, so stand auch schon eine Halbe Wein auf dem Tische, an den wir uns nun setzten, um die Geschichte des Klosters vor unsern geistigen Augen vorübergehen zu lassen.

Diese Geschichte ist eigentlich noch gar nicht geschrieben. Seltsam scheint es, daß Beda Weber, der doch dem Stifte angehörte, dessen Historie in seinem weitläufigen „Land Tirol" mit wenigen Zeilen abfertigt. Staffler ist etwas gesprächiger und aus seinem Vortrage wollen wir hier gleichwohl wiederholen, daß die Herren von Tarasp 1090 zu Schuls im Engadein eine Benedictinerabtei gestiftet und diese 1146 auf die Anhöhe ober Burgeis, wo jetzt eben unser Marienberg steht, übertragen haben. Der Abt war schon seit Jahrhunderten Hofcaplan der Erzherzoge von Oesterreich, im Vormärz Landstand von Tirol und die Inful hatte er vom Basler Konzil erhalten. Das Kloster ist exemt, d. h. es steht unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhl zu Rom.

Nach einiger Zeit erhoben wir uns, um die Stiftsgebäude zu besehen, so weit sie nicht mein früherer Führer schon gezeigt hatte. Angenehm fällt die allenthalben herrschende Sauberkeit ins Auge; doch sind hier, da bei der Säcularisation alles Werthvolle weggeräumt worden ist, weder Alterthümer, noch Kunst- oder Literaturschätze zu finden. Die Büchersammlung steht in einem schönen Saale. Das Archiv wurde nicht geöffnet. Es soll bei der Klosteraufhebung nicht unmerklich, noch viel empfindlicher aber schon unter jenem Ulrich von Matsch, dem erstochenen, gelitten haben. Dieser habe nämlich alle jene Urkunden, die irgendwelche Rechtsansprüche der Marienberger hätten erweisen können, gewaltthätig wegtragen lassen. Sie sollen noch jetzt im Archive der Grafen von Trapp zu Churburg liegen, denn letztere haben im Jahre 1500 durch Heirath der Erbtochter die Güter der Matscher und damit auch ihre Archive an sich gebracht. Alle Versuche, die Urkunden zurückzuerhalten, seien bisher vergeblich gewesen. Unter diesen Umständen könne auch die Geschichte von Marienberg, so interessant sie sein müßte, zur Zeit nicht geschrieben werden.

Da das Kloster früher Gerichtsbarkeit hatte, so ist auch ein Kerker vorhanden, ein lichtloses, grauenvolles Loch, auch ein Rest aus den großen Zeiten der Kirche, der sehr verständlich lehrt, wie man damals die christliche Barmherzigkeit verstand.

Als wir ins Refectorium zurückgekommen, fand sich da auch Pater Basilius Schwitzer ein, ein annoch junger Mann aus dem Sarnthale, der seine Zeit jetzt geschichtlichen Studien widmet. Er ist eben beschäftigt, die latei-

nische Chronik von Marienberg herauszugeben, welche der Prior Goswin ums Jahr 1390 zusammengeschrieben hat. Dieser Prior wurde schon dazumal wegen seiner literarischen Verdienste zum erzherzoglichen Hofcaplan ernannt — ein Zeichen, wie frühe schon die Habsburger den Männern der Wissenschaft ihre Werthschätzung zu bezeigen suchten. Bisher ist sein Werk nur durch einige Auszüge und eine unzuverlässige Ueberarbeitung bekannt, welche vor Jahren in der Zeitschrift des Ferdinandeums erschien. Wenn Pater Basilius seine Aufgabe mit Fleiß und Verständniß löst, und namentlich wenn er die Chronik mit so belehrenden Erläuterungen bereichert, wie sie Rudolph Kink dem Codex Wangianus widmete, so wird seine Arbeit für die Geschichte seines Klosters, des Vinschgaues und des Engadins gewiß von großem Werthe sein.

Es freut mich übrigens, daß sich Marienberg aufs Vinschgau zurückzieht. Es ist — wenigstens in meinen Augen — schade, daß sich die gelehrten Herren daselbst fast immer mit Arbeiten beschäftigen, welche andere eben so gut verrichten könnten, während sie jene Aufgaben vernachlässigen, für die sie, so zu sagen, geboren sind. Marienberg sollte nämlich nach meinem Programm die Heimath der rhätischen Ethnologie werden. Auf der Grenze zwischen Germanien und Italien, zwischen dem jetzt deutschen, aber vor wenigen Jahrhunderten noch romanischen Vinschgau und dem heutzutage noch ladinischen Engadin, mit dem es früher in so vielfachen Beziehungen stand, sollte es eigentlich auch ein germanisch-ladinischer Musensitz sein. Der lange und interessante Proceß, wie aus dem alten Rhätier zuerst ein Romane und dann ein bajuvarischer Deutsch-

tiroler oder alemanischer Bündler geworden, wäre hier am leichtesten zu ergründen, die alten Sagen, die rhätischen und romanischen Ortsnamen, sowie andere Behelfe wären hier am leichtesten zu sammeln und, soweit es möglich ist, zu deuten. Hier sollte ein Hort entstehen für das Studium der deutschtirolischen und deutschbündnerischen, wie der wälschtirolischen und romanischen Dialecte. Wie jene mit Romanismen, so sind diese mit Germanismen durchschossen und es wären daher die fremden Bestandtheile beiderseits auszuscheiden und darzustellen.*) Historische Studien, die den ganzen rhätischen Boden bestreichen, müßten selbstverständlich nebenher gehen. Auch die Kunstgeschichte müßte emsige Pfleger finden, denn die plastischen Alterthümer an der Etsch und am Eisack sind noch immer zu wenig beachtet und erklärt. Da die rhätische Akademie, d. h. die aus den Sprach- und Geschichtsfreunden von Tirol, Graubünden und Vorarlberg zu bildende historisch-linguistische Gesellschaft mit Wanderversammlungen, welche ich vor zwanzig Jahren öffentlich angeregt habe, bisher nicht zu Stande gekommen ist, so vermache ich jetzt den Herren von Marienberg die ganze Idee mit allen Nutzungen und Lasten und bitte sie nur, ungesäumt den Boden zu ebnen, auf dem sich die besagte Akademie herumtummeln soll.

Wie nahe hier in der That alle diese Probleme liegen, das zeigt z. B. wieder das angenehme historisch-

*) Für die wälschtirolischen Dialecte hat allerdings Chr. Schneller in seiner Schrift über „die romanischen Volksmundarten in Südtirol" schon das meiste geleistet und es wäre da kaum noch eine Nachlese anzustellen.

linguistische Lüftchen, welches aus einer neu erschienenen Abhandlung herausweht, aus der man es gar nicht erwarten sollte.*) Man glaubt daraus unter Anderem zu entnehmen, daß die Angaben über den früheren Sprachstand im Vinschgau, welche bisher zunächst aus dem Bündner Geschichtschreiber Ulrich von Campell geschöpft wurden, sich ohne viele Mühe aus tirolischen Quellen bestätigen oder berichtigen ließen. So lesen wir in jener Abhandlung, wie der Abt Matthias Lang 1609 dem Landesherrn meldet, daß fast die ganze, seinem Gotteshause zugehörige Burgeiser Pfarrgemeinde sowohl in gemeinen Gesprächen als in öffentlichen Zusammenkünften sich „allein der barbarischen Engedeinerischen Sprach gebraucht.“ Diese Sprache sei an sich dermaßen so grob, daß sie weder geschrieben noch gelesen, auch von keinem, der nicht darin geboren, gelernt werden möge. (Fünfzig Jahre früher waren aber schon engadinische Bibelübersetzungen gedruckt worden). Daraus folge: „weilen das Volk theils teutsch weder versteht noch reden kann oder will,“ daß die Burgeiser weder durch Predigt, Katechisiren, Beichthören noch auf andere Weise in den Geheimnissen des christlichen Glaubens auch nur der Nothdurft nach unterrichtet werden können.

Uebrigens war mit dem ladinischen Idiom, so lange es hier gesprochen wurde, immer auch der Geruch der Ketzerei verbunden. Die Lehren der Reformatoren kamen nämlich damals aus dem Engadein herüber und wurden

---

*) Jurisdictionsstreit des Benedictinerstiftes Marienberg mit den Herren von Trapp. Von Pater Bernhard Koch. Programm des k. k. Gymnasiums zu Meran. 1872—73.

auf der Malser Haide sehr gern entgegengenommen. Noch heute zeigt man in Burgeis das „Luther-Söllerle,“ eine Laube, von der dorten das verbesserte Wort Gottes ausgieng. Darum erhielt auch der Richter zu Mals in jener Zeit vom Landesherrn den Auftrag: dafür zu sorgen, daß die engadeinische Sprache abgethan werde — er habe ernsthaft auf deutsche Schulhaltung zu gedenken. Deutsch und katholisch waren damals in diesem grünen Erdenwinkel ganz gleichbedeutend.

Im Jahre 1641 hatte einmal der Pfarrer von Burgeis einen großen Aerger über einen dortigen Bauern und vergaß sich darin so weit, daß er diesem scheltend zurief: er sei „ein halber Engadeiner,“ eine Aeußerung, die den Mann dermaßen verletzte, daß er einen förmlichen Proceß anstrengte. Er muß sie wohl ebenso aufgenommen haben, als hätte ihm der Pfarrer gesagt: er sei ein halber Ketzer, und dieß mag in jener späteren Zeit schon ein unangenehmer Vorwurf gewesen sein.

Mittlerweile war aber die Sonne hinter die Berge gesunken und es schien Zeit, ans Nachtquartier in Mals zu denken. Ich nahm herzlichen Abschied von Pater Aemilian, dem Prior, und verließ das Stift. Pater Basilius erbot sich, mir noch eine Strecke weit das Geleit zu geben, was ich sehr gern annahm.

Zuerst führte mich nun mein Begleiter zu einem uralten, dem heiligen Stephan geweihten Kirchlein, das etwa eine Viertelstunde südlich vom Kloster und ungefähr in gleicher Höhe liegt. Es soll schon lange gestanden haben, ehe Marienberg erbaut worden, und will überhaupt das

erste christliche Gotteshaus der Gegend und der Anfang des Stifts gewesen sein.

Nachdem wir das alte, aber schmucklose Kirchlein von innen und außen besehen hatten, gedachte ich denselben Weg, den ich heraufgegangen, wieder nach Burgeis hinunterzugehen und that diese Absicht meinem Begleiter kund, allein Pater Basilius entgegnete, wir seien jetzt auf einer ganz anderen Seite und schon viel zu weit von Burgeis abgekommen; es sei bedeutend näher, über Schleiß zu gehen, welches Dorf gerade unter uns im Thale liege. „Und wenn Sie erlauben," setzte er hinzu, „werde ich Sie nach Schleiß begleiten; wir gehen zuerst diese Wiese entlang und dann den Berg hinunter. Wir sind bald dort!"

Wir giengen nun durch eine feuchte, sanftgeneigte Wiese, einen nassen, schlüpfrigen Fußweg. „Es dauert nicht lange," sagte Pater Basilius tröstend; „wir kommen bald auf festen Boden." In der That standen wir nach kurzer Zeit vor einer hohen Hecke, welche die Wiese abschloß, aber doch einen engen Durchgang gewährte. Mein Begleiter schritt voran und ich folgte ihm. „So," sprach er sofort, als die Hecke hinter uns war, „jetzt haben wir festen Boden."

Wir standen am ersten Anfang eines schmalen Geisweglеins, das an der äußersten Böschung einer Steilhalde langgezogen ins Thal hinunter lief. Es war, um durch ein Bild zu sprechen, gerade wie wenn ein gelbes Schnürchen spiralförmig ums große Faß von Heidelberg gewunden wäre. Die Halde war ganz gras- und baumlos, nur hin und wieder zeigte sich ein niederer Dornbusch an dem Pfade. Links gähnte ein Abgrund, wie man selten einen

gähnen sieht. In schauerlicher Tiefe lag die weite, grüne Ebene von Mals und Glurns vor uns. Unter unsern Füßen strömte in schäumenden Wogen die Etsch dahin, aber so tief, daß ihr Rauschen kaum heraufklang. Ich betrachtete mir zögernd die Sachlage.

„Der Boden ist ganz fest!“ wiederholte Pater Basilius.

„Wird schon sein!“ sagte ich. „Aber mich genirt die Etsch da.“

„Die fließt ja tief unten im Thale; es langen sieben Kirchthürme nicht.“

„Eben das! So leicht ich von hier aus hinein spucken kann, so leicht kann ich auch hinein fallen, wenn ich einen Fehltritt thue.“

„Fehltritt?“ sagte Pater Basilius bedenklich. „Leiden Herr Doktor denn an Schwindel?“

„Mit Unterschied; von dem jetzt so beliebten Gründungs- und Wallfahrtsschwindel weiß ich mich vollkommen frei, aber ein redlicher Berg- und Alpenschwindel ist mir nicht mehr ganz fremd. Senescimus, sagt die ‚Abendzeitung‘.“

„Hm! wir gehen da auch im Winter hinunter, wenn wir in der Schleißer Kirche zu thun haben, bei Schnee und Eis.“

„Wird schon sein! Wenn ich aber jetzt im Herbst ‚derscheipe‘, werd’ ich im Winter schwerlich Gelegenheit haben, Ihre Agilität zu bewundern. Ferner sind die Schuhe, die mir Meister Anhell zu Brixlegg gefertigt, noch neu, etwas weit, an den Sohlen glatt und schlüpfrig.“

„Auch diesen Uebelstand werden wir mit Gottes Hilfe

überwinden. Es sind schon größere Wunder geschehen. Es wäre schade, wenn wir zurückgiengen; wir hätten eine halbe Stunde um, eine starke."

„So will ich denn in Gottes Namen an diese halbe Stunde mein armes Leben setzen. Es ist so nicht mehr viel dran. Ich habe jetzt Reu' und Leid gemacht, Don Basilio, und wenn mir etwas Menschliches begegnet, so bitte ich um ein einfach Begräbniß auf dem Friedhofe zu Schleiß. Ein Hüttchen in Tirol mit grünen Jalousieläden und der Aussicht in ein stilles Thal — ich hatt' es oft geträumt — nun wird vielleicht eine stille Klause daraus, ohne Jalousieläden, aber mit unermeßlicher Aussicht in die Ewigkeit."

„Ach, das Sterben sparen wir uns auf die Letzt', Herr Doktor."

„Meinen Nekrolog wollte einst Friedrich Lentner schreiben, aber der schläft schon seit zwanzig Jahren im kühlen Grunde zu Meran. Meine Grabrede würde Dr. Streiter halten, aber auch er ist dahingegangen und ruht im Frieden zu Bozen."

„Hm, was Grabreden betrifft, Herr Doktor, so werde ich Ihnen eine halten, mit der Sie gewiß zufrieden sind."

„Also gut! vorwärts! per aspera ad astra."

Nach diesem Zwiegespräch setzten wir uns in Bewegung. Pater Basilius gieng voraus, ich trippelte hinter drein. 'S war eben nicht zum Lachen, doch kamen wir ziemlich rasch vorwärts. „Fest auftreten," kommandirte mein Führer, „und nicht in die Etsch hinunter schauen!" Ersteres suchte ich bestens zu befolgen; letzteres war leicht gesagt, aber schwer gethan; denn der weiße Faden der

Etsch und das gelbe Fädchen des Wegs kamen mir in den Augen immer durcheinander. Dreimal stellten sich auch, fast senkrecht, die Rinnsale ausgetrockneter Wildbächlein entgegen, wo der Pfad noch schmäler wurde und sich schief abwärts neigte. Diese Stellen durfte man schon gefährlich nennen, aber Pater Basilius half mir mit starker Hand hinüber.

Nachdem wir eine gute halbe Stunde den Berg entlang und immer abwärts gegangen waren, kamen wir wieder in Gegenden, die mir mehr Vertrauen einflößten. Der Abhang zur Linken gieng allmählich in eine Halde über, die sich immer sanfter abdachte und zuletzt ein ebener Weidegrund wurde. Die Etsch strömte rauschend daneben. Als auch der Weidegrund zu Ende war, standen wir an den ersten Häusern von Schleiß. Mir war nichts unliebes begegnet; nur an der rechten Hand waren mir etliche Blutröslein aufgeschossen, da ich zuweilen, um mich zu halten, in die Dornen gegriffen hatte.

„Pater Basilius," sagte ich nun und drückte ihm dabei die Hand, „ich werde Sie in den ‚Lyrischen Reisen' als meinen Lebensretter verewigen; dafür könnten Sie aber die Liebe haben und das Geisweglein heute noch Ludwigssteig taufen. Es wäre ein monumentum adhuc vivo positum, an dem mir sehr viel liegt, denn bis an meinem Geburtshause zu Aichach*) an der stillen Paar eine Gedächtnißtafel aufgenagelt wird, kann noch viel Märzenbier

*) Kleine aber gebildete Stadt zwischen Augsburg und Ingolstadt, im Schatten des Stammschlosses Wittelsbach, Sitz eines k. Bezirksgerichts.

hinunterrinnen." — Pater Basilius dankte einerseits für das Denkmal, das ich ihm in den „Lyrischen Reisen" zu errichten versprach, und gelobte andererseits, meinen Wunsch zu erfüllen und alles zu thun, um jenem wohlklingenden Namen bei seinen Brüdern in Marienberg und in weiteren Kreisen freundliche Aufnahme zu verschaffen. Es ist zu hoffen, daß auch die Mappierer den veränderten Umständen Rechnung tragen und in ihren Grundplänen nicht etwa „Schweinsteig" oder „Ochsentritt" oder eine ähnliche jetzt nicht mehr passende Bezeichnung fortführen werden.

So schritten wir plaudernd durch die Gassen von Schleiß, bis wir an ein Haus geriethen, auf dessen Vorderwand die Reste einer Inschrift zu sehen waren — oben etliche deutsche Worte, darunter etliche lateinische, alle sehr lesbar, doch ohne zusammenhängenden Sinn, da der größte Theil des Textes übertüncht ist. Eine freundliche Alte lag an dem Fenster, das sich über der Inschrift aufthut. „Ach, Frau Mutter," fragte ich neugierig, „wißt Ihr nicht, was die Schrift da bedeutet?" — „Nein," sagte sie, „da sind schon viel gescheidtere Leute dagewesen und haben's nicht herausgebracht!"

Nach dieser wohlverdienten Warnung vor allzu neugierigen Fragen giengen wir noch ein paar Schritte weiter und kamen dann an ein anderes Haus, das ziemlich groß und stattlich aussah. Mit Vergnügen gewahrte ich den schwarzen Adler, der an goldener Stange hing und seine Fittige einladend über uns ausbreitete. „Hier, Herr Pater," sagte ich, „haben unsere weisen Ahnen einen gastlichen Bau an die Straße gestellt, in dem wir jetzt Lebensrettung, Wegtaufe und unsern Abschied feiern wollen.

Eine Halbe Terlaner scheint in diesem Augenblick kaum zu umgehen!"

Aber dieser inhaltsschwere Trunk sollte leider nicht getrunken werden. Pater Basilius erinnerte, daß die Sonne schon untergegangen sei; daß die Dämmerung anrücke und daß er die völlige Nacht nicht abwarten könne, da er über den Ludwigssteig wieder hinaufgehen wolle. So blieb mir nichts übrig, als meinen trefflichen Führer freundlichst nach München zu laden, wo wir hoffentlich ausführen werden, was damals im schwarzen Adler zu Schleiß nicht möglich war. Und so schied ich mit warmen Worten von einem liebenswürdigen Manne, mit dem ich wenige Stunden, aber gerade solche verlebt habe, die ich nie wieder vergessen werde.

Also ins Nachtquartier, auf die Post in Mals. Hier wird schon einige Milderung der Sitten verspürt; doch schien eine weise Vorsehung dafür sorgen zu wollen, daß mir der Uebergang zu den feineren Manieren des untern Etschlands nicht gar zu grell erschiene. Unter der Thüre des Posthauses stand nämlich eine breite, weibliche Gestalt in mittleren Jahren, welche sich so behaglich ausspreizte, daß ich nur mit Mühe neben ihr durchschlüpfen konnte. Nachdem dies geschehen, befand ich mich im „Fletz" und sah mich vergeblich nach einer Thüre um, die allenfalls in eine anständige Stube führen konnte.

„Wie ist's denn hier?" fragte ich endlich die Gestalt, „wo ist denn das Gastzimmer?"

Diese drehte nothdürftig das Haupt herum und sagte phlegmatisch: „Droben!"

„Sind Sie die Posthalterin?"

„Ja, die bin ich?"

„Wirklich? Ja, grüßen Sie denn Ihre Gäste nicht, wenn sie ankommen?"

Ich weiß nicht mehr, was sie antwortete, bemerke aber gerne, daß der Postmeister ein ganz gefälliger, aufmerksamer Mann ist. Auch die Preise sind erträglich und der majestätische Ortles schaute sogar ganz unentgeltlich in mein Schlafzimmer herein.

III.

Mals und Glurns.

Im Herbste 1873.

Als ich damals erwachte, empfand ich mit Vergnügen, daß es über Nacht Sonntag geworden war. Der Ortles hatte seine feinste Wäsche angezogen und glänzte in weißestem Feiertagshemd; der Hausknecht, der über den Hof schritt, suchte mit ihm zu wetteifern und glänzte in seiner neuesten Lederhose; die Glocken aller Malser Kirchen bimmelten so frisch und froh zusammen, als hätten sie sich die ganze Woche auf ein schallendes Tutti gefreut; die Sonne aber erleuchtete in alter Pracht das ganze Vinschgau.

Märchenhaftes Land, dieses Vinschgau, ob es nun von seiner Schönheit (vallis venusta) oder, was richtiger, von den alten Venosten seinen Namen tragen mag! Wie jenseits am Eisack die Brixner Klause, so bildet hier die Etschbrücke ober Burgeis den Eingang in eine neue oder vielmehr in eine ältere Welt. Hier beginnt eigentlich das Land der Räthsel und der Wunder; denn gegenüber dem Alterthum, das uns da umflimmert, erscheint ganz Nordtirol modern und neugebacken. Und fehlen auch dem

schönen Thalgelände von Mals die Kastanienhaine und die Weinberge, die dort bis Brixen reichen, während sie hier erst unten bei Schlanders beginnen, der empfindsame Wanderer fühlt dennoch, daß er da eigentlich schon auf der italischen Halbinsel wandert. O, wie italisch sind nicht jene uralten Thürme, jene langen, hageren, gelbbraunen Kirchthürme mit ihren rundbogigen doppelten oder dreifachen Fensterchen und mit der weißen, steinernen Schlafmütze, die ihnen ohne Krempe aufgestülpt ist! Und diese vorzeitlichen Burgen mit ihrer lombardischen Architektur! Oft glaubte ich unter jenem Thore den Can grande della Scala zu sehen, wie er ins Land hinaus nach feindlichen Söldnern späht, oder den großen Dante winkend, wie wenn er mir die Divina Commedia erklären wollte. Wie oft habe ich mir schon ausgedacht, zuerst eine tüchtige Portion Kunstgeschichte zu mir zu nehmen und dann das Vinschgau von Meran bis Mals zu bewandern, auf der einen Seite hinauf, auf der andern hinunter, die rhätischen Burgen und alle die mystischen Kirchlein, die alten Herrensitze und die Bauernhöfe alle durchzustöbern, ihr Bauwerk zu studiren, die verblichenen Bilder zu betrachten und mir alle ihre alten Geschichten erzählen zu lassen! Aber einerseits fehlte mir bisher ein kundiger Begleiter und landbekannter Mann, der Weg und Steg zu finden und alle Thüren zu öffnen wüßte, und andrerseits war vordem ohne Bettzeug und Mundvorrath im Vinschgau nicht gut reisen, denn das Wirthshauswesen war in argem Verfall, was sich aber jetzt täglich besser macht, so daß man einige Gasthöfe schon förmlich loben hört.

Einen jungen, feurigen Forscher, der die Idee etwa

aufgreifen wollte, möchte ich namentlich anspornen, daß er alle die, wenn auch noch so staubigen Schriftenkammern und Speicher des Vinschgaus untersuchte. Die Vinschgauer Herren, namentlich die Annenberger, haben zu ihrer Zeit, vor vierhundert Jahren, gar viel schreiben und malen lassen. So gut Beda Weber in Montani eine Handschrift der Nibelungen gefunden, so gut können im Vinschgau noch zehn andere gefunden werden. Freilich ist man mit dem Zeuge schrecklich umgegangen. Erst neulich erzählte wieder ein junger Mann, wie er und andere Knaben seiner Zeit in der Schriftenkammer auf dem alten Schlosse zu *** ihren Spielplatz aufgeschlagen, wie sie an den alten Pergamenten die Bilder und die Siegel abgeschnitten und das Uebrige ins Feuer geworfen haben. Andere Archive sind pfundweise an die Goldschläger oder an die Tabakshändler verkauft worden. Wenn man bedenkt, wie reich, wie kunst- und prachtliebend das Land Tirol dereinst gewesen, wie alle diese jetzt halb und ganz verfallenen, in Bauernhände übergegangenen Burgen, Schlösser, Ansitze von Bildern und Büchern, kostbarem Getäfel, kunstreichem Hausgeräth und unschätzbaren Kleinodien strotzten — wenn man dieß bedenkt und dabei beachtet, wie jetzt alles ausgeleert, vertrödelt, zerstreut, zerschlagen und verloren ist, wie auch jene reichen und edlen Familien selbst bis auf wenige ausgestorben, zerstreut, verloren und vergessen sind, so möchte man behaupten, daß nicht leicht ein Land einen solchen Glückswandel erlebt hat, wie dieses Tirol. Ueber die Ursachen des Umschlags ist manches zu lesen. Der Bergsegen versiegte, der Venediger Handel und sein Durchzug erlahmten und vielleicht kam noch eine andere Ursache hinzu,

welche den vaterländischen Historikern der Erwähnung nicht würdig scheint. Nur Staffler gibt einmal, wo er von Eppan spricht, eine Andeutung. Malen wir diese etwas weiter aus, so kommen wir auf die Frage: ob nicht auch sehr vieles verschlampampt worden ist? Was man z. B. über das alte Leben zu Hall veröffentlicht hat, scheint diese Meinung nur zu bestätigen. Damals gab es in jedem Jahr ungefähr hundert Festmahlzeiten, jede mit acht Gängen und acht Maß Wein auf den Kopf, dazu eine üppige Fastnacht, lustige Sommerfrische, Jagd- und andere Freuden jeglicher Art. Dieß ist nun alles längst vorbei, und wäre es nicht gedruckt zu lesen, man würde es kaum für möglich halten.

Armes Tirol! Deine schönsten Urkunden verbrennen deine eigenen Kinder, deine romanischen Portale zerschlagen (wie an der Pfarrkirche zu Tirol) deine eigenen Maurer, deine alten Bilder überweißen deine eigenen Tünchner und deine alten Hausschätze führen die lieben Fremden davon. Was sich in dieser Beziehung für ein Geschäft gerührt hat und wie viel seit etwa hundert Jahren verschleppt worden ist, davon läßt sich wohl die große Welt nicht träumen. Es geht auch noch immer fort. Jeder Bauer, jeder Wirth, der eine alte Kufe aufstöbert, treibt Handelschaft damit. Es kommen noch immer alte Kästen und Thüren zum Vorschein, die gar bald ihren Liebhaber finden. Neulich stieg ich auf ein altes Schloß im Etschlande, wo mir der Bauer, dem es jetzt gehört, eine Stelle im Getäfel zeigte. „Dort ist eine schöne alte Thüre gestanden; die haben sie mir für zwanzig Gulden abgekauft und bis z'tiefest ins Ungarn hinunter geführt.“ Jetzt hat der Landmann ein paar

Bretter über das Loch geschlagen, allein sie schließen so schlecht, daß die Zugluft lustig hereinpfeift. „Nun habt ihr dafür den Wind in der Stube," sagte ich. „O, das achten wir nicht! Um zwanzig Gulden kann man sich schon etwas anpfeifen lassen."

Die Landeskinder sind in diesem Betracht vollkommen entschuldigt, weil sie sich für all das historische Gerümpel nicht im mindesten interessiren. Sie haben ihrem Mittelalter entschieden Valet gesagt, die Klerikalen so gut wie die Liberalen, die Stadtleute so gut wie die Bauern. Man hat jetzt, heißt es, so viel Neues zu lernen; was soll man sich um den alten Trödel kümmern! In Innsbruck, in Marienberg, in Brixen wird wohl einiges geschrieben, aber auf dem Lande wird fast nichts gelesen. Die Zeitschrift des Ferdinandeums, die eigentlich den historischen Geist beleben sollte, dringt wenig durch. Man stößt mitunter auf Honoratioren, die nicht einmal von ihrem Dasein wissen.*)

*) An die früheren Erlebnisse in diesem Stücke reihte sich im letzten Herbste wieder eine kleine Anekdote, die wir des Scherzes halber nicht verschweigen wollen. Zwei gelehrte, in historischen Sachen nicht unbewanderte Herren aus Innsbruck wurden nämlich gefragt, wie es zur Zeit mit jener Zeitschrift stehe. „O," sagte der eine, „die ist ja schon lange eingegangen!" „Nicht doch," sprach der andere, „der Pater Justinian redigirt sie wie vor und eh'!" — Nun ist aber in diesem Spätherbst die ununterbrochene Fortsetzung, nämlich das einundzwanzigste Heft der dritten Folge, erschienen, was keineswegs auf ein vorlängst erfolgtes Eingehen der Zeitschrift schließen läßt, und Pater Justinian ist vor zwei Jahren gestorben, was mit der Annahme, daß er selbst noch an der Redaction betheiligt sei, ebenso schwer zu vereinigen. Pater Justinian Ladurner, ein Franciscaner zu Innsbruck, hatte allerdings den historischen Theil der Zeitschrift viele Jahre lang in Beschlag und pflegte ihn mit

Kein Wunder also, wenn auch der Bauer nicht auf geschichtliche Studien eingeht. Im Etschland namentlich legt er den Ruinen und alten Schlössern ebenso wenig Werth bei, als im Oetzthal den Wasserfällen. Fragt man die Landleute, wer sie erbaut, früher besessen, wer zuletzt darin gehaust, so erhält man immer dieselbe Antwort: „In der Beschreibung wird's schon stehen." Mit dieser „Beschreibung" ist es aber eine sonderbare Sache. Der Landmann denkt sich darunter eine mystische, nur wenigen zugängliche Landaufnahme von Tirol, welche alles umfaßt, was über der gefürsteten Grafschaft Merkwürdigkeiten zu wissen ist. Jeder Bauer hat von ihr gehört, aber keiner hat sie je gesehen. Wahrscheinlich ist Stafflers dreibändiges Werk gemeint, doch wird der Name dieses Autors nie genannt. Möglicher Weise steckt aber auch der alte Kanzler von Tirol, Matthias Burglechner, dahinter, „der Vater der tirolischen Geschichte," welcher 1573 zu Brixlegg geboren und 1642 zu Innsbruck gestorben ist. Seinem Fleiße entsprang „der tirolische Adler," eine topographisch-historische Beschreibung

---

genealogischen Abhandlungen auszufüllen, die zwar sehr gründlich, aber auch sehr langweilig waren. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß sich niemand mehr um diese jährliche Erscheinung kümmerte. Wenn aber die vielen vorhandenen Geister die vielen vorhandenen Stoffe in geistreichen Monographien behandeln wollten, so würde die Zeitschrift bald zu den bedeutendsten Erzeugnissen ihrer Art gerechnet werden, während sie jetzt, wenn man's sagen darf, zu den unbedeutendsten zählt. Zur bayerischen Zeit, wo sie als „Sammler" gegründet wurde, enthielt sie mitunter sehr anziehende und belehrende Abhandlungen über einzelne Thäler (Gröden, Zillerthal u. s. w.), aber diese löbliche Praxis ist leider längst aufgegeben worden.

des Landes in zwölf mächtigen Foliobänden, welche nie gedruckt wurde und nur in drei handschriftlichen Exemplaren zu Innsbruck, Wien und München vorhanden ist. Aus diesen Folianten wurde aber schon zu Lebzeiten des Verfassers ein kürzerer Auszug in einem Bande gefertigt, welcher noch handschriftlich in mehreren Exemplaren umläuft und den Titel: „Ausführliche Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Tirol" führt.

Die wirkliche Geschichte überläßt man also, wie gesagt, der Beschreibung; nur hie und da geht noch eine verwelkende Sage um. Mir wenigstens dünkte es schon ein Fund, als ich die Kellnerin zu Tisens behaupten hörte: ihre Großmutter habe gar oft erzählt, daß in ihrer Jugendzeit auf dem Völlaner Schlosse noch die Heiden gewohnt.

Nach meinem Versprechen, bereits Berührtes nicht wieder zu berühren, sollte ich eigentlich von dem alten Mals kein Wort mehr sagen, aber da dieser Flecken doch den Mittelpunkt dieses Kapitels bildet, so scheint es gleichwohl nicht erlaubt, ihn gänzlich zu übergehen. Wir wollen ihm daher einige Zeilen widmen, die allerdings schon einmal gedruckt worden sind, die aber, da den Ort, wo sie stehen, wohl nur wenige wissen, immerhin noch den Glanz der Neuheit an sich tragen dürften. Sie lauten:

„Mals selbst, der Flecken, ist ein malerisches Durcheinander von hohen Häusern, verfallenen Mauern, grauen Thürmen, von Obstgärten, Grasplätzen, Kornfeldern, uralten Kirchen, lebendigen Hecken und rauschenden Bächen. Von den Gotteshäusern sind jetzt einige ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen; vordem aber waren deren sieben im Gebrauche, so daß die gelehrten Mönche von

Marienberg den Flecken bedeutsam Septisanum nannten. Die sieben Kirchen, sowie ihre schmalen und hohen Thürme mit den drei eng aneinander gedrückten Rundbogenfensterchen und den niederen Dächern verleihen dem Ort ein eigenthümlich mittelalterlich lombardisches Aussehen und scheinen von großen Reichthümern zu sprechen, die der venetianische Handel der Vorzeit hier zusammengetragen. Es ist jedenfalls etwas Ungewöhnliches und Geheimnißvolles in dem großen Style dieser Flecken, in diesen uralten, so zahlreichen Kirchen, diesen Schlössern und gewaltigen Ruinen, etwas, das darauf hinweist, wie hier einst viel mehr Leben, Verkehr und Wichtigkeit obgewaltet habe, als in unseren Tagen."

Die gigantischen Mauertrümmer, die aus dem Flecken aufragen, sind um so interessanter, als man noch nicht weiß, in welches Jahrtausend sie zu verlegen. Jetzt heißen sie Fröhlichsburg und Trostthurm. Als sie noch jung waren, führten sie gewiß andere Namen. In den Trostthurm hat der Herr Postmeister eine Sennerei verlegt. Jetzt brüllen die Vinschger Kühe, wo einst vielleicht rhätische Königstöchter sangen.

Da ich mir in Mals noch keinen Gönner und Begleiter erworben habe, so begann ich mutterseelenallein durch die thauigen Fluren zu wandeln, aus denen mir die Herbstzeitlosen symbolisch entgegenwinkten. Die Gegend von Mals muß man sich übrigens als eine runde, grüne Tenne vorstellen, in deren Mitte dieser Flecken und die Stadt Glurns stehen, während außen herum an der Peripherie allerlei Dörfer, Kirchen und Burgen liegen. Zu bemerken wäre nur noch — wenn's dem Leser nicht selbst ein-

fällt — daß über dieser Runde die höchsten Berge Tirols aufsteigen.

Ich gieng nun zuerst nach Laatsch, das ein ansehnliches Dorf an der Etsch ist. Aus seiner Mitte ragt eine jener alten Kirchen und mit dieser einer jener alten Thürme empor, an deren weißen Zipfelhauben mein Herz so schwärmerisch hängt. In der Regel bieten diese Gotteshäuser allerdings nicht viel zu sehen — etwa ein altes Schnitzwerk, einen hochbetagten, nicht immer schönen Heiligen oder auf der äußeren Wand ein halbverblichenes Frescobild, das zumeist den langen Sanct Christoph darstellt. Das Innere ist in den letzten Jahrhunderten fast ausnahmslos dem Zopf und Schnörkel verfallen.

Die Friedhöfe in dieser Gegend zeugen noch von deren altem Reichthum. Sie enthalten nämlich viele steinerne Denkmäler, die ins vorige Jahrhundert und noch weiter zurückgehen. In den Aufschriften zeigt sich aber mitunter ein Lakonismus, der manches unterdrückt, was der unbewanderte Wanderer nicht leicht ergänzen kann und gleichwohl wissen möchte. So z. B. heißt es einmal zu Burgeis: „Hier ruht der edle Mann N. N., gewesener Rothgerber, und an seiner Seite die edle Gattin und Mutter." Wie sich die Edle nannte, ist aber nicht angegeben. Eben dort, zu Burgeis, liest man auf einem anderen Stein: „Dem alten Rhätier, Peter Anton Freiherrn von Mont, dem Sprecher zum Feind für diese Gemeinde, dem besten Vater u. s. w." Wann der alte Rhätier aber geboren oder gestorben, ist auch nicht gesagt und der Zweifel, ob der Feind, zu dem er gesprochen, der alte Drusus mit seinen Römern — vierzehn Jahre vor Christi Geburt — gewesen,

oder der französische General Desolles, der die Gegend 1799 mit Mord und Brand verheerte, er bliebe ungelöst, wenn nicht eine halbe Stunde davon, im Friedhofe zu Mals, sozusagen die Fortsetzung oder der zweite Theil der Inschrift aufgestellt wäre, welcher erklärend weiter spricht, wie folgt: „Christliche Erinnerung an den hochverdienten Menschenfreund Peter Anton von Mont, geboren auf Löwenberg in Graubünden den 22. September 1766, gestorben zu Mals den 1. Juni 1830. Als tapferer Lieutenant der Schweizer Garde unter Ludwig XVI., später als Rentbeamter zu Fürstenburg, als Retter der Umgegend vor feindlicher Verheerung 1799 und Vater der Armen harrt er hier auf den Tag der Auferstehung."

Von Laatsch gieng ich in feierlicher Sabbathsstille über die sonnigen Wiesen nach Glurns, einer kleinen, aber interessanten Stadt. Interessant ist sie zunächst wegen ihrer Kleinheit, da sie nur 90 Häuser und 700 Einwohner zählt. Ihr Name kommt vom lat. colurnes, die Haselstauden. Seltsam ist, daß das rhätische Mals, das doch, nach seinen sieben Kirchen zu urtheilen, schon in früher Zeit ziemlich bedeutend war, immer ein offener Flecken geblieben ist, während die wenigen Häuser von Glurns mit Wällen und Gräben, Mauern und Thürmen, mit Stadtrecht und anderen schönen Privilegien begabt wurden. Das kleine Glurns soll übrigens durch den Handel „groß" geworden sein. Seine Wälle und Gräben sind jetzt eingethan und auf deren Stelle grünen schöne, schattige Gärten. An den Mauern fließt die Etsch vorbei, welche vor zwanzig Jahren ein hübsches Stück derselben mitgenommen hat.

Bemerkenswerth ist auch, daß das ehrwürdige Glurns

im alten tiroler Landtag seit Jahrhunderten den siebenten Platz auf der Städtebank einnahm. Als nun Kaiser Franz 1816 den Tirolern eine neue „verbesserte“ Verfassung verliehen hatte, so fand sich zwar, daß den Glurnsern ihr Ehrenrecht verblieben war, allein da die Zahl dreizehn nicht überschritten und in dieser gleichwohl auch die neuerworbenen bischöflichen Städte untergebracht werden sollten, so hatten z. B. Trient und Riva zusammen auch nur Einen Abgeordneten erhalten, d. h. nicht mehr als das kleine Glurns, obgleich sie mit einander gegen 15,000 Einwohner zählten und dieses nur 700. Im Vormärz wurde nun dieser Uebelstand mit stiller Entsagung ertragen, allein 1848, als die Wälschtiroler mit den Innsbrucker und Wiener Herren abzurechnen begannen und selbst die altehrwürdige Verfassung in Frage zogen, wurde das unschuldige Glurns, das man freilich schon längst vorher ein rotten borough genannt hatte, von den wälschen Federn unausgesetzt mit Spott und Hohn übergossen, weil es sich mit seinem winzigen Häuflein verarmter Spießbürger eben so viele parlamentarische Wichtigkeit beilege, als jene beiden reichen und berühmten Städte. So mußte sich denn der Vorort des Vinschgaus viel Unangenehmes sagen lassen und konnte doch nicht das Mindeste dafür, bis endlich das Jahr 1861 die neue Landesordnung und einen anderen Wahlmodus mit sich brachte und dadurch die Glurnser außer Verfolgung setzte.

Als ich in die Stadt getreten, bemerkte ich mit Vergnügen, daß ich mich da schwerlich verirren würde, denn ich sah auch schon zum anderen Thor hinaus. Das Innere kam mir übrigens zu dieser Stunde wie ein vinschgauisches

Pompeji vor, nämlich gerade so, als wenn die Menschen sämmtlich ausgestorben oder fortgezogen wären; es schien alles verlassenes, herrenloses Gut. Nur eine alte Obstlerin saß am Marktplatz, welche Aepfel und Birnen feil hielt. Da wir Beide, wie ich glaubte, die einzigen Ueberlebenden waren, so gedachte ich schon, ihr einen Theilungsvorschlag zu unterbreiten: sie, die als Obstlerin wahrscheinlich der konservativen Partei angehört, sollte die rechte Seite der Stadt in Besitz nehmen, ich dagegen die linke. Nur zur Vorsicht glaubte ich noch fragen zu sollen: „Gibt's hier keine Menschen?“ worauf sie leider erwiderte: „Oh genueg, aber sie sind alle in der Kirche.“

Das Nestchen ist übrigens in seinem Innern gar nicht übel zusammengestellt. Ein ansehnliches Gerichtshaus beschattet den Marktplatz, den noch andere stattliche Gebäude, ehemalige Ansitze, umstehen. Solche finden sich auch in der Hauptstraße, nur sind sie da mit alterthümlichen Bauernhäusern durchschossen, die sich mit ihren vorspringenden Dächern, tiefliegenden Fenstern und gepflasterten dunklen Hausfluren mitten in der Stadt wie die Almerinnen auf einem Hofball ausnehmen. An ihrem Erdgeschoß zeigen sich kleine, mit Eisenstangen vergitterte Luftlöcher, die mit Stroh verstopft sind. In Wien, Berlin und München würden da jedenfalls Bijouterie=, Kunst=, Buch= und andere Läden eingerichtet sein und dem Besitzer viele Tausende abwerfen, aber für Glurns ist diese Zeit noch nicht gekommen.

Die Pfarrkirche von Glurns steht außerhalb der Stadt, auf einer Anhöhe jenseits der Etsch, und ist ein schöner gothischer Bau. Auf der Wand des Thurmes

zeigt sich ein letztes Gericht, an den Wänden der Kirche sind ebenfalls biblische Fresken aufgemalt, welche sämmtlich dem fünfzehnten Jahrhundert entstammen.

Die Kirche war übrigens, wie die Obstlerin angedeutet, zum Erdrücken voll. Weil ich nun darinnen keinen Platz mehr fand, verrichtete ich meine Andacht im Freien, besah auch die Denkmäler auf dem Friedhof und betrachtete um und um die weißen Ferner, die in der Sonne herrlich glänzten. Da aber verschiedene Anzeichen zu erkennen gaben, daß eine große Prozession bevorstehe — es wurden nämlich bereits die Fahnen aus der Kirche geschleppt und die tragbaren Muttergottesbilder hergerichtet — so gieng ich in den ersten Gasthof der Stadt, nämlich in den goldenen Löwen, wo ich als einziger Gast wenig Mühe hatte, mir für die bevorstehende Schau unentgeltlich ein ganzes Fenster zu sichern. Außer mir war überhaupt niemand in der Stube, als der ältliche Hausknecht, der alles aufbot, um mich zu unterhalten, was ich leider nicht erwidern konnte, da er gar nichts hörte. Aus diesem Grunde hatte ihn auch der Herr Pfarrer schon lange von der Predigt dispensirt, deren fehlenden Genuß er durch ein Seidel Wein zu ersetzen suchte.

Endlich nahte sich die Prozession in bekannter, von warmer Sonne beschienener Pracht. Auch die Jungfrauen tragen hier Fahnen, wie sie anderswo kaum die Männer bewältigen könnten. Zum Zeichen ihrer künftigen Bestimmung sind sie sämmtlich mit Myrtenkränzen geschmückt. Nach weiblicher Schönheit würden sich aber auch andere Leute, die mehr davon verstehen, vergeblich umgeschaut haben. Kam es doch jüngst auch am Zillerbache vor, daß

bei der fürnehmsten Prozession des weiberschönen Thales die Kenner nicht ein einziges Mädchen herausfanden, das ein eingeborener Zeuxis etwa als Hebe oder Melpomene hätte verwenden können. Als die Herren Genremaler darüber klagen wollten, wies sie aber eine geistreiche Dame aus dem katholischen Westfalen mit folgenden Worten zurecht: „Ach, die armen Mädchen! das lange Geplärre zieht ihnen die Gesichter lang und die Mäuler breit, und die heiße Sonne verrunzelt Stirn und Augen. Und da sollen sie noch schön sein auch! Die Prozessionen haben einen anderen Zweck, als euch Modelle zu liefern!"

Welchen Zweck sie aber eigentlich haben — es ist doch schwer herauszubringen. Stundenlang leiert der Haufen Worte herunter, deren Bedeutung längst vergessen ist, jeder betet und keiner denkt daran, alle langweilen sich und können kaum das Ende erwarten, alle freuen sich, wenn ein Hase übers Feld läuft und ihren Betrachtungen einen gewissen Inhalt gibt. Indessen — je menschlicher wir uns den lieben Gott vorstellen, desto verständlicher wird er uns. Soll es ihn nicht ergötzen, wenn sein Fußvolk beiderlei Geschlechts in schönster Montur, mit Trompeten und Pauken, mit Standarten und Fahnen durch die blumigen Auen marschirt, während er als unsichtbarer General geschmeichelt die Heerschau abnimmt! Wird nicht auch den irdischen Potentaten zu ihrer größten Freud' und Ehre am liebsten eine Revue servirt? Und wie angenehm muß es die schöne Frau Mutter in der weißen Allongeperrücke berühren, wenn sie auf Jungfernschultern aus der modernden Kirche in die frische Luft getragen wird und die andächtige Menge unermüdlich jenen mystischen Spruch wiederholt: „Kekri

säufte, Maria, dreschmittiar" und so weiter bis zum „zerm zirm zapp schternsammin?"

Und da sollen keine Wunder geschehen? Frankreichs größte Geister suchen jetzt des Landes Wohlfahrt und seine Revanche auf Wallfahrten zu erbauen — unser Moltke baut dagegen Festungen. Dort will man durch stürmisches Gebet dem Himmel sanfte Gewalt anthun. Von allen Fußsteigen und allen Heerwegen schmettern Litaneien hinauf und bitten den Gott der Liebe, das Geschäft der Rache zu übernehmen. Man kann sich in des alten Gottvaters Lage denken und begreifen, daß er doch endlich nachgibt, wenn ihm vor lauter Beten Hören und Sehen vergeht. Dann fällt vielleicht das Steinlein, das unsere wälschen „Patrioten" schon lange erhoffen und der französische Wind bläst unsere deutschen Festungen um wie Kartenhäuser und die Zuaven bringen uns wieder Zucht und Sitte und Religion!

Was aber die Langeweile dieser Umgänge betrifft, so wird sie in Tirol unter vier Augen unumwunden zugestanden. Indessen ließe sich vielleicht unschwer helfen. Man dürfte nämlich nur wie zu Ruhrort und in anderen Städten des andächtigen Niederrheins mit diesen Processionen immer auch kleine Keilereien verbinden. Gar leicht wird sich jeweils ein Tourist finden, der auf einen Büchsenschuß weit seinen Hut nicht abzieht oder in der Nähe vor der hölzernen Jungfrau nicht niederkniet. Ein begeistertes „Haut ihm!" aus dem Munde des Herrn Dechants würde alle Langeweile vertreiben und die Beter mit einer göttlichen Fröhlichkeit erfüllen. Die kirchlich treue Heldenjugend würde aufspringen und den Gotteslästerer mit ultramontanen

Hieben bearbeiten, bis er blutrünstig im Straßengraben läge, während das hochwürdige Gut (der Gott der Liebe) unter Weihrauchwolken stolz vorüberzöge. So käme wieder neuer Saft in das alte Holz — aber, aufrichtig gesagt, ich glaube im Ernste nicht, daß die Tiroler Bauern auf solche Glaubensacte eingiengen, denn sie sind trotz alle dem gebildeter, als die katholischen Städter am Niederrhein. Uebrigens konnte man neulich auch im Zillerthale ganz deutlich wahrnehmen, daß sich die Volksansicht über diese Processionen nachgerade zu purificiren beginnt. Der eintreibende Curat hatte die größte Mühe, den unwilligen Haufen zusammen zu halten und bekam bei seinem Feuereifer manches derbe Wort zu hören. Es fehlt nicht mehr weit, so sind die Bauern gescheidter als ihre Curaten, wozu allerdings hie und da nicht viel gehört.

Nachdem die Procession durch das eine Thor herein und durch das andere Thor hinaus, dann um die Stadt herum gezogen, allmählich an der Pfarrkirche wieder angekommen und auseinander gegangen war, begab ich mich zum zweitenmal auf jene Anhöhe, wo das Gotteshaus steht und fing wieder zu betrachten und einiges zu notiren an. Während dessen näherte sich ein ländlicher Alterthumsforscher in reiferen Jahren und sagte: „Ja, haben Sie Freud' an solchen Sachen?" — Als ich dies bejahte, erbot er sich, mir noch ein paar andere Denkwürdigkeiten aufzuweisen, was ich mir gerne gefallen ließ. Er führte mich nun in die Mitte der jetzt leeren Kirche, zeigte auf einen liegenden Grabstein, der fast so abgetreten war wie Serena's Grabstein zu Frauenchiemsee (siehe Hermann Schmid's Geschichten aus Bayern, S. 148) und sagte:

„Das ist das Merkwürdigste, was wir haben. Da liegt ein Bischof begraben! Man kennt's an der Infel da." — — „Ach, die Infel da," entgegnete ich, „bedeutet hier keinen Bischof, sondern nur eine Helmzierde im Wappen des Begrabenen. Da steht's ja auch: Hier liegt der edel und vest Bartlme Schidmann, dem Gott genädig sei." — „Schau, die geistlichen Herren haben's noch nie herausgebracht und Sie lesen's vom Blatt weg!" — „Die Gaben sind eben ungleich vertheilt; dafür könnte ich auch keine Messe lesen, keine Hexen austreiben und nicht alle Tage einen neuen Herrgott erschaffen, worauf sich der Cooperator von ** so viel einbildet." — „Also da liegt er, der Schidmann, der Bartlme Schidmann," sagte der Alterthümler mit sichtlichem Vergnügen, „hat kein Mensch gewußt, wo der Gutthäter liegt und hat doch einen Jahrtag gestiftet, einen reichen Jahrtag mit zwei Ampeln, zehn Messen und einem großen Mahle. Aber das Mahl," flüsterte er vorsichtig und schaute rings um, „das Mahl hat der Herr Pfarrer eingehen lassen und gibt's nicht mehr."

„Ei, das ist Schade, mir wäre das Mahl das liebste gewesen am ganzen Jahrtag; da hätte ich mich am dankbarsten an den edlen Stifter erinnert." — „Ja, ja, das Mahl," seufzte der Alterthümler melancholisch, „das hätt' er nicht eingehen lassen sollen. Das war ein schönes Andenken an den Bartlme Schidmann — das Mahl!"

„Aber Sie, Herr, wir haben schon noch etwas!" setzte mein Mentor hinzu und führte mich aus der großen Pfarrkirche über den Friedhof in eine kleine, halb unterirdische und halb dunkle Gruftcapelle. „Da lesen Sie einmal, was da passirt ist!"

Wir standen vor einem alten Votivbild, das einen Fuß hoch, anderthalb breit und in der oberen Ecke mit einer Inschrift versehen ist. Diese las ich und glaubte zu finden, daß die Geschichte, wie sie da gegeben, einen gewissen interessanten Zug nicht verläugnen könne. Da ich mir nun die Mühe genommen, sie vollständig abzuschreiben, wird sich's das Publikum vielleicht nicht verdrießen lassen, sie vollständig zu lesen. Das Bild bedarf keiner Beschreibung, da sein Inhalt aus dem Texte selbst hervorgeht. Dieser aber lautet:

„Als ich" — der Stifter des Bildes nennt sich nicht, er scheint aber nach dem gestickten Bettzeug, auf dem er liegt, zu urtheilen, ein wohlhabender und angesehener Mann gewesen zu sein — „als ich 1722 den siebenten December über das Wurmser Joch habe gehen wollen mit sammt meinem Sohne, so haben wir um neun Uhr Abends wegen Größe der Kälte nicht recht fortkommen können, um welche Zeit ich mir die Händ' und Füß' dergestalt erfröret, daß die Herrn Parwierer zu curieren keine Hoffnung gehabt. Hiernach aber am einundzwanzigsten Jänner 1723 habe ich mir beed Füß' bis zur Hälfte sammt den Fingern bis zum ersten Glied alle müssen abnehmen, sowie auch an den Fersen und an den Knieen das Fleisch lassen herausschneiden. Die Nacht darauf, als jedermann in der Ruhe war, zwischen ein und drei Uhr, da hab' ich gehört an der Thür anklopfen. Nachdem kommen drei Herren herein in teutscher Kleidung: als der erst' in einem rothen Kleid mit einem verbrämten Hut, der ander in einer weißen Kleidung mit einer brinnenden Kerzen in der Hand; der dritt' auch ein rothes Kleid und eine grüne Haube auf-

habend, als welche St. Cosmas und St. Damianus gewest (der dritte scheint sich nicht genannt zu haben), so ich in meiner Noth habe angerufen; auch ich leibhaft mit ihnen geredet habe, darauf sie mich mit lieben, weichen Worten getröstet und gesagt, daß ich werde curiert werden und werde meine Wege und Stege wieder gehen können, auch St. Cosmas mich verbunden und St. Damianus mir den Fuß gehalten, wofür ich Gott und der allerheiligsten Jungfrau und denen Heiligen St. Cosmas und St. Damianus ewiges Lob und Dank erstatte und darum die Tafel allda aufgeopfert habe."

Nachgerade war es aber Mittagszeit geworden und so dankte ich dem Alterthümler für seine freundlichen Dienste und kehrte durch die grünen Auen nach Mals zurück. Nach einigem Essen, Trinken, Plaudern, Lesen und Schreiben kam auch der Abend heran. Da gieng ich nochmal aus, bestieg eine kleine Höhe neben dem Markt und betrachtete abermals den weißen Ortles. Alsbald kam ein alter Mann heran, fragte mich, wo ich her sei und begann dann die Gegend zu erklären. Er nannte alle die romanischen Ortsnamen, an denen die Landschaft so reich ist, aber, wie sich von selbst versteht, war es ihm ganz unbekannt, daß diese Namen auch eine Bedeutung haben und daß sich z. B. Prad mit Wiese, Premajur mit Großwiese, Montpitschen (auf den Karten fälschlich Maipitsch) mit Kleinberg, Sursaß (bei Bludenz Zerschaß) mit Uebermstein wiedergeben lasse. Um sein altes Gedächtniß nicht mit derlei Zeug zu belästigen, hielt ich auch mit meiner Wissenschaft ganz discret zurück. Unter jene romanischen Namen sind aber auch jüngere deutsche, wie Fürstenberg, Reichenberg,

Lichtenberg, und ältere rhätische, wie Mals, Schleiß, Burgeis, Schluderns, gemischt. Letztere weiß man jedoch bis zur Stunde nicht zu erklären und müßte nur sein, daß die Keltisten sie einmal herzhaft angriffen und verdeutschten, oder, was wahrscheinlicher ist, daß Professor Corssen's Enthüllung der etruskischen Sprache auch hieher ein Lichtlein würfe. Ueber diese Sachen ist indessen anderswo schon ausführlich gehandelt worden und man erlaubt sich eine kurze Andeutung hier nur deßwegen, weil sie auf diesem Brennpunkt rhätischer Ethnologie fast nicht zu umgehen war.

Weiter schlendernd gelangte ich wieder an das obere Ende des Marktes und fand dort auch noch eine kleine, nennenswerthe Erscheinung. Unter einem Capellendache steht da nämlich ein lebensgroßer, nur mit einem blauen Tuch um die Hüfte bekleideter Christus, aus dessen lanzendurchbohrter Seite, statt des Blutes, eine Brunnenröhre hervorgeht und reichliches Wasser ergießt. Der Erlöser zeigt ein sehr freundliches Antlitz und hält beide Hände einladend entgegen, gleich als wollte er sagen: „Kommet alle zu mir, die ihr durstig seid und ich will euch tränken!“ Allein das Wasser ist nicht besonders beliebt zu Mals und man findet daher allerwege mehr Durstige im Schwarzen Adler oder beim Hirschen, als am Christusbrunnen.

Nunmehr war aber die Dämmerung eingebrochen und ich gieng wieder ins Nachtquartier, stellte mich jedoch vor der Thüre auf, um noch gelegentlich mit dem Postmeister und seiner Umgebung zu plaudern. Wir waren eben in gutem Zug, als ein fremder Mann, ein Reisender, näher trat, welcher dem Stellwagen, wie es schien, etwas vorausgegangen war, um sich eine Herberge zu sichern. Als wir

aber dicht aneinander standen, entdeckten wir im Halbdunkel zu freudiger Ueberraschung, daß wir eigentlich alte Bekannte und überdieß die besten Freunde seien. Der fremde Mann war nämlich niemand anderer als Herr Professor Heinrich Kiepert, der berühmte Geograph und Kartenzeichner von Berlin. Diesem trefflichen Gelehrten hat aber Mutter Natur außer vielen andern Gaben auch eine wahre Heldenstimme, ein Organ verliehen, welches, wenn ihn ein tiefes Gefühl oder eine edle Leidenschaft bewegt, ein redender und beredter Orkan zu werden pflegt. Mein lieber Freund nimmt's daher nicht übel, wenn ich ihn zuweilen mit dem alten heidnischen Kriegsgott Mars oder Ares vergleiche, als welcher nach homerischem Zeugniß ebenfalls wie Zehn- oder gar wie Elftausend rufen konnte. Letztere Steigerung wendet Herr Kiepert jedoch nur bei besonders erfreulichen Ereignissen an.

Als wir nun aber damals einander gegenüber standen und uns erkannt hatten, ließ Herr Kiepert seine wunderbare Stimme erschallen und begann zu rufen — zu rufen — ja, mit Hochgefühl sag' ich's und mit Stolz, daß er dießmal gleich von Anfang an wie Elftausende rief, und zwar: *Φίλτατε ἀδελφέ, θαυμάσιε κῦρ Λοδοβῖκε*! (Liebster Bruder, wunderlicher Herr Ludwig!); worauf ich, wie wenn mir schnell eine Pythia soufflirte, sofort entgegenrief: Ὦ *Βερολιναίων μέγα φῶς, πόθεν ἔρχεσαι ἀνδρῶν*? (O der Berliner große Leuchte, wie kommst du daher?) Für alle jene, welche es etwa befremden sollte, daß wir, obwohl sonst so gute Deutsche, damals vor dem Posthause zu Mals ein fremdes Idiom gebrauchten, sei hier aber kurz bemerkt, daß wir einst beide in Hellas gewesen sind und uns seit-

dem des Griechischen als einer Art Gaunersprache bedienen, um der profanen Menge unsere Gefühle und Empfindungen zu verbergen.

Kaum war aber jene Götterstimme erschollen, als ganz Mals, in dessen entlegenste Winkel sie gedrungen war, alle andern Geschäfte, Pflichten und Obliegenheiten, das Abendgebet und Nachtessen hintansetzend, vor der Post zusammenströmte, oder lächelnd und erstaunt an den Fenstern erschien. Alle mochte der Gedanke durchleuchten, daß hier etwas Großes sich begebe, daß der Fremdling, der so gefeiert werde, auch seinerseits ein edler Mensch sein müsse und so gieng ich, getragen und gehoben von der allgemeinen Achtung, Arm in Arm mit meinem Freund ins Speisezimmer.

Nur die umstehenden Honoratioren mögen sich vielleicht während jener Scene im Stillen bekreuzigt haben, da ihnen bei diesem wildbachartigen Einbruch des Griechischen ins Vinschgau wahrscheinlich der kleine Buttmann und alle durch ihn erduldeten Leiden wieder brennend vor Augen getreten waren.

Im Speisezimmer erschienen aber auch bald, nachdem der Wagen angekommen, zwei geistreiche Damen aus Norddeutschland, deren Name jedoch erst in der zweiten Auflage dieser lyrischen Reisen genannt werden soll — wenn sie nämlich bis dahin ihre Zustimmung gegeben haben werden. Wir suchten uns nun gemeinschaftlich von des Tages Mühen zu erholen, ja, wir giengen sogar so weit, aus edlem Terlaner und Kalterer Seewein eine ganz feine Bowle herzustellen und ließen Speise und Trank erscheinen. Dabei begann Herr Kiepert von seiner Reise nach Puschklav, Worms und über das Stilfser Joch,

ich von den schönen Tagen am Bodensee zu erzählen. Unvermeidlich war es freilich, daß die beiden Männer, die in der Rumpelkammer der Geschichte so gern herumwühlen, auch auf die Breunen und Genaunen zu sprechen kamen, auf die Saruneten, Venosten und andere alte Rüpel, aus denen die liebenswürdigen Tiroler und Bündner der Neuzeit hervorgegangen sind. Wir stellten verschiedene Betrachtungen an, wie es unter jenen rohen Völkern oder auch unter den Bojern, Licatiern und Vindeliciern wohl den Schriftstellern, Cartographen und Ethnologen gegangen sein möchte und erlaubten uns darüber manche spaßhafte Vermuthung. Da wir indessen zu gewahren glaubten, daß gebildete deutsche Frauen für jene ungehobelten Urmenschen nicht mehr Sympathie empfinden, als diese vernünftigerweise in Anspruch nehmen können, so setzten wir bald mit raschem Sprung aus der aschgrauen Vorzeit in die liebliche Gegenwart herein und spannen die nunmehr gemeinschaftliche Unterhaltung heiter und wohlgemuth fort — „bis zur Geisterstunde", möcht' ich sagen, wenn diese wirklich um eilf Uhr und nicht, wie Andere behaupten, erst um Mitternacht beginnt.

IV.

Meran und Lana,

Im Herbste 1873.

Das letzte Ereigniß, das wir berichteten, war des Wanderers Begegnung mit Herrn Professor Kiepert von Berlin, welche vor der Post zu Mals am 23. September, als am Tage des heiligen Evangelisten und Apostels Matthäus, in der Abenddämmerung stattfand. Sie wurde, wie man sich erinnern wird, mit einer gewissen Wärme beschrieben und ist nur zu wundern, daß mein lieber Freund sich bisher noch gar nicht vernehmen ließ, wie er jene fast poetische Verklärung unseres Wiedersehens aufgenommen hat. Dagegen ist von meinem Lebensretter, der mich über den bösen Steig herabgeführt, von dem trefflichen Pater Basilius, welchem ich mir einen Abdruck jener Schilderung zu übersenden erlaubte, bereits sehr freundliche Antwort eingegangen. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich — ich wills nicht leugnen — wegen meiner etwas zu weltlichen Auffassung der Processionen einen milden schriftlichen Verweis und die ernste Mahnung, vor einem etwaigen Wieder=

erscheinen die betreffenden Stellen sammt dem Kekri säuste, Maria „gründlich umzuarbeiten".

Dazu habe ich nun leider keine Zeit gefunden, theile aber dagegen sehr gerne einige andere Glossen mit, die mir Pater Basilius in seinem Schreiben gespendet hat.

Der Vorwurf z. B., daß die Clericalen so gut wie die Liberalen sich um ihr Mittelalter nicht im mindesten interessiren, sei denn doch zu stark. Es sei ja bekannt, daß in der Diöcese Trient wie im Bisthum Brixen sehr thätige Kunstvereine bestehen, welche die Restaurirung der Gotteshäuser, der Altäre u. s. w. theils anregen, theils überwachen. Es wäre leicht, eine ganze Reihe von Kirchen aufzuführen, die im besten Geschmacke restaurirt worden seien, so die zu Landeck, zu Latsch*), im Dorf Tirol, in Lana, die Kirchlein St. Valentin in Obermais, St. Felix in Marling u. s. w.

Für die jüngste Zeit ist in dieser Richtung wohl eine Besserung zuzugeben, doch ist selbst in den letzten dreißig Jahren noch mancher unliebe Vandalismus vorgekommen. So hat man, wie schon oben erzählt, an der Pfarrkirche zu Tirol die romanischen Portale einfach beseitigt und durch sehr kunstlose gothische ersetzt. Wie schrecklich man im Vormärz gebaut und restaurirt hat, darüber liegen allenthalben die monumentalen Zeugnisse vor, aber daran

*) Dieses Latsch liegt im untern Vinschgau und wird mit hellem, kurzem, jenes andere bei Mals mit tiefem, langem a gesprochen. Letzteres wird in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts *Lautes* geschrieben, was eine Ableitung von (campo de) lutes, und die Deutung Kothfeld zu empfehlen scheint; Latsch dagegen dürfte eher von laces, rom Pl. v. lacus, herrühren.

ist allerdings die jetzige Generation nicht schuld. Uebrigens sollten nicht allein die Kirchen und Altäre restaurirt, sondern auch die weltlichen Denkmäler und zwar nicht allein die architektonischen, sondern auch alte Bilder, Schriften, Urkunden, Waffen u. s. w. überwacht und vor der Ausfuhr geschützt werden. Die Reichsanstalt zur Erhaltung alter Baudenkmäler, welche bekanntlich in Wien besteht, kann natürlich nicht überall hinreichen und es wäre daher etwas ausgiebiger nur zu helfen, wenn in allen Städten und größeren Flecken historische Vereine entstünden. In Bayern und andern deutschen Ländern sind solche schon lange in ersprießlicher Thätigkeit; den Tirolern giengen sie wohl etwas gegen den Strich, da sich jetzt gerade Ritter, Bürger und Bauer am liebsten mit Antiquitätenhandel beschäftigen.

Um noch einmal auf die Processionen zurückzukommen, so ist also Pater Basilius mit der Auffassung, die im vorigen Capitel an den Tag tritt, durchaus nicht einverstanden. Er gebe zu, daß viel Aeußerliches mit unterlaufe, aber die Hauptsache sei die Seelenstimmung, die dabei so leicht eine hochpoetische werde. Eine Reise durch Tirol, Kärnten, Steiermark, Krain, Ober- und Niederösterreich zeige allenthalben, daß eine Menge weißer Kirchlein von den Bergen heruntergrüßen, die den Christen schon von alten Zeiten her zum Gebet in der freien Natur, am rauschenden Wildbach, im duftenden Dunkel des Hochwalds, auf blumigen Alpenwiesen, auf schwindelnden Felsenhöhen einladen. Warum sollte man ihm verbieten, der Einladung nachzugehen?

Dieser Satz paßt allerdings weniger auf Processionen als auf Wallfahrten. Für letztere habe ich aber hie und

da auch schon ein gutes Wörtlein eingelegt. Sie stammen, könnte man sagen, aus dem menschlichen Wandertrieb, welcher zwar eigentlich confessionslos, aber von jeher aus guten Gründen ins religiöse Gebiet hinübergeleitet worden ist. Der Glaube, daß es die Mutter Gottes, der heilige Leonhard und andere Heilige viel höher aufnehmen und viel reichlicher vergelten, wenn ihnen der Hilfsbedürftige in ihrer eigenen Behausung einen Besuch abstattet, als wenn er aus Bequemlichkeit seine Andacht daheim verrichtet, dieser Glaube ist allerdings ganz heidnisch, allein daran hat sich die katholische Kirche bekanntlich nie gestoßen.

Processionen, fährt Pater Basilius fort, kommen ja bei allen Völkern vor und wenn die Kirche das Poetische, das in ihnen liegt, noch vergeistigt und veredelt hat, so darf sie deßwegen gewiß nicht angeklagt werden. Man kann wohl auch auf diesem Wege einen Schritt entgegenkommen. Es ist vielleicht eine richtige Bemerkung, daß die Völker, seien sie heidnisch oder christlich, der Processionen nicht ganz entrathen wollen. In Frankreich, in Belgien, in England werden ja noch allenthalben weltliche Aufzüge veranstaltet, zu denen die Zuschauer von vielen Meilen weit herkommen. Da nun dieser Ersatz unserem Landvolke nicht geboten werden kann, da dieses aber gerne von Zeit zu Zeit in größerer Gesellschaft lustwandelt und dabei, namentlich das schöne Geschlecht, auch sein neuestes Feiertagsgewand nicht ungern an der Sonne spielen läßt, da selbst schriftstellernde Touristen, Maler und Dichter beiderlei Geschlechts mitunter eine gewisse Schwäche für solche wandernde Volksversammlungen kundgeben, so ist wohl auch die Kirche nicht zu tadeln, wenn sie die Processionen noch

so lange in ihr Programm stellt, bis auf andere Weise Rath geschafft sein wird.

Doch kehren wir von diesem Ausflug in scheinbar ganz fremde Gebiete wieder nach unserem Mals zurück, wo ich mich am andern Morgen, bald nach dem Hahnschrei, von meinem Berliner Freunde, seiner Gattin und Reisegefährtin leider wieder trennen mußte. Sie fuhren gen Landeck, ich durch das Vinschgau hinunter nach Meran.

Meran, das wunderbare Meran, hat für mich und jeden Denkenden wieder neuen Reiz gewonnen, seit Dr. David Schönherr die alte Römerstadt Maja wieder ausgegraben, vielmehr dargethan hat, daß diese nie verschüttet worden, sondern im heutigen Meran erhalten ist.*) Damit scheint der alte Glaube, daß die berühmte Stadt mit all' ihren Palästen und Tempeln unter den Halden von Obermais begraben liege, in erfreulicher Weise beseitigt.

Ueberdieß bot mir die ehemalige Landeshauptstadt höchst ehrenvollen Willkomm: Herr Constantin von Gasteiger, mein alter Gastfreund, nahm mich wieder sehr herzlich auf und räumte mir eine feine, stille Stube ein, in der ich hätte die schönsten Gedanken haben können und in der auch fürwahr der erste lyrische Reisebrief fertig geworden ist. Ferner wurde ich das Object einer sehr ehrenvollen Ovation, die freilich eines edleren Subjects würdig gewesen wäre — eines festlichen Abendmahls, welches die gebildeten Männer von Meran mir als Ur- und Altgast veranstal-

---

*) Ueber die Lage der angeblich verschütteten Römerstadt Maja. Von Dr. David Schönherr. Innsbruck. Druck und Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung. 1873.

teten und zwar mit Tafelmusik, mit Reden und Gesang. Diese Erwähnung werden neidische Menschen, welchen vielleicht auch einige meiner Leser angehören, gewiß als Eitelkeit auslegen; allein darauf bin ich schon gefaßt und lasse mich nicht irre machen. Einmal will ich den Meraner Freunden auf jede Gefahr hin öffentlich für die unverdiente Ehre meinen Dank abstatten und dann erinnere ich mich an den tröstlichen Sinnspruch eines Weltweisen zu München, der unter vier Augen sehr entschieden behauptet, das, was wir von uns selber denken (die sogenannte Eitelkeit), sei doch zehnmal besser, als was andere von uns meinen. Und warum sollten wir uns nicht an das Bessere halten?

Vierzehn Tage in Meran im schönen Weinmond, im innigsten Umgang mit Trauben und Kastanien, mit den Meraner Herren, mit Professor J. V. Zingerle, dem Germanisten und gebornen Meraner, der erst jüngst ein Ritter des hohen bayerischen Michaelsordens geworden, aber dessen ungeachtet meine Gesellschaft nicht verschmähte, in der Frühe mit den schönen Wissenschaften beschäftigt, des Abends in der stillen Einsamkeit von St. Valentin, beim Kircher in Gratsch und in König Laurins Rosengarten, in den Burgen von Obermais oder auf der herrlichen Veranda beim Rimmelewirth im alten Dorf Tirol — solche Tage sind wahrlich nicht zu verachten. Dabei gelang es, manches nachzuholen, was früher versäumt worden war. So habe ich in Herrn Dr. Mazeggers „Völkerraft" auch einmal zugesprochen und unter höchst gebildeten Bade-, Luft- und Traubengästen ein Mittagessen eingenommen, wie es der heilige Valentin oder der heilige Corbinian hier schwerlich zu kosten kriegten, auch an Ort und Stelle unter den

Zinnen der romantischen Burg Rametz aus Herrn Boscarolli's eigener Hand einen Becher jenes edlen Rametzer Rieslings credenzt erhalten, den ich früher nur vom Hörensagen so gelobt habe. Endlich hatte ich einmal die Ehre, an Herrn Constantins Tisch neben seinem Vetter, Herrn Albert von Gasteiger-Chan, dem Divisionsgeneral und Geniedirektor Seiner persischen Majestät, zu sitzen, der bekanntlich den Schah auf dessen Bildungsreise nach Europa begleitet und einen Abstecher nach Tirol unternommen hatte, um seinen Landsleuten persönlich zu zeigen, wie weit es ein aufgeweckter Tiroler in Persien hinten bringen könne. Er ist der erste Rhätier, der ein persischer Chan geworden und jedenfalls viel glücklicher im Lande der Achämeniden, als jene armen Teufel aus dem Oberinnthal, die sich nach Pozuzu, ins Land der Klapperschlangen, verfrachten ließen, obgleich man — die Wahrheit zu sagen — um Landeck herum selbst von diesen hört, daß sie mitunter recht zufriedene Briefe schreiben und auch dort ihres Lebens Nothdurft gefunden haben.

Uebrigens möchte sich auch das gesegnete Meran mit seiner herrlichen Landschaft hiemit für den kommenden und alle künftigen Winter als Wärmestube, Luftcurort, Völkerrast oder eigentlich „für alles" gehorsamst empfohlen haben. Meran ist nur eine Modesache, sprach neulich in gewissen Blättern eine unbekannte Autorität, deren Spruch dort tief ins Herz hineinschnitt, aber man hofft, es werde wie der Rigi und die Salve und der heilige Rheinstrom die Sache einer ewigen Mode bleiben. Ist es auch eine Streitfrage unter den deutschen Aesculapen, ob die Ortslage für somatische oder für psychische, laryngo-pneumonische

oder analyto-podagrische, hygroxerantische, önopotetische oder gar siderotellurische Leiden die sicherste Remedur gewähre, unbestritten bleibt dennoch, daß jeder respectable Weltbürger, der gesund hereinkommt, gute Verdauungswerkzeuge mitbringt und an paradiesischer Landschaft seine Freude hat, hier seine freien Wochen in poetischer Trunkenheit zubringen kann und gerne wiederkommen wird. Auch hier finden sich zwar jene Samaritaner, die den Siechen nur um Gotteswillen pflegen, nicht ganz selten und es stehen diesen die hiesigen unübertrefflichen Aerzte mit wissenschaftlicher Pflege unermüdet zur Seite, aber aufrichtig gesagt, sind die Kranken, namentlich die schwer ergriffenen, nicht so beliebt, als man draußen vielleicht glaubt. Man könnte eher behaupten, daß Münchener Großbrauer, rheinische Weinbarone, Hamburger Rheder, Leipziger Verleger, erzgebirgische Fabrikanten, unbekrachte Börsenkönige aus beliebigen Großstädten, wenn auch ganz gesund, eigentlich ebenso willkommen sind, als „die leidende Menschheit!“ An jene namentlich scheint der Weltenschöpfer gedacht zu haben, als er diese Gegend entstehen ließ, der an Schönheit und an wonnigen, jedoch streng sittlichen Genüssen nicht leicht eine andere gleichkommt, wenn sie auch ihrer endlich erkannten Bestimmung gemäß sich jetzt durch einen sichtlichen Hang zu vornehmen Preisen auszeichnet. Die sparsamen Münchener, eigentlich der Anfang und Urstock der hiesigen Traubenesser, sind daher schon lange weggeblieben, wodurch wenigstens die Schönheit der Gegend nicht verloren hat.

Ein eigenthümlicher Taumel ergriff die Meraner, als Kaiserin Elisabeth vor zwei Jahren in Schloß Trautt-

mansdorff überwinterte. Da giengen von ihren zehn Fingerchen ebenso viele breite Goldströme in die Landschaft aus, die bis auf den letzten Tropfen aufgeleckt wurden. Allein das rothe Gold führt nach alten Erfahrungen zum Uebermuth. Die „Hantierer“ warfen ihren Werkzeug weg, ließen ein paar Zimmerchen tapezieren, suchten sie um etliche Louisd'or zu vermiethen und sich selbst als Rentiere aufzuspielen. Da der geliebten Kaiserin viel österreichische Vornehmheit nachzog, so genossen die Meraner Bürger jetzt das demokratische Vergnügen, die adeligsten Leute, die im eigenen Wagen daher fuhren, vornehm abweisen zu können und die alten Stammgäste, die zu Fuß ankamen und nach den alten Stuben fragten, fanden kaum mehr einen Gruß. Ja, ja, es wurde viel geklagt über die plötzliche Patzigkeit, die in diese edlen Gothen gefahren und über die sonderbaren Manieren, die sie sich über Nacht beigelegt hatten. Allein die gekrönte Zauberin kommt nicht mehr und die Meraner finden sich jetzt schwer wieder in die gewöhnliche Menschheit. Andrerseits hat aber auch die gewöhnliche Menschheit ein Haar in den Meranern gefunden und hält sich in respectvoller Ferne. Der letzte Winter ist sehr schlecht ausgefallen — „des Wetters wegen“ sagt man euphemistisch Aber auch heuer zieht das Fremdenvolk in schwachen Zügen ein, obgleich der Himmel beständig lacht. Man fühlt jetzt, daß man sich übernommen habe und der Katzenjammer ist bereits siegreich durchgebrochen. Man weiß, daß man in der Strafe ist und sucht sich rasch zu bessern. Mehrere sehr nennenswerthe Grobiane beiderlei Geschlechts verschrieben sich Knigge's „Umgang mit Menschen“ und nehmen jetzt zusehends feinere Manieren an.

Die Preise lassen sich zu bürgerlicher Erschwingbarkeit herunter. Die Miethzinse sind bedeutend zurückgegangen und um zwanzig Gulden monatlich stehen Zimmer offen, die schon über einen ansehnlichen Zipfel schöner Aussicht gebieten. Wer billige und doch gute Restaurationen sucht, der wird sie auch finden. In den feineren Häusern und Pensionen lebt man zwar nicht wohlfeil, aber in schweizerischer Reinlichkeit und amerikanischem Comfort.

Hier sind alle Reize Hesperiens vereint, aber noch auf deutschem Boden, unter einem ehrlichen, wohlgestalten, höchst anziehenden Bauernvolk, in einer Landschaft, die durch alte Sagen wie durch die Geschichten vergangener Tage gehoben ist. Noch nicken die alten Felsen und die alten Burgen, noch rauschen die alten Ströme, noch locken die alten Trauben und die alten Feigen, wie sie vor fünfzehnhundert Jahren die alten Germanen gelockt. Es webt und zieht ein uraltes Alterthum um alle diese Stätten und zugleich blüht wieder neues Leben aus den Ruinen. Auch möchten noch andere Gründe dafür sprechen, daß diese wonnigliche Gränzmark, daß König Laurins Rosengarten zu allen Zeiten nicht allein mit guten deutschen Autochthonen wohl besetzt sei, sondern daß auch zahlreiche deutsche Gäste hier sich niederlassen, damit wie bisher so auch fürderhin über der Gegend Nationalität und Angehörigkeit nicht der leiseste Zweifel bleibe.

Doch laßt uns wieder hinausziehen aus dem tirolischen Capua und hinauf nach Lebenberg, dem alten Schlosse, wo ich Lentners Chronik mit ihren seltsamen Bildern wieder wehmüthig durchblätterte. Der jetzige Burggraf von Lebenberg und nunmehrige Eigenthümer der Chronik, Herr

Waibel, hätte schon hundert Ducaten dafür haben können, allein er bewahrt sie als ein Kleinod und gibt sie nicht her. Wie viele schöne, freilich schnell verrauschte Stunden sind da bildlich festgehalten! Wie viele gute Brüder, die sonst wenig Anspruch auf Unsterblichkeit hätten, sind da verewigt! Und wo ist ein Künstler, der seine Freunde so liebenswürdig zu carikiren wußte, daß sie ihm immer dankbar blieben und ihn als ihren einzigen Retter vor der Vergeßlichkeit der Nachwelt mit lautem Lob verehrten!

Die fröhlichen Auszüge der Meraner Herren mit Frauen und Fräulein, mit Fahnen und Standarten, mit Trommeln und Pfeifen, wie sie damals unter Lentners Hauptmannschaft nach Lebenberg hinanstiegen — sie sind jetzt auch schon lange vergangen und fast verschollen. Seitdem sind Curmusik, Concerte, literarische Vorlesungen und andere vornehmere Kurzweil an die Stelle getreten. Jenes muntere Völklein fände auch kaum mehr Platz in dem alten Schlosse, denn selbst der große Trinksaal, in welchem damals mitunter getanzt wurde, ist in neuerer Zeit mit Gastbetten belegt worden und von Sommerfrischlern bewohnt. Zur Zeit walten hier die edeln Bajuvaren ob, zumal Herr Professor L. von Buhl, praktischer Arzt von München, der schon viele Herbste auf Lebenberg verbracht hat, den ich da auch, als er mit einer Traube in der Hand aus der Weinlaube trat, freundlichst ansprach, wie folgt: „Guten Abend, Herr Professor, wieder auf Lebenberg?"

„Freilich," entgegnete er, „und wieder sehr gern — herrlicher Aufenthalt!"

„Ja, ja, für einen Nachmittag — der Aussicht und

des Trunkes halber, aber die Spaziergänge fehlen ja gänzlich; man kann doch nicht immer den steilen Berg auf- und abkraxeln?"

„Das braucht's auch nicht! Ihr Leute hockt immer in der Schreibstube und wollt im Urlaub nur eure verschrumpften Beine wieder strecken lernen; unsereiner, der täglich hundert Stiegen steigt, will ausruhen und zieht eine hölzerne Bank mit schöner Aussicht der angenehmsten Bewegung vor."

In diesen einfachen Worten liegt ein tiefer Sinn, nämlich der, daß man über die Vorzüge der Sommerfrischorte nicht streiten, sondern zufrieden sein soll, daß es dem einen da und dem andern dort gefällt. Es ist immer eine — wenn auch kleine — Errungenschaft für die Mitwelt, so oft wieder ein neues Plätzchen zugänglich und der wandernden Menschheit dienstbar gemacht wird. Es hilft nichts anderes, als letztere zu diluiren, denn das jetzige Getriebe und Gedränge in den beliebten Sommerfrischorten wird erst erträglicher und milder werden, wenn einst in jedem, auch dem abgelegensten Alpenthälchen ein niedliches Wirthshäuslein steht, in dem sich wenigstens ein anspruchsloser Münchener, Eichstädter, Würzburger oder dergleichen mit Frau und Kindern halten kann. Nichts Fataleres, als wenn alle glaubten, sie müßten an einen Ort, nichts wünschenswerther dagegen, als daß jeder sich den seinigen für sich aussuche — ein Satz, der allerdings manchen Curverwaltungen als eine Ketzerei erscheinen dürfte, da es mit zu ihrem Glück und ihrem Ruhm gehört, daß täglich wenigstens fünfzehn Equipagen wieder weiter fahren müssen und hundert Fußgänger kein Quartier bekommen.

Uebrigens haben die Honoratioren von Meran seit Lentners Tagen die Gewohnheit des Gehens fast ganz verlernt. Sie streichen nur zwischen dem heimischen Herd und dem Abendtrunk im Wirthshause und verfolgen dann später den gleichen Weg wieder nach Hause. Wenn man einen der Herren — zehn Schritte vor der Stadt — auf der Waßermauer bemerkt, so fragt man schon mit theilnehmender Neugierde, ob der Arzt ihm vielleicht Bewegung verordnet. Die Höhen und die Tiefen, die Berge und die Thäler, die Burgen und die Schlösser, sie scheinen nur für die Fremden erschaffen zu sein.

Nachdem ich damals mit dem Burggrafen zu Lebenberg zwar mehrere, aber doch nur kleine Gläser geleert und der alten Zeiten öfter in Liebe gedacht hatte, nahm ich Abschied und gieng auf dem holperigen Steig zwischen den Weinbergen ins Thal hinunter. Es war aber schon sehr dunkel geworden und ich stolperte häufig. Glücklicher Lentner, dachte ich in meiner Noth, du seliger Freund, während du jetzt vielleicht bei einer hellen Lampe und im weichen Fauteuil der himmlischen Hofbibliothek oder im dortigen Cölestialarchiv die Urkunden der alten Lebenberger, der Schennaer, der Rubeiner und anderer Ritterschaft zusammensuchst und den Engeln und Erzengeln mit deinen historischen Romanen Belehrung und Erheiterung zu verschaffen strebst, vielleicht auch mitunter ein Glas himmlischen Terlaners nippst, muß ich armes Erdenkind bei finsterer Nacht über diese rauhen Porphyrplatten hinunterrutschen und froh sein, wenn ich mit geraden Gliedern beim Rössel in Lana einen harten Stuhl und ein saures Seidel Wein erwische. — Endlich aber erreichte ich unversehrt gleichwohl

das breite Thal und mein Ziel, das ebengenannte Lana, wo ich beim Theißen oder Rössel meine Herberge nahm und mit der Verpflegung sehr zufrieden war, auch den Stuhl nicht hart und den Wein nicht sauer fand.

Lana, Leonianum, ist ein altes Dorf, welches die Römer schon erbaut und mit achtbaren Edelsitzen ausgeschmückt haben. Es beginnt an der schauerlich schönen Schlucht, durch welche der Valzauerbach aus dem Ultenthale herausbricht, und läuft fast eine Stunde lang an der grünen Bergwand hin, um unten mit einer schönen Kirche an den Schlössern Alt- und Neubrandis auszugehen. In der schönen Kirche findet sich bekanntlich ein gothischer, zierlich geschnitzter Altar, der viel besucht und betrachtet wird. Die Bauernhöfe und die Herrenhäuser, die traulichen Capellen, sowie auch das hiesige Capucinerklösterlein liegen in aufgelöster Ordnung zwischen murmelnden Bächen und stillen Wiesen, zwischen Blumengärten und Weingütern, unter Cypressen, Kastanien und allerlei Obstbäumen weit zerstreut. Hier sind namentlich die Morgenstunden wunderschön. Wenn die Sonne über die östlichen Dolomitenwände heraufkommt, ist es gerade, als wenn sie ihren ersten und freundlichsten Gruß an dieses Lana richtete. Dann glänzt und funkelt das lange Dorf im Morgenthau und die ganze Thalseite scheint ein leuchtender Paradiesgarten gegenüber den annoch dunklen Halden und finstern Bergen, die jenseits der Etsch aufsteigen.

Nach den ersten Eindrücken, sagt man, bildet sich das Urtheil. Deßwegen hege ich auch ein gutes Urtheil von dem guten Lana, weil ich gleich am ersten Morgen, als ich seine Flur betrat, nämlich am achten September 1843,

die ausbündige Procession zu Ehren von Mariä Geburt betrachten konnte, der ich bald darauf eine sehr warme und empfindsame Beschreibung gewidmet habe, welche eigentlich Wasser auf Pater Basilius Mühle wäre. Mit Vergnügen erinnere ich mich auch an den Fähndrich der Lanener Schützen, der nach altem Brauch sich unter Trompetenschall auf dem großen Platze vor dem Rössel aufstellte und seine lange Fahne rhythmisch unter den Achseln und den Beinen durchschwang, so daß sie im Morgenwinde fröhlich knisterte und den Boden, wie es sein soll, nie berührte. Wäre letzteres geschehen, so wäre der Fähndrich entsetzlich verhöhnt worden. Das war ein schönes Stück!

In Lana ist auch, um mit Aventin zu reden, die Schnabelweide sehr gut bestellt. Die Forellen in der Valzauer gehen fast nie aus und die tieferen Ländereien an der Etsch nähren manch wackeres Geflügel. Jetzt wird aber all dieses Zeug mehr und mehr in den unersättlichen Bauch der Meraner Curgäste fallen. Kaufen ja die Innsbrucker Händler nunmehr schon die Fische in Brandenberg und in Alpbach zusammen, so daß der Fremde, der sich allenfalls durch meine Beschreibung hinführen läßt, nichts mehr dort findet, als Sauerkraut und Knödel. Das Beste in diesem Zweig habe ich aber doch letzten Herbst beim Kircher in Gratsch erlebt. Zum erstenmal wieder nach langer Zeit mit Professor Zingerle in dem altbekannten Hause zusprechend, meinte ich, sie sollten uns zum Wein ein paar Dutzend Kästen braten. „Ja, Kästen sind heut nicht!“ sagte die Tochter, drehte sich und gieng. Das zweitemal, als wir wiedergekommen, derselbe Bescheid. Das drittemal schien's aber doch an der Zeit, etwas eindring=

licher nachzufragen. „Warum soll's denn keine Kästen geben — da hängen ja alle Bäume voll!“ „Ja,“ sagte die Tochter verlegen, „wenn wir sie in der Früh nach Meran zum Händler schicken, haben wir ohne Müh' unser Geld — wenn wir sie aber für die Fremden pfandelweise ausbraten, so kriegen wir auch nicht mehr und haben die Schererei dazu.“ Das ist classisch! In der Schweiz würde man die Kästen braten und zehnmal mehr verlangen, als sie werth sind; in Tirol verlangt man gar nichts, aber man gibt zur Ersparung der Schererei auch keine her.

Dem Kircherhause in Gratsch verdankt man übrigens schon manche interessante Seite in meinen gelehrten Schriften.

Im Jahre 1850 am siebten Juli kam bekanntlich nach Mitternacht eine Muhr herunter, zertrümmerte das Haus und begrub dessen Bewohner unter Schlamm und Steinen, so daß ihrer acht, die Mutter, zwei Brüder, drei Schwestern, der Mutterbruder und ein Gast ihr Leben verloren. Sie ruhen oben in dem einsamen, aber herrlich gelegenen Kirchhof von Sct. Peter.

Die Uebergebliebenen kamen aber nicht dazu, ihnen ein Kreuz oder eine Tafel setzen zu lassen, was ich einmal gelegentlich in einer vielgelesenen Wiener Zeitschrift erwähnte. Neulich, als ich wieder in jenen stillen Friedhof trat, fand ich zu meiner Ueberraschung eine große, schöne Tafel von weißem Marmor in der Kirchenwand und alle Namen der verstorbenen Kirchnerleute darauf. Unten in Gratsch fragte ich meine Freundin, die Kirchnertochter: „Ja, wie kommt denn das? Jetzt ist ja das schönste Monument dort oben!“ „Ah,“ sagte sie lächelnd, „was soll

man machen, wenn Sie alm so schreiben: der Gscheidtere gibt nach."

Unser Lana wird aber wohl mit nächstem in die Vorderreihe tirolischer Herbstorte einrücken. Zwar gibt's da noch keine Esel, keine Ponies, keinen Coiffeur und keinen Friseur, aber ein paar gute Wirthshäuser sind doch schon da. In den alten Ansitzen wären Räume genug für Wohn- und Schlaf- und Speisezimmer, aber zur Zeit werden da nur die Aepfel aufgeschüttet und der frühere Hausrath ist längst verschleppt. Die Landleute in Tirol meinen zwar immer noch, die Fremden aus Süd- und Norddeutschland sollen ihre Möbel selber mitbringen, aber sie werden allmählich einsehen, daß es von Eckernförde oder Stolpe her doch zu weit ist. Jedenfalls gilt auch Lana nur für eine besondere Gattung von Curgästen, für solche nämlich, die sich des Morgens und des Abends mit einer Promenade durch die Flur des Dorfs begnügen. Die schönen Ausflüge nach Ulten, Tisens u. s. w. gehen alle scharf in die Höhe, so daß sie zu den täglichen Vergnügungen kaum zu rechnen wären. Also braucht ihr nicht alle gleich wieder hieher zu rennen, sondern nur jene, denen eine Ruhebank mit schöner Aussicht eben so lieb ist, als die angenehmste Bewegung.

V.

Aus dem Trentino.

1.

Im Herbste 1873.

Auch nach Trient hinunter ist unser Lyriker damals gefahren, um seinen Fuß wieder einmal auf wälschtirolischen Boden zu setzen und in jener Stadt ein paar gute Freunde zu besuchen.

Die Stadt Trient, ihre reinlichen Gassen und ansehnlichen Paläste, ihr Bischofsschloß und ihr alter Dom, sowie auch ihre heiligen Erinnerungen an den lustigen Kirchenrath, woselbst die ehrwürdigen Bischöfe, die kein Podagra plagte, noch zu tanzen pflegten, sie sind in Deutschland nicht unbekannt und schon von vielen Touristen schriftstellerisch ausgeweidet worden. In der Besorgniß, den würdigen Styl, in dem ihre Hoheit geschildert werden soll, vielleicht nicht ganz zu treffen, will sich aber unser Wanderer diese Aufgabe gar nicht setzen und nur einen andern Gegenstand leicht berühren, der ihm da, so zu sagen, auf der Gasse entgegen gelaufen ist.

Nach dem Wiener Congreß kam bekanntlich eine große Unruhe unter die Völker und wollten deren viele einen andern Herrn aus eigenem Stamm, oder eine Obrigkeit in ihrer Sprache haben, wie die Belgier, die Polen, die Lombarden u. s. w. Es gieng ein sehnsüchtiges Verlangen durch halb Europa: die Ländergränzen sollten fürderhin nach den Sprachen ausgesteckt werden und jede Nation ihr Gebiet so weit erstrecken, als ihre Zunge reiche. Ganz genau wollte sich die Regel allerdings nicht durchführen lassen, denn die Franzosen z. B. erkannten sie zwar in Bezug auf Belgien und Savoien, aber nicht für Elsaß und Lothringen als gültig an; auch ihr Verlangen nach den natürlichen Gränzen, d. h. nach dem schönen Rheinstrom mit Mainz und Köln, gieng mit dem neuen Dogma nicht recht zusammen. Ebenso verwarfen es die Dänen, da sie sonst auf die deutschen Herzogthümer zu verzichten hatten. Dagegen waren die Italiener begeisterte Anhänger jener Theorie, weil sie ihnen unter anderm auch den Besitz von Wälschtirol zusprach. Die praktische Anwendung der neuen Lehre schien im Ganzen darauf hinauszugehen, daß die Deutschen alles herausgeben sollten, was sie im Laufe der Zeiten erhaust, aber nichts von dem zurückerhalten, was sie an ihre Nachbarn verloren hatten.

Die Italianissimi im Trienterlande giengen schon früh ans Werk. Sie hatten auch ziemlich viel zu arbeiten, denn durch das Connubium zwischen Wälsch- und Deutschtirol, das viele Jahrhunderte lang zu beiderseitigem Segen gewirkt und das ganze Gebiet in eine zweisprachige Myrtenlaube verwandelt hatte, durch die deutschen Bischöfe und das deutsche Domcapitel, durch den deutschen Adel, der

namentlich im Nonsberg, durch die deutschen Bauern, die noch in der Valsugana, durch die deutschen Handelsleute, die noch in Roveredo saßen, war die Physiognomie des Ländchens, wenn sie als italienische gelten sollte, sehr entstellt und den wahren Patrioten unerträglich geworden.

Die Italianissimi suchten nun, um in ihrer Sprache zu reden, den Teufel durch Beelzebub, d. h. den Germanismus durch die österreichische Regierung auszutreiben. Wenn dieser nämlich je ein Einfall kam, der dem deutschen Elemente hätte zuträglich oder förderlich sein können, so raunte man ihr vertraulich ins Ohr, daß die harmlosen Polentophagen doch viel bessere Unterthanen und Christen seien, als die unruhigen Teutonen, die immer ein einiges Deutschland und allerlei protestantische Ideen im Kopfe hätten. Je mehr man diese zurückdränge, desto stiller werde es in Oesterreich werden. Auf diesem Weg ist den Propagandisten wirklich manches gelungen. Auch hat ihnen viel geholfen, daß der Deutschtiroler, der ins Trentino einwandert, sich sofort als Barbaren fühlt und seine Blöße alsbald mit italienischen Feigenblättern zu bedecken sucht. Zumal in den Namen kommen da scherzhafte Erscheinungen vor. Der Herr Huber fängt hier an, sich Uber zu schreiben, der Herr Ecker Eccher, der Herr Berger Pergher. Aus Bauer und Maier wird Paor und Moar. Der frühere Herr Unterkirchner heißt jetzt Sottochiesa. Ein Herr Käser schreibt sich Cesare oder Cesarini und der Herr Zoppeli zu Trient ist vielleicht ehedem ein deutscher Zöpfelmaier gewesen. Aber wenn einer etwa Hutzelsieder hieße, Himmelfreundspointer oder Ehestandsglückmaier, was in Oberschwaben wirklich vorkommen soll — wie müßte es

wohl ein solcher anfangen, um seinen Namen wohlklingend ins Italienische zu übersetzen?

Uebrigens findet sich im Trentino auch eine große Menge autochthoner, d. h. nicht eingewanderter deutscher Namen, die aus der ehemals halbdeutschen Valsugana oder aus dem Fleimser Thale stammen, oder aus andern deutschen Dörfern, die noch da und dort an den wälschen Bergen hängen. Daher kommen die Stengel, Bernecker, Motter, Weiß (Baisini) u. s. w.; daher können auch die Pergher, Paor, Moar*) kommen. Derlei Familien sind aber meistentheils schon längst italianisirt und es ist daher nicht so auffallend, wenn gerade aus ihrem Schoße oft die feurigsten Italianissimi erstehen. Wie es in Deutschtirol wälschnamige Familien gibt, in denen schon seit Großvaters Zeiten kein italienisches Wort mehr gehört wird, so kommen im Trentino deutschnamige vor, in denen das Deutsche längst verschollen ist, so daß sie nicht einmal ihren Namen mehr richtig aussprechen können. Dem Turnverein zu Bozen, der sich die „Wahrung und Erhaltung des Deutschthums in dieser Stadt“ als Programm gesetzt, steht jetzt

---

*) Maier lautet bekanntlich nach bayerisch-tirolischer Mundart Moar, allein man hört diese Aussprache nur noch auf dem Lande, d. h. unter den Bauern. Als nun im letzten Sommer ein Herr Moar aus dem Trentino in ein pusterthalisches Bad gekommen war, glaubten die andern Gäste deutscher Nation, seinen Namen aus dem Bäuerischen ins Städtische übersetzen zu sollen und nannten ihn also Herr Maier. Herr Moar ließ sich dies aber nicht gefallen, sondern bemerkte ihnen mit Ernst: „Nennen Sie mich gefälligst, wie ich mich selber nenne. So lange ich ein Deutscher war, hieß ich Maier; jetzt bin ich ein Italiener und heiße Moar.

ein junger, begeisterter Deutscher vor, der — Trentini heißt.*)

In enger Beziehung zur Sprachenfrage steht auch der neue Friedhof zu Trient. Derselbe stellt sich als ein großes Viereck mit dorischem Säulengange dar. Die Wand dieses Ganges ist für die Denkmäler jener Familien bestimmt, welche solche bestreiten können, und ihre Namen sind auch bereits aufgemalt. Die andern Leute, die diese Ehre nicht zu bezahlen vermögen, werden im Innern des Friedhofs unter die grüne Erde gelegt. Jeder Dahingegangene erhält da ein weißes Denkmälchen mit seinem Namen und einer Nummer darauf. Diese sind alle von gleicher Form und Größe und alle stehen gleichweit von einander, so daß es in einiger Ferne aussieht, wie wenn sich da ein Flug Schneegänse niedergelassen hätte.

Auf diesem Friedhofe läßt der Magistrat von Trient keine deutschen Inschriften zu. Man weiß nicht, soll man diesen Gedanken hochmüthig nennen oder demüthig; denn für letztere Auffassung ließe sich immerhin sagen: die An=

---

*) Alois von Trentini, geb. zu Trient 1790, trat nämlich zur bayerischen Zeit als Offizier in die bayerische Armee ein und blieb in derselben, auch nachdem Tirol unter seine früheren Herren zurückgekehrt war. Er wurde später Major und heirathete eine Fräulein Rosipal von München. Die Kinder aus dieser Ehe wurden alle in unserer Hauptstadt geboren und da natürlich als gute Deutsche erzogen. Der Vater starb 1864. Von seinen Söhnen giengen aber die beiden ältesten wieder in den österreichischen Staatsdienst und wirkt jetzt der eine als Staatsanwalt in Bozen, der andere als Bezirkshauptmann zu Cavalese im Fleimserthale. Dort nahm er mich letzten Herbst sehr freundlich auf, wofür ich hier meinen Dank auszusprechen nicht unterlassen will.

ordnung beruhe auf der Zuversicht, daß die Bozener, Brixener, Innsbrucker sich nicht rächen, d. h. edelmüthiger oder einfach vernünftiger sein und die italienischen Epitaphien, die sich auf ihren Kirchhöfen finden, nicht hinauswerfen werden. Bisher haben sich die Trienter noch nicht getäuscht und deßwegen vielleicht auch einer Gasse, die bisher Contrada tedesca hieß, ihren ehrsamen, aus fernen Jahrhunderten stammenden Namen abgenommen, um sie nach der naheliegenden Mariahilfskirche in Contrada del suffragio umzutaufen. Dabei haben sich unsere Italianissimi allerdings in der großen Staatskunst noch als sehr kleine Meister gezeigt, denn wenn man in Bozen, Meran und Brixen diese Geschichten hört, so wird man dem Siegeseinzug der erobernden Trentiner mit noch geringerer Sehnsucht entgegensehen, als bisher zu bemerken war.

In der guten alten Zeit war man in solchen Dingen nicht so heikel wie jetzt. In ganz Wälschtirol und so auch im Dom zu Trient finden sich allenthalben deutsche Grabsteine aus vergangenen Tagen. Aber doch entgeht man auch jetzt den Einflüssen der deutschen Nachbarschaft nicht. Früher nannte man z. B. die Knaben nach deutsch-tirolischem Vorbild Ansele, Franzele, Beppele; jetzt, da sich die heiligen Johannes, Franciscus, Josephus nach vielhundertjährigem Gebrauch etwas abgenützt haben, wählt man andere Patrone, aber nicht etwa die römischen Scipio, Cato, Pompejus, sondern die deutschen Carlo, Enrico, Federigo. Die jungen Damen in der Stadt nennen sich jetzt Signorine, aber der Landmann heißt sie noch immer Fraila (Fräulein), wie er's vor hundert Jahren bei seinen deutschen Herren im Schlosse gehört.

Aber ist es denn überhaupt zweckmäßig, von solchen Sachen zu reden? Bei den friedfertigen Deutschtirolern legt man allerdings mit derlei Betrachtungen wenig Ehre ein, aber da man auf der andern Seite sehr laut zu denken pflegt, so darf man diese Gedanken, soweit sie unser altes deutsches Reichsgebiet betreffen, doch hin und wieder zur Besprechung ziehen.

Daß die Deutschtiroler sich nicht einmischen und diese Federgefechte hoch über ihren Häuptern dahin rauschen, sich dabei auch manches gefallen lassen, ist am Ende keineswegs zu tadeln. Wegen einer Frage, die für jetzt wieder ganz beseitigt scheint, wollen sie sich mit den Nachbarn nicht verfeinden. Auch wir wollen die Sache keineswegs an die große Glocke hängen, sondern unsere entgegengesetzte Ansicht nur bescheidentlich kundgeben, damit man auf der andern Seite bei beständigem Schweigen nicht etwa sagen könne: Qui tacet consentire videtur.

Das jetzige Trentino hat bekanntlich ein ehemaliger Professor zu Trient, Giuseppe Frapporti, gestiftet. Nachdem man bis zu seiner Zeit in deutscher wie wälscher Zunge nur von Wälschtirol oder Tirolo italiano gesprochen, gab jener im Jahre 1840 ein Buch heraus, in dem er behauptete, es gebe gar kein Wälschtirol, sondern die Landschaft, in deren Mitte sich das herrliche Trient erhebe, könne nicht anders als Trentino genannt werden. Ihre Gränzen aber habe Mutter Natur mit eigenem Finger gezeichnet und dieselben seien gegen Süden die Klause von Verona, gegen Norden der Brenner und der Paß bei Finstermünz. Da aber das ganze Trentino zu Italien gehöre, so sei es (obwohl ein verjährter Unfug) doch rein

lächerlich, daß man Bozen, Meran, Brixen u. s. w. für deutsche Städte halten wolle.

Das Büchlein gieng wie ein leichtes Schifflein glücklich durch die Brandung der damaligen Censur und wurde seitdem das Evangelium der Italianissimi, so daß die Frapporti'schen Phantasien schon vielfach in Prosa und vielleicht auch in Versen verarbeitet worden sind. Erst neulich erschien wieder eine Schrift zu Mailand von dem zur Zeit noch unbekannten Helden Libero Liberi, welche sich „L'Italia, esposta agli Italiani“ (Italien, den Italienern dargestellt) betitelt und Italiens nördliche Ausläufer ganz nach Frapporti festsetzt. Dem Einwurf, daß mit diesen Gränzen das Princip der Nationalität sehr empfindlich verletzt würde, da ja über zweihunderttausend deutsche Tiroler ihrem Vaterland verloren giengen, begegnet der Verfasser mit der Mahnung, daß man sich bei solchen Scrupeln nicht aufhalten dürfe. Man könnte hier allerdings eine Frage stellen, die aber Herr Libero Liberi vielleicht beschwerlich finden würde, nämlich: wenn sich die Italiener keine Scrupel machen, fremdes Gut zu nehmen, warum sollen sich die Grafen von Tirol etwa Scrupel machen, das Ihrige zu behalten und zu vertheidigen? Ob man die Unternehmung mit den eigenen oder mit entlehnten Helden durchsetzen wolle, wird zur Zeit noch nicht gesagt. Es ist übrigens ganz die französische Anschauung, daß zwar der eigene Boden unberührbar und heilig sei, daß man aber den deutschen Nachbarn immer so viel abdrücken dürfe, als die Umstände eben erlauben.

In Trient fiel mir auch ein neues Büchlein in die Hand, welches die italienische Jugend in die Geheimnisse

der Erdkunde einführen soll. Es ist im vorigen Jahre zu Turin erschienen, betitelt sich „Corso elementare di geografia ad uso delle scuole“ und nennt als seinen Verfasser einen Herrn Giovanni Pulina. Die geographische Gelehrsamkeit des Autors reicht gerade nicht sehr weit und es fehlt daher in seinem Schriftchen nicht an einer reichlichen Auswahl von — Ueberraschungen. Indessen wollen wir uns darauf nicht einlassen, sondern nur erwähnen, daß Herr Pulina an dem Orte, wo er Trients gedenkt, in folgende, mitunter spaßhafte Elegie ausbricht:

„Trient, die letzte Perle des italischen Grenzsaumes, liegt an der Etsch, umgeben von Bergen und reizenden Hügeln. Wie viel Gerede gieng über diese Stadt im Jahr 1866? Wer wird zuerst hinkommen, Medici oder Garibaldi? Aber es kam keiner hin. Trient wurde wieder an sein Kreuz geschlagen, aber die edle Stadt ist nicht weniger die unsrige. Sie ist unser — — — durch die Helden, die sie zu den vaterländischen Kämpfen stellte und durch die glühenden Geister, mit denen sie Italien beehrt. — — — Sie ist die Hauptstadt des Trentino, welches uneigentlicher Weise Wälschtirol genannt wird.“

Da man also von der andern Seite die „Erwerbung“ der „natürlichen“ Grenzen — man spricht nicht gern von Eroberung — als unausbleiblich ansieht, so möchten wir uns diesseits die Vermuthung gestatten, daß der halbwälsche Zwickel, der gegen Süden in die Peripherie des deutschen Sprach- und Machtgebiets hineinspitzt, sich aus dieser Scheibe so schwerlich herauslösen wird, wie der Mann im Mond aus der seinigen. Wenn wir uns das deutsche Sprachgebiet annähernd als eine Rundung, als einen Faß-

boden vorstellen, so liegt die Stadt Trient gerade da, wo der Zapfen sitzt, eine sehr wichtige Position, die wir nicht entbehren können, denn wenn wir auch, selbst bei nachlässiger Behandlung des Spundlochs, nicht auszurinnen fürchten, so könnten da doch, wenn es in fremden Händen wäre, die gefährlichsten und giftigsten Säfte hereindringen.

Auch die sachverständigen Kriegsleute haben längst gepredigt, daß das ganze deutsche Südtirol unhaltbar ist, wenn das wälsche aufgegeben wird. Wenn die Geschütze unserer Zeit nur noch einen kleinen Fortschritt machen, so kann der Feind vom wälschen Nonsberg herunter schon am Tage der Kriegserklärung in die Gassen von Bozen und Meran hineinschießen.

Der Anschluß an Italien, er mag die Phantasie allerdings mächtig aufregen. Italien, Königreich Italien, Italia una, libera — allerdings ein schöner Klang! Aber ob aus den Italienern noch etwas werden wird? Wir wünschen es von ganzem Herzen; die Frage ist nur, ob sie nicht zu lange katholisch gewesen sind?

Uebrigens ist alle diese brennende Liebe für das benachbarte Italien nur im Garten der Signori, der Herren, gewachsen, die da in süßem Nichtsthun dahinleben, in der allgemeinen Noth sich nicht zu helfen wissen und die Wiederkehr des alten Glanzes nicht von der eigenen Betriebsamkeit, sondern von der Vereinigung mit ihren „Fratelli“ erwarten. Die armseligen Landleute haben sich in diesem Stücke bisher sehr gleichgültig gestellt.

Das Schicksal des Trentino liegt im Schoße der Götter und nachdem wir unsere eigene Vermuthung über dasselbe ausgesprochen, wollen wir es in diesem wieder

ruhig liegen lassen. Die Deutschen werden aber auf dem Grund der Geschichte immer eine ideelle Hälfte dieses Landes in Anspruch nehmen. Und lassen wir auch die Geschichte und springen wir der Kürze halber in die neueste Zeit herein, so entstehen jetzt wieder Verbindungen, die wohl noch fester anziehen, als die historischen. Das Trentino ist durch langjähriges Mißgeschick, durch Krankheit der Trauben und der Seidenwürmer in tiefe Armuth verfallen. Die edeln Geschlechter sinken in Dürftigkeit und der Landmann, der schon ehedem nichts übriges hatte, ist jetzt noch übler daran, als vorher. Dazu bewegen sich Wein- und Seidenbau, überhaupt die ganze Landwirthschaft in veralteten Geleisen. Guter Rath kann da nur aus Deutschland kommen, denn das vereinigte Italien hat jetzt andere Aufgaben, als den Trentinern zu helfen. Ferner hat dasselbe kein Geld. Auch die Wasser-, Luft- und Traubencurorte, die man jetzt gründen und später wohl vermehren will, ihr Aufkommen hängt doch auch nur von den Barbaren des Nordens ab. Diese sind feierlichst ersucht, möglichst zahlreich zu erscheinen, ihre Erübrigungen mitzubringen, Häuser zu bauen und überhaupt die Sache in die Hand zu nehmen, denn die Trentiner haben in solchen Dingen wenig Uebung. Nach Deutschland ziehen auch der Wein und die Früchte hinaus. Aus Deutschland, vom Brenner herab, kommt die Wissenschaft. Von unten, von Italien herauf, fließt kein Saft zu — höchstens läuft alle vierzehn Tage ein hetzender Zeitungsartikel ein. Da heißt's denn wirklich: „Alles Gute kommt von oben."

In diesem Augenblick schlagen übrigens die Herzen etwas ruhiger, denn der politische Scirocco, der von Italien

herauf kam und aller Sinn bethörte, ist wieder schlafen gegangen. Seit dem Kriegsjahr 1870 haben sich die Gemüther überhaupt merklich umgestimmt. Es wird z. B. behauptet, daß jetzt zehnmal mehr deutsche Grammatiken gekauft werden, als vorher. Man fragt wieder nach deutschen Büchern und sendet die Töchter über den Brenner hinaus in deutsche Institute, damit sie dort die deutsche Sprache lernen. Während man sich bisher äußerlich zu italianisiren suchte, sucht man sich jetzt innerlich wieder zu germanisiren. Eine angenehme Folge für den Touristen ist es — nebenbei gesagt — daß jetzt auch die Gasthöfe viel reinlicher und comfortabler, viel deutscher sind, als früher.

Was ist nun aus alle dem zu lernen? Vielleicht doch wenigstens so viel, daß man sich gegenseitig ertragen und fördern, nicht quälen und abhetzen soll. Die Trientiner werden nie verwischen können, daß sie ein Mischvölkchen sind, allein sie können gerade diesen Charakter dadurch zur höchsten Würde erheben, daß sie die Tugenden, die beiden Nationen eigenthümlich sind, zum vollsten Ausdruck bringen. Je mehr sie unsere guten Eigenschaften und das Gedeihen, das wir vermitteln können, zu würdigen lernen, desto geringer wird ihnen das Unglück scheinen, wenn sie am Ende doch — bei uns verbleiben müssen. Unsere Propheten weissagen ja Glück und Segen in Hülle und Fülle für Oesterreich wie für das Deutsche Reich und das gesammte germanische Geschlecht. Der beste Rath, den man den Italianissimi geben kann, liegt daher meines Erachtens in jenen Worten eines bekannten Franzosen: „Surtout point de zèle!“

„Ueber die Familiennamen in Wälschtirol" hat Christian Schneller, damals Gymnasialprofessor zu Roveredo, 1867 im Tirolerboten eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die leider nicht zu Ende geführt wurden, obwohl das Manuscript fertig vorlag. Eine große Anzahl der dort vorkommenden Familiennamen ist, wie überall, aus den Taufnamen hervorgegangen, welch' letztere aber, wie ja auch die deutschen, zuerst vielfach gekürzt und dann wieder diminuirt und augmentirt worden sind. So entstand aus Giovanni, Johann, zuerst Zuani, dann Zanelli, Zanoli, Zanellon, Zenetti oder auch Vannetti, Vannotti u. s. w., so daß von dem einen Namen jetzt vierzig verschiedene Abkömmlinge vorhanden sind. Auch hier, wie in ganz Oberitalien, finden sich sehr viele Namen, welche deutschen Ursprungs und wohl zum Theil von den alten Lombarden ererbt sind, so Alberti, Arnoldi, Bertoldi, Bernardi, Gerardi, Gottardi, Lebardo, Leopardi, (Liebhart) u. s. w. (Als in neuerer Zeit der Name Garibaldi auftauchte und berühmt wurde, fanden sich namentlich die Altbayern sehr angenehm berührt und glaubten viele: es komme da eine Nebenlinie der alten Agilolfinger wieder an's Licht, des alten Herzogsgeschlechts, das bekanntlich auch zwei Garibalde zu den Seinigen zählte). Aus Wilhelm wurde Villi, Villotti, Gelmi, Gelmini. Die Herren von Lutterotti sind italianisirte Namensvettern unseres deutschen Reformators. Aus unserm Cramer, das ebenso im Trentino vorkommt, ist auch ein Cramerotti, aus unserem Pinter (Binder) ein Pintarelli erwachsen. Da sich urkundlich Mapheus für Matthäus findet, so wird wohl unser bekanntes Maffei nichts anderes sein, als Matthäi. Schneller berichtet auch,

daß der kleine Martyrer von Trient, der heilige Simon, ein angeblich 1475 von den Juden gemordetes Knäblein, ein Deutscher gewesen sei und Unverdorben geheißen habe, so daß also die Trientiner auch ihren einträglichsten Heiligen den Deutschen verdanken.

Im December 1877.

Einer brieflichen Mittheilung des Herrn Christian Schneller, welcher mittlerweile Landesschulinspektor zu Innsbruck geworden, verdanke ich eine kleine Sammlung deutscher Familiennamen, die aus dem Trentino selber stammen und, obgleich sie jetzt in mehr oder weniger undeutscher Schreibung erscheinen, doch leicht wieder in ihre ursprüngliche Gestalt umzusetzen sind. So z. B. Birti = Wirth, Foches = Fuchs, Giongo = Jung, Oß = Haas, Osler = Hasler, Bisoffi = Bischof, Caneppele = Knäpple, Furnecher oder auch Fucinego = Fuchsenecker, Ocner = Hackner, Ondertoller = Unterthaler, Sguaizer = Schweizer, Soster = Schuster u. s. w.

Bemerkenswerth ist auch Naimor = Neumaier, Zviselpaor = Zwiselbauer, Palaoro = Palauer, einer aus ital. Palû (palude) im Fersinathale, einem von Deutschen bewohnten Dorfe, welches bei diesen früher Palau hieß, jetzt aber Palai (Paläu) heißt.

Die Aviticität der Taufnamen hat z. B. bei unserm altbayerischen Landvolke allmählich eine solche Gleichförmigkeit herbeigeführt, daß jetzt die drei Heiligen Joseph, Johannes und Georg mit einander gewiß mehr als die Hälfte der sämmtlichen Mannspersonen mit ihren Namen versehen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, haben schon

manche Landpfarrer die Regel aufgestellt, daß jedes Kind nach dem Heiligen getauft werden solle, an dessen Tag es geboren sei. So entstand in den betreffenden Pfarreien allerdings eine größere Mannichfaltigkeit der Taufnamen, allein auch diese blieb, so zu sagen, noch in der Gemeinschaft der Heiligen. In Italien dagegen hat man sich, und zwar in den Städten schon seit alten Tagen, auf dem Lande aber wohl erst in den neueren Zeiten auch von den lieben Heiligen möglichst loszumachen gesucht. Dies Streben scheint sogar die Zustimmung des hochwürdigen Clerus gefunden zu haben, sonst hätte es nicht so bedeutende Erfolge errungen. Jetzt hört man in den Städten und auf dem Lande eine Menge griechischer Namen, wie z. B. Achilles, Orestes, Aristides, Themistocles u. s. w. Ein Landmann bei Fondo nannte seine drei Söhne Plato, Aristoteles und Archimedes. Die Mädchen werden Andromache, Penelope, Melpomene, aber auch Thusnelda, Theodolinde, Griseldis getauft. Ein Wirth bei Arco heißt seinen Sohn Arialdo (das deutsche Herold), seine Tochter Dalinda.

Die deutschen Vor- oder Taufnamen, welche zu Familiennamen geworden sind, lassen sich bekanntlich, so lange sie unversehrt, keine verkleinernden Ansätze gefallen. Wir haben z. B. wohl ein Bernhard, aber kein Bernhardel, Bernhardchen, Bernhardke; dagegen finden sich im italienischen Gebiete zahllose solche Namen mit allen Ansätzen, welche die Sprache gestattet; wie z. B. Bernardini, Bernardelli, Bernardotti (das franz. Bernadotte), Bernardoni, Bernarduzzi, Bernardinelli u. s. w. Neben diesen kommen aber auch, wie schon oben nach Schneller gezeigt worden,

verkürzte Koseformen vor, die theils aus dem ersten, theils aus dem zweiten Theil des Namens gebildet sind, wie Berni, Bernini, Bernelli, Bernotti, Bernoni, Bernuzzi oder Nardi, Nardini, Nardelli, Nardotti, Nardoni, Narduzzi. Rechnet man auch diese Namen zu den deutschen (und daß sie aus solchen hervorgegangen, ist ja außer Zweifel), so kann man behaupten, daß zwei Drittheile der wälschtirolischen Familiennamen deutschen Ursprungs sind. Diese Sachlage wirft ein eigenthümliches Licht auf die Prahlereien vom seme puramente latino, wie sie namentlich den deutschen Apostaten so geläufig sind. In der Lombardei wird's nicht viel anders sein. Diese Batti, Betti, Bitti, Botti, Butti, Patti, Petti, Pitti, Potti, Putti, Pazzi, Pezzi, Pizzi, Pozzi, Puzzi u. s. w. werden erst klar, aber auch sehr klar, wenn man vorerst die deutschen Familiennamen studirt hat.

VI.

Aus dem Bregenzerwalde.

1.

Im Frühling 1874.

Der Frühling ist wieder da; die Wiesen stehen voller Blumen und die Vögel singen im Walde. Auch der blaue Himmel lockt ins Freie und da ich ihm nicht länger widerstehen konnte, so fuhr ich am achten Juni d. J. früh acht Uhr aus der Hauptstadt München davon und kam Nachmittags vier Uhr zu Oberstaufen im Algäu an, einem zierlichen Flecken, wo ich alsbald den Herrn Eduard kennen lernte, einen gebildeten jungen Fuhrmann oder Postillon von feinen Manieren, welcher die Carriole, die von Oberstaufen nach Hittisau im Bregenzerwalde führt, jetzt zu leiten pflegt. Da ich nun zwar nach Hittisau trachtete, aber auch den anliegenden Sulzberg mitnehmen wollte, einen vielgenannten und weitgesehenen Berg, den eine Kirche und ein Pfarrdorf krönt, so nahm ich Herrn Eduards guten Rath in Anspruch und dieser fiel dahin aus, daß ich den dortigen Löwenwirth auffsuchen solle, der eben aus dem

Zuge gestiegen und wahrscheinlich beim Wagnerbäck zu finden sei; der habe sein Wägelein bei sich und werde mich gerne mitnehmen.

Der Wagnerbäck war bald gefunden und der Löwenwirth mit Leichtigkeit diagnosticirt, denn außer ihm und dem Herrn Doctor von Sulzberg waren diesmal keine Gäste vorhanden. Ja, dort am Ehrentische zwischen den hellen Fenstern saß ein hoher, wohlgenährter, breitschultriger Mann mit ausgedehntem, rundem, gutmüthigem Gesichte, das in ein Doppelkinn voll Wohlwollen und Menschenliebe ausgeht — ein Aussehen, wie es die gütige Mutter Natur in den Alpen diesen Samaritern gerne beilegt, um ihre Achtung vor deren hohem Beruf auch äußerlich anzudeuten.

Wenn angesehene Wirthe auf Reisen gehen, so pflegen sie den ebenso angesehenen Collegen ihre Theilnahme und Freundschaft, ihren uneigennützigen Opfermuth dadurch zu bezeugen, daß sie sich tüchtig auftragen lassen, gleichsam als hätten sie Hunger und Durst seit langen Tagen zusammengespart und aufgespeichert. An dem wirklichen Vorhandensein dieser beiden menschlichen Leiden ist aber um so mehr zu zweifeln, als der angesehene Wirth jede Viertelstunde einen Amtsbruder findet, den er auf gleiche Weise auszuzeichnen hat.

Da nun der Wagnerbäck zu Staufen auch ein Wirth, vielleicht noch gar ein Schwager oder Vetter des Löwen von Sulzberg ist, so saß dieser damals in einer Umwallung von Bier- und Weingläsern, Kaffeetöpfen und Tassen, Brodtellern, Käselaiben, Bratwürsten und Schinken, wie wenn er sich auf vierzehn Tage vorfüttern wollte. Ich

reichte ihm über diese Verschanzung hinüber die Hand und erklärte, mich höchlich zu freuen, daß ich das Vergnügen habe, Herrn Martin Schedler von Sulzberg kennen zu lernen. „Quis et unde?“ sagte aber der mächtige Mann. „Homo literatus esse videris. Scisne latine loqui?“ Da ich auf meiner letzten Reise nach Ungarn, wo ich allerdings etwas vorbereitet war, nie lateinisch angeredet worden, so war ich um so inniger überrascht, als mich hier im Algäu ein Bauernwirth in der Sprache des Cornelius Nepos und des Professors Zumpt anließ. Doch suchte ich mich zu fassen und sprach ohne Stottern: „Equidem olim didici, sed non sperabam fore ut — (auf dieses fore ut, welches mir doch in solcher Schnelligkeit eingefallen, thue ich mir fast ein bischen zu gute, da es uns von allen Lehrern immer als höchst classisch recommandirt zu werden pflegte) also: „non sperabam fore ut —“ „Fore ut,“ unterbrach wiederholend der Wirth, „bene, bene!“ — „Fore ut,“ fuhr ich fort, „hoc in loco illius linguae inveniam peritum.“ „Nil admirari!“ entgegnete der Wirth: “Ego nempe in Velcuria“ — doch damit schöne Leserinnen, die leider nicht Lateinisch gelernt, unserem Gespräch auch folgen können, wollen wir ihnen, indem wir sie wegen des Bisherigen an ihre Väter, Gatten oder Brüder verweisen, in deutscher Sprache fortfahrend erklären, daß der Herr Löwenwirth von Sulzberg seiner Zeit in Feldkirch durch das ganze Gymnasium gegangen, jetzt aber auf dem Sträßchen, das sich von Oberstaufen den Sulzberg hinaufschlängelt, heimfahren wollte und mich sehr gern mitgenommen hätte, wäre nicht schon der Herr Doctor als Reisegefährte eingeladen gewesen.

Meinen wiederholten Versuchen gelang es endlich, das Gespräch in die vertrautere Muttersprache hinüberzuführen. Herr Schedler lud mich freundlichst ein, ihn so bald als möglich auf dem Sulzberg in seinem Löwengarten zu besuchen und nachdem ich dies versprochen, trennten wir uns in classischer Weise mit einem wohlgemeinten Vale.

Mittlerweile war auch Herr Eduard mit der Carriole vorgefahren und ich brauchte nur einzusteigen. Die lateinische Unterredung mit dem Sulzberg'schen Cicero hatte aber meinen Sinn bethört; ich vergaß, wie es mir leider öfter begegnet, die trockene Gegenwart und glaubte, statt nach Hittisau ins alte Latium zu fahren. Wenn die Wirthe lateinisch sprechen, konnte es ja leicht sein, daß es auch die Postillone verstehen und um mich dessen zu vergewissern rief ich Herrn Eduard muthig an: „Qua hora credisne nos cum hoc carrulo postali in hospitali coronato Hittisauensi —?“ (um wie viel Uhr glaubst du, daß wir mit dieser Postcarriole im Hotel zur Krone in Hittisau — —?) Herr Eduard aber unterbrach ganz spöttisch: „Ach, das bischen Latein, das haben Sie gewiß vom Wirth gelernt. Das versteht man nur auf dem Sulzberg oben. Da herunten dürfen Sie froh sein, wenn Sie mit Ihrem Deutsch durchkommen.“

Auf diese freundliche Zurechtweisung hin setzte ich meine classischen Erinnerungen beiseite und versenkte mich in die Anschauung der Landschaft, die solche Aufmerksamkeit auch wohl verdiente, denn vor uns lag der Bregenzerwald.

„Schon wieder der vielbeschriene Bregenzerwald!“ sagt hier der eine; „Wo liegt denn diese unbekannte Welt-

gegend?" fragt der andere. Nichts ist unberechenbarer, als die deutsche Lectüre und ihre Leistungen. Der eine studirt sich auf Taschkend und Chokand ein, hat aber nie von Gröden und Enneberg gehört; der andere kennt die Pampas ganz genau, weiß aber nicht, wo der Bregenzerwald liegt. Es sind jetzt zweiunddreißig Jahre her, seitdem ich in der Allgemeinen Zeitung die Geheimnisse dieser lieblichen Landschaft — als erster Entdecker, hieß es damals — etwas zu enthüllen suchte; seitdem haben sich noch andere lang- und kurzweilige Federn mit mehr oder weniger Behaglichlichkeit und Breite darüber ausgelassen und doch trifft man selbst im Bregenzerwalde noch gebildete Wanderer, welche nie ein Wort über ihn gelesen haben. Es ist merkwürdig und auffallend, wie leichtsinnig und unvorbereitet manche Leute beiderlei Geschlechts in fremde Länder fahren. Freilich laufen auch in diesem Stücke die Ansichten weit auseinander. Unser hochverehrter, so früh geschiedener Gustav von Lerchenfeld sagte einst, wenn er zur Erholung in ein anderes Land gehen wolle, so lese er nie eine Beschreibung desselben, sonst komme es ihm ganz beschrieben und verklext vor. Diese seltsame Ansicht scheint gleichwohl viele Anhänger zu zählen. Sie bildet jedenfalls ein Dogma, dem unschwer nachzuleben ist. Auf die zahlreiche Gemeinde, die ihm zugethan, speculiren dann die jungen Herren, die geistreichen Wanderer, die eben ihre erste Reise unternehmen und ohne eine Entdeckung und ein überraschendes Feuilleton nicht heimkommen wollen. In jedem dieser verwegenen Menschen steckt eine Art Columbus. Voraussetzungslos, wie sie an ihre Arbeit gehen, sehen sie in jedem Thal, das sie betreten, ein Neufundland und erzählen dann der er-

staunten Welt mit Selbstgefühl von ihren ersten Gängen durch unbekannte Länder, die aber schon dreißigmal beschrieben worden sind. Ist mir doch, als wenn ich erst neulich gelesen hätte, daß schon wieder ein rühmlichst bekannter Autor durch „den bisher ganz unbekannten Bregenzerwald" gelaufen und daß man auf die Erzählung seiner Erlebnisse allgemein gespannt sei. Ferner meint man sich zu erinnern, daß der Wald in den letzten zwei oder drei Jahren auch wieder, wie „das bisher ganz unbekannte Grödnerthal", zwei oder dreimal „entdeckt" worden ist.

Der unbekannte Bregenzerwald ist also bekanntlich eine gebirgige, ehemals walddüstere, jetzt ziemlich ausgeholzte Landschaft, welche an der Gränze des Königreichs Bayern im Lande Vorarlberg liegt und von der Bregenzer Ache durchströmt wird. Sie theilt sich in den vordern oder äußern und den hintern oder innern Wald. Der innere Wald, der an Umfang und Menschenzahl der beträchtlichere Theil ist und von Schopernau bis an die Egg reicht, war früher eigentlich eine mit gelindem Tribut belegte Republik unter österreichischer Hoheit, wählte sich selbst seinen Landammann, gab sich auf seiner Pnyx, welche Bezegg hieß, selbst seine Gesetze, sprach sich selber Recht und hieng auch seine Maleficanten selbst an seinem eigenen Galgen zu Egg. Der äußere Wald stand dagegen unter der Herrschaft Bregenz und entbehrte dieser Freiheiten — aber dessenungeachtet waren die beiden, ehemals nur auf Saumpfaden zugänglichen Landschaften durch ihre Abgeschlossenheit von der übrigen Welt dermaßen auf einander angewiesen und sind sich in Lebensweise und Sitten, in Sprache und Tracht so gleich geblieben, daß nur der feinere Blick und

der tiefere Kenner beiderseits einige kleine Eigenthümlichkeiten hervorzuheben weiß.

Die Bewohner des Waldes nennen sich übrigens Wälder und wenn sie dem andern Geschlechte angehören, so heißen sie Wälderinnen.

Im äußern Walde, den wir jetzt betreten, wogt aber die ganze Landschaft unaufhaltsam in lauter Büheln und Abhängen, Höhen und Tiefen entlang und kömmt nicht einmal dazu, eine Ebene von viertelstündiger Breite, ja nur einen flachen Anger, zu bilden. Die Vertreter des Thales sind die verschiedenen Bäche, welche aber meist unsichtbar in tiefen waldigen Schluchten oder Töbeln dahinrinnen — ein ganz anderes Bild als die bayerischen Alpen, wo Berg und Thal so streng sich scheiden. Dieses Tobelwesen ist der Pfahl im Fleische des Bregenzerwaldes; denn solche Schluchten und Schlünde sind mitunter sehr malerisch, aber immer sehr unbequem. Hie und da steigt zwar die Landstraße in jene Tiefen hinunter und wieder hinauf, „aber fragt mich nur nicht wie?“ Diese Unbequemlichkeit fühlt auch der Eingeborene und ein biederer Landmann meinte noch selbigen Tages: „das Ländlein wäre ein Paradies zu nennen, wenn es nicht seine ‚einfältigen‘ Töbel hätte.“ So uneben und zerrissen die Oberfläche, so sieht man aber doch, wenigstens im vordern Walde, keine Steinwände, kein Felsgeschröfe — alle Höhen bedeckt entweder der grüne Sammet der Wiesen oder der schwarze Pelz der Wälder. Der Bregenzerwald baut bekanntlich kein Getreide und den sinnigen Forscher, der seine Heimlichkeiten studiren will, stört daher weder der melancholische Klang der Dreschmaschinen, noch der monotone Tactschlag der Flegel.

Die Sträßchen, welche das Land durchschneiden, sind nicht angenehm zu befahren und waren bisher auch ziemlich vernachlässigt. Als ich dasjenige, welches von Hittisau nach Oberstaufen führt, vor etlichen Jahren versuchte, war mir vier= oder fünfmal zu Muth, als müßte ich die Pyramide des Cheops auf der einen Seite hinauf=, auf der andern wieder hinuntersteigen. Doch ist es seitdem an manchen Stellen umgelegt und so leidlich hergerichtet worden, daß man nach Lage der Umstände kaum mehr verlangen kann. Desto schlechter ist der Fahrweg, welcher im innern Walde von Schwarzenberg in die Au führt. Ueberall steinig und felsig, schwelgt er in den steilsten Steigungen, führt an Abgründen ohne Geländer vorbei und ist so eng, daß sich bei Begegnungen die übelsten Anstände einstellen. Es wird auch von den Wäldern selber zugestanden, daß gemeinnützige Unternehmungen und Verbesserungen bei ihnen nicht durchzuführen, weil die Gemeinden gegen einander zu scheelsüchtig und zu gehässig seien. — O du liebenswürdige Helvetia, o du behagliche Schweiz, die du so oft verschrieen wirst als das Land der Liberalen, der Freimaurer und der Gottesläugner, das jetzt unaufhaltsam in den Rachen der Hölle eile — du Land der guten Gasthäuser und der schönen Straßen, du wirst vielleicht am jüngsten Tage viel besser wegkommen, als deine Nachbarländer, dieweil du das rauhe Stücklein Welt, das dir zugefallen, so angenehm und so genießbar zu machen wußtest!

Nach dieser Einleitung wollen wir uns aber wieder an den lateinischen Wirth auf dem Sulzberg erinnern. Ein Besuch war ihm versprochen und wurde auch nicht lang aufgeschoben. Man fährt von Hittisau, wo ich da=

mals meine Herberge hatte, nach Springen, einem zerstreuten Dörflein, das am Fuße des Berges liegt, und beginnt von dort aus die Besteigung. Der Weg geht über die Wiesen ziemlich steil hinauf, an manchem Hof vorbei, doch sehr selten durch die Fichtenhaine, welche die Halden beschatten, obgleich dieß heute, als an einem sehr heißen Tage, ganz willkommen gewesen wäre. Die Ansicht der Landschaft wird aber mit jedem Schritte lohnender. Bald liegt der ganze äußere Wald schön übersichtlich ausgebreitet vor uns, mit all seinen „einfältigen" Töbeln, auch mit all den Bergen, die hinter ihm aufstehen und sich bis in die Schweiz hinein verlaufen. Jetzt, da die Sonne senkrecht stand, glänzten hundert und hundert Schindeldächer aus den Wäldern und den Auen. Sulzberg, das Dorf, stand meist vor Augen — mit seiner langen, geschmacklosen Kirche, an welcher ein kurzer Thurm mit einem Zwiebelknopfe steht. Diese Zwiebel liegt wie eine Trud auf der ganzen Höhe und scheint ihr den Athem gänzlich zu benehmen. Wer auf Berges Scheitel eine Kirche erbaut, muß ihr, meines Erachtens, einen Spitzthurm geben, damit dieser das Steigen und Aufragen des Berges geschmackvoll fortsetze und abschließe. Aber diese Zwiebel! Die Neubauten, welche in Tirol und Vorarlberg während der ersten Hälfte des Jahrhunderts erstanden, sind alle ganz mißrathen und traurig anzusehen. Diese Baumeister — ich kenne ihre Namen nicht und möchte ihnen auch nichts Uebles nachreden, aber man hätte vielleicht schon den allerersten zum Besten der Kunst an seinem ersten Thurmspitz aufspießen sollen. Seit zwanzig Jahren liest man nun, daß man nach einem gewissen Geschmacke bauen müsse und

da man selbst keinen erfinden will, wie dieß bekanntlich auch in München noch nicht ganz gelungen, so baut man jetzt nicht ohne Geschick romanisch oder gothisch. Wie lieblich steht dort das neue gothische Kirchlein zu Riefensberg in der grünen Flur! — wie angenehm sticht es ab von dem kirchlichen Heu- und Strohmagazin zu Hittisau!

Endlich war die Höhe erreicht und das Dorf betreten — herüben und drüben eine Reihe schöner, aus Holz gezimmerter Gebäude, am Schlusse der Friedhof und die Kirche. Die geschuppten Häuser glänzten wie die Spiegelkarpfen in der Morgensonne. Es waren aber lauter Wirthshäuser, zum Engel, zum Ochsen, zum Bären, zum Adler, zur Krone u. s. w. Nur über einer Thüre war ein Kelch mit aufsteigender Hostie angemalt, zur Bedeutung, daß da des Dorfes Levite wohnt.

Das Dörflein zeigte sich übrigens so sonnig und so still und so ausgestorben, wie einst Glurns im Vinschgau an jenem Sonntag im vorigen Jahr, nur war hier nicht einmal eine Hökerin zu sehen. Die Lage des Wanderers ist in solchen Fällen zwar gefahrlos, aber unbehaglich. Einfach nach Hilfe schreien wäre vielleicht ersprießlich, aber lächerlich. Die Schwierigkeiten wachsen, wenn die Leute auf dem Feld und alle Häuser geschlossen sind. Und wo bist denn du, mein Löwe, tapfere Bestie und edler Hausschild meines tapferen und edeln Martin Schedler, des lateinischen Wirthes? Er war nicht zu erschauen.

Ich entschloß mich nun, die Fenster der Reihe nach abzuklopfen, bis jemand Laut geben würde; doch schon am dritten oder vierten erschien vorsichtig hinter dem Glas ein Mädchenkopf, welchen ich freundlich anschrie:

„Wo ist der Löwe? Der Martin Schedler, der lateinische Wirth?" „Da duße!" entgegnete der Kopf, der schon wieder halb verschwunden war und eine dazu gehörige Hand deutete nach Nordwest.

Also weiter — an sämmtlichen Bären, Ochsen und Engeln vorbei, hinaus zum Dorfe, wo an der Wiesenhalde der Löwe bald entgegenlächelte, ein röthliches Haus mit lebhaften, grünen Fensterläden und spiegelnden Scheiben. Da stand er auch schon, der große Lateiner, unter der Hausthüre, wie zum Empfange aufgepflanzt. „Ave, caupo latinissime!" rief ich ihm zu, worauf er seinerseits: „Sta, viator, et ego restaurabo te!" Nachdem wir uns nun wieder einige Minuten in der Sprache der Gracchen ausgetobt hatten, giengen wir zur deutschen über, die wir heute auch nicht mehr verließen. Auffallend ist, daß der lateinische Wirth, wenn er deutsch spricht, seine Sulzberger Mundart so rein und ungemischt verwendet, daß mancher nicht in Alemannien geborene Gelehrte, wenn er einmal im Löwen zukehrt, sein Latein vielleicht verständlicher finden wird, als sein Deutsch.

Nun zuerst die Aussicht bewundert, damit wir nachher ruhig beisammensitzen und eins trinken können. Der Löwe ist leider auf die westliche Abdachung des Sulzberges gestellt, so daß die ganze Ansicht des Bregenzerwaldes hier wegfällt. Sein Blick geht nach Westen, aber der Bodensee ist gleichwohl nicht zu sehen, hier so wenig, als auf dem ganzen Sulzberg. „Aber, lieber Martinus," fragte ich ungeduldig, „wo ist denn der Bodensee, der lacus Podamicus? wozu diese Winkelzüge? Her damit!" „Ja, den lacus Podamicus," sagte Herr Schedler lächelnd, „den

kann ich um eine Million nicht sehen lassen. Da steht der Pfänder vor und der lange Abhang des Sulzbergs selbst." — Zuletzt glaubte ich auch daran und suchte in des Löwen trefflichem Tiroler einen Trost für diese Täuschung.

Der Sulzberg, welcher 3200 Pariser Fuß über dem Meer und etwa 800 Fuß über dem Thal liegt, zählt nicht allein fünf Wirthshäuser, sondern auch zwei Brauereien. Auf die Frage: wie und wann denn dieses maßlose Angebot von Gastfreundschaft in Nachfrage komme, erfährt man, daß wenigstens auf Kathrein hier oben ein rauschender Vieh- und zunächst Roßmarkt abgehalten werde, welcher alle diese Anstalten mit frohem Leben fülle. Früher seien auch viele Buden aufgeschlagen worden und der Landmann der Gegend habe hier die Einkäufe für das ganze Jahr besorgt; allein damit sei es jetzt so ziemlich vorbei, da sich unten in jedem Dorfe Krämereien aufgethan.

Die andere Zeit des Jahres ist aber der Sulzberg so still wie heute. Die wenigen Touristen, die herauf kommen und sich in fünf Wirths- und zwei Brauhäuser vertheilen, reichen auch nicht hin, ihn zu beleben. Darum sind auch die Vorräthe dieser Hôtels in der Regel sehr beschränkt. Gleichwohl konnte mein guter Wirth diesmal eine lingua suilla, ein Schweinszüngel, anbieten, welches als genießbare Doppelgängerin seiner lingua latina nicht unwillkommen war. Dabei gemüthliche Unterhaltung mit dem gemüthlichen Samaritaner. Unser Martinus, der jetzt am Ende der Fünfziger steht, hat es bereits so weit gebracht, daß er sich nicht mehr viel plagen darf. „Arbeite thu' i nimme stark," sagte er, „i derschnûf's nit." So

pflegt er denn einen vertrauten Umgang mit den Musen, liest Zeitungen und Bücher und schreibt hin und wieder einen Artikel zur Tagesgeschichte in irgend ein öffentliches Blatt.

Auch der stille Sulzberg ist jetzt voll Haß und Streit. Man bekriegt sich hier oben in den Journalen, die weit unten in der Ebene erscheinen, und der Wirth legte mir die Kriegsbulletins, die er gesammelt, gern zur Einsicht vor. Sie beginnen schon im Jahre 1871 mit einem eigenthümlichen Vorfall. Der Pfarrer, ein Ortsschulrath und der Lehrer hielten nämlich einen zehnjährigen Knaben, den sie bestrafen wollten, im Schulhause zurück und nachdem er sich hatte entkleiden müssen, schlug ihn der Lehrer unter Beistand des Schulraths so blutig, daß er mehrere Tage nicht mehr in die Schule gehen konnte; der hochwürdige Herr Pfarrer aber, der den Actus angeordnet, schaute zu. So finden wir auch hier oben die Kirche wieder als die Erzieherin und Bildnerin der Völker!

Vom Jahr 1850—1866 war Martinus Gemeindevorsteher und in dieser Zeit auch Mitglied des Landtags von Vorarlberg; seitdem ist er aber durch die Thätigkeit des katholischen Casino's aus seinen Ehren und Würden verdrängt worden, so daß er jetzt Zeit genug hat, über die Vortheile nachzudenken, welche die katholische Bewegung seinem Vaterländchen bisher gebracht.

Was aber seine fließende Latinität betrifft, so erzählte Herr Schedler: er sei in seiner Jugend, als er zu Feldkirch aus dem Gymnasium getreten, ins Vaterhaus zurückgekommen und ausersehen worden, das väterliche Geschäft, nämlich die Gschwendmühle bei Ach, zu übernehmen. Ein

Müller aber habe stellenweise zwar sehr streng zu arbeiten, im Durchschnitt dagegen nicht viel zu thun. Nun habe er in der Rumpelkammer den literarischen Nachlaß eines geistlichen Herrn gefunden, der seines Vaters Mutterbruder gewesen, lauter lateinische Scharteken aus dem vorigen Jahrhundert über Moral, Exegese, Homiletik u. s. w. In diese habe er sich nun, da ihm keine andere Lectüre zu Gebote gestanden, förmlich eingegraben, habe sie nach einander alle durchstudirt und immer mit sich selbst Latein gesprochen. Daher seine seltene Kunst.

Nach ein paar heiteren Stunden nahm ich Abschied von dem Leuen und seinem Herrn, stieg in guter Laune gegen Springen hinunter und war bei einbrechender Nacht wieder in Hittisau.

VII.

Aus dem Bregenzerwald.

2.

Im Frühling 1874.

Im Bregenzerwald stehen aber auch Häuser, sehr viele und sehr schöne Häuser, welche sämmtlich aus Holz erbaut, mit Schindeln gedeckt und mit Schuppen verkleidet sind. Diese Häuser dürfen übrigens nicht als „Hüttchen für ein liebend Paar" betrachtet werden, sondern es sind sehr ansehnliche Gebäude, um so ansehnlicher, als nach hiesigem Brauch auch Ställe und Scheunen unter demselben Dach ihren Platz finden.

In diese, zumal in die Wirthshäuser, wird aber eine große Eleganz verlegt, denn verschiedene Erwerbszweige, namentlich aber der Käsehandel, haben in den letzten Jahrzehnten hier großen Wohlstand verbreitet. *) Der Wan=

*) Diese Behauptung dürfte doch mit einiger Vorsicht aufzunehmen sein. Unter vier Augen hört man oft, daß der „Wald" sehr stark verschuldet sei. Die meisten der entlehnten Capitalien stammen aus dem

derer steigt also über eine steinerne Vortreppe hinan und findet allenthalben, wo er eintritt, spiegelnde Wände, spiegelnde Dielen, zuweilen auch spiegelnde Parketböden. An den geschliffenen Fenstern prangen gestickte Vorhänge. In den reinlich aufgeräumten Stuben steht feines Hausgeräthe von Ahornholz, das von den Landeskindern selbst gezimmert und geschnitzt ist. Zierliche Oefen versprechen für den langen Winter eine angenehme Wärme. Die Klinken und Angeln an Thüren und Fenstern sind von glänzendem Messing. An den Wänden hängt ein mannichfaltiger Bilderschatz, auch Schlachtenbilder von Wörth, Sedan und andere aus dem letzten Kriege. Selbst Bismarck und Moltke gelten nicht für anstößig.

In diesen Bauernhäusern findet sich gewöhnlich hinter dem Ofen auch eine kleine gewählte Bibliothek, verschiedene Bücher über des Waldes Gelegenheit und Geschichte, auch einige Bände von den Romanen jenes Wälderbauern Franz Michael Felder, welcher am 26. April 1869 zu Schopernau im hintern Walde, noch nicht dreißig Jahre alt, gestorben ist. Professor H. Sander zu Feldkirch hat ein treffliches Lebensbild dieses „wunderbaren" Mannes geschrieben und ist dasselbe 1876 in zweiter Auflage erschienen. Der arme Felder hat auf dieser Welt wenig gute Tage gesehen und als er gestorben war, wollte sein Pfarrer nicht einmal zugeben, daß ihm auf dem Kirchhofe ein Denkmal gesetzt werde. Seine Romane sind jedoch,

---

reichen Lechthale. Ein alter Wälder meinte daher letzter Tage beim Abendtrunk: „Wenn die Lechthaler den Strick zuziehen, ist der ganze Wald strangulirt.

wie schon bemerkt, im Walde sehr beliebt. Es läßt sich daran die Bemerkung knüpfen: daß man die spannenden Werke, welche A. Pichler, Zingerle, Schneller für die Tiroler geschrieben, hinter den tirolischen Oefen bisher ebenso wenig gefunden hat, wie meine ebenso unterhaltenden als belehrenden Hochlandschriften hinter den oberbayerischen.

Uebrigens sind jene Höfe nach alter germanischer Weise überall herum zerstreut und liegen bald am Bache, bald am Bühel, bald in der Wiese, bald am Wald. Auch in den schönen Dörfern drängen sie sich nicht eng aneinder; auch da liegt wieder jedes, so zu sagen, in seiner eigenen Flur.

Im Walde hat sich auch noch, wie im tirolischen Enneberg, das altherkömmliche Tanzhaus erhalten. Es steht auf dem freien Platze vor der Kirche und ist eine offene Halle, deren Dach auf hölzernen Säulen ruht. Hier traten vor Zeiten die Männer der Gemeinde nach dem sonntäglichen Gottesdienste zusammen, um über deren Angelegenheiten zu berathen und zu beschließen. Hier wurden auch die Gerichte gehalten. Jetzt ist die Competenz des Tanzhauses allerdings erheblich eingeschränkt, aber noch immer versammeln sich da am Sonntagmorgen die Kirchgänger, denen dann der Gemeindevorsteher die neuesten Anordnungen der Obrigkeit und andere Sachen, die sie wissen sollen, verkündet, worauf man eine halbe Stunde plaudert oder disputirt, um sich dann zum Trunke zu begeben. Ehemals wurden hier auch die öffentlichen Tänze abgehalten und daher kommt der Name; allein die Wälder „Schmelgen" sind jetzt schon so fein geworden, daß sie es nicht mehr

anständig finden, vor allem Volke, in freier Luft und bei hellem Tage über den Tanzboden zu fliegen.

Unter jenen Häusern finden sich aber auch zahllose Wirthshäuser. Diese bilden gewöhnlich des Dorfes Kern, indem sie zu fünft oder sechst den geräumigen Platz umgeben, welcher vor der Kirche und dem Friedhof frei gelassen ist. Für den müden Wanderer ist schwerlich irgendwo besser gesorgt, als hier — denn jeden Büchsenschuß sieht er sich gastfreundlich eingeladen und, wenn er will, erquicklich aufgehalten. Diese Herbergen führen aber nicht, wie das bei den deutschen Hôtels jetzt Mode wird, die vergänglichen Namen der jeweiligen Besitzer, sondern jene altherkömmlichen Wahrzeichen, unter deren Schutz schon unsere biedern Ahnen gezecht. Ueber der Post waltet zumeist der kaiserliche Adler; neben ihn stellen sich wetteifernd der Löwe, der Hirsch, der Ochs, das Rößli und andere Bestien auf. Mitten in diesem Thiergarten schwebt aber gewöhnlich auch ein Engel — ein tröstliches Zeichen für solche Zecher, die über den irdischen Genüssen das Himmelreich nicht ganz vergessen wollen.

Eine landesübliche Eigenthümlichkeit dieser Wirthshäuser dürfte es sein, daß nie ein Gast darinnen ist. Wie ganz anders in unserm München, wo schon in thauiger Frühe unsere unglücklichen Proletarier Kopf an Kopf beim Spaten, beim Pschorr, beim Augustiner sitzen, um sich bis spät um Mitternacht von bekannten Reisepredigern belehren zu lassen, daß das Glück des Sterblichen nicht in der Arbeit, sondern in einem menschenwürdigen Dasein und dieses hauptsächlich darin bestehe, bei gutem Trunk früh

und spät über die Gebrechen dieser schnöden Welt, über Magistrat und Bourgeoisie zu räsonniren.

Um aber wieder auf den Bregenzerwald zurückzukommen, so ist jene Behauptung, wenigstens soweit sie die Eingeborenen betrifft, keineswegs übertrieben. Diese gehen wirklich nur des Sonntags zum Trunke; am Werktag sind sie auch des Abends nur selten beim Wirthe zu sehen. Dieser empfängt daher unter Tags nur jeweils einen müden Viehtreiber, einen durstigen Käsehändler oder einen wißbegierigen Wanderer, der seinem Schild nicht blos aus sinnlichen Gelüsten nachgeht, sondern um das Volk oder wenigstens den Wirth und die Wirthin kennen zu lernen und ihre Gedanken zu ergründen.

Da nun aber in jedem Dorfe sich ein oder zwei vornehmere Wirthshäuser finden, welche den Fremdenverkehr schon seit alten Zeiten an sich gezogen haben, so sind die andern auch nur sehr einseitig eingerichtet. Man findet da mitunter ein gutes Glas Wein, jetzt gewöhnlich Tiroler, Ungar oder weißen Oesterreicher, oft einen frischen Schoppen Bier, ein Gläschen Schnaps, was aber im Ganzen keine Passion der Wälder ist, auch ein hübsches Zimmer und ein reinlich Bett für einen Pilger, den etwa Nacht oder Unwetter überfallen — aber als Nahrung bietet sich zumeist nichts anderes als Brod und Käse, beides freilich in trefflicher Beschaffenheit.

Wer gutem Essen und mannichfaltiger Speise nachgehen will, der darf sich überhaupt nicht in den Wald bemühen, wenigstens nicht in dieser Jahreszeit. Meine biederen Wirthinnen da und dort, unter deren gastlichem Dach ich mehrere Tage zubrachte, ließen mir immer nur

die Wahl zwischen Carbonaden, Coteletten und Schlegelbraten. „Aber," fragte ich endlich, „gibt's denn hier nichts als Kälber? Habt Ihr in der ‚Allg. Zeitung' nicht gelesen, daß der Mensch, wenn ihm eine Nahrnng nicht mehr schmeckt, gewissermaßen die Pflicht hat, für eine andere zu sorgen, da ihm jene nicht mehr gedeihlich ist? Wo sind denn z. B. die Fische, das Geflügel, das Wildpret?" Die Fische, die Forellen, hieß es, werden erst gefangen, wenn die Fremden in den Wald und seine Bäder kommen, weil sie dann erst 1 fl. 36 kr. kosten, oder nach einer andern Lesart gehen die schweren Forellen im Herbste jeweils in den Bodensee hinunter, können dann aber im Frühjahr über den Rechen bei Kennelbach nicht mehr zurück und deßwegen sei jetzt in den Wälderbächen nur kleines Zeug zu finden, mit dessen Fang sich niemand beschäftigen wolle; Hühner gebe es wenig, weil man kein Getreide füttern könne; Enten und Gänse, die nur das Gras zertreten, seien im Walde nie gezüchtet worden und jetzt fange man auch nicht mehr an damit — weil die Welt vielleicht doch bald untergehe. Wildpret komme nur vor, wenn solches geschossen werde, d. h. wenn der britische Schütze, Herr Cotisworth, der die Jagd gepachtet, aufs Waidwerk gehe, und das sei auch nicht häufig. Eingemachte Gurken, Bohnen, Schwämme und dergleichen Aushilfen sind unbekannt, nahezu auch Gemüse. Und wo bleibst denn du, wohlschmeckender Hammel oder Schöps, tirolischer Gstraun (castrone), der mir einst in der hintersten Prettau, in Dux, im Schnalserthal die Pflicht der Selbsterhaltung so angenehm gemacht? Auch nach ihm wird man hier vergeblich fragen. Hammelfleisch nämlich essen die Leute

im Wald nicht gern und rümpfen die Nase, wenn man eine gute Schöpsenkeule als Leckerbissen rühmt.

In der Reisesaison sollen aber die Mahlzeiten nichtsdestoweniger ganz gut bestellt sein. Die Köchinnen lassen dann allen ihren Bedarf täglich von Bregenz kommen — ungefähr dieselbe Einrichtung, wie am Starnberger See, wo auch die Fischer ihre Fische täglich nach München führen, damit sie die Starnberger Wirthe dort auf dem Markte kaufen können.

Es ist nach alle dem begreiflich, daß die Wirthshäuser hierzulande im Durchschnitt keinen beachtenswerthen Ertrag abwerfen. Die hiesigen Wirthe sind aber auch nicht lediglich Wirthe, sondern es gehört zu jedem Wirthshaus stäts ein mehr oder weniger ansehnlicher Besitz an Wies und Wald und auf den Alpen. Man braucht daher auf die Erübrigungen, die der Weinschank abwirft, nicht zu rechnen und betrachtet so das ganze Geschäft mehr als ein theures Andenken an Eltern und Großeltern, oder als einen guten Anlaß, immer einen verläßsigen Tropfen im Keller zu haben, oder, wenn man den Kampf ums Dasein glücklich hinter sich hat, als ein otium cum dignitate, als eine angenehme Gelegenheit, mit verschiedenen Menschen hie und da ein vernünftiges Wort unter eigenem Dache zu reden. So finden sich im Walde mehrere ausübende Aerzte, die zugleich Wirthe sind und dieses Geschäft, das sie nicht belästigt, ganz gerne nebenher laufen lassen. Wenn sie gerade zu Hause und gut aufgelegt sind, so bedienen sie die Gäste auch selbst in Hemdärmeln und Pantoffeln, während die Frau Doctorin in ihrer Wäldertracht sich an den Tisch setzt und die Kunden mit freundlichem Gespräche zu unter-

halten sucht. Ueberdies bringt der Stand des Wirthes auch eine gesellschaftliche Dignität mit sich, die man nicht so gerne aufgibt, denn der Curat, der Doctor und der Wirth sind in jedem Dorfe, wo nicht etwa ein Gericht oder anderes Amt seinen Sitz hat, unbestritten die ersten und vornehmsten Personen.

Bei aller Sauberkeit aber und bei allem Glanze, worin diese Häuser prangen, haften ihnen doch zwei wesentliche Gebresten an. Das eine ist, daß sie zu elastisch sind. Wenn man über diese Gänge und durch diese Stuben geht, so schwingen sich die Böden, schwanken und wanken die Bretter wie in einem Schiff auf hohem Meer. Die Fenster zittern, die Gläser klirren, die Geschirre „scheppern“, wie wenn ein Erdbeben vorübergienge. Dieses Schaukelsystem ist zwar gesunden und kräftigen Menschen nicht nachtheilig, aber junge, zarte Damen, welche in der stärkenden Luft des Waldes wieder genesen wollen, könnten in manchen dieser Häuser leicht seekrank werden.

Diese Häuser sind aber nicht blos zu elastisch, sie sind auch zu akustisch. Die dünnen Wände und die dünnen Dielen lassen alle lautbaren Vorgänge im ganzen Hause neidlos an unser Ohr gelangen. Ohne eigens zu lauschen, verstehe ich, namentlich bei stiller Nachtzeit, jedes Wort, das unter, ober und neben mir gesprochen wird. Wenn die Frau Posthalterin in ihrem Schlafgemach zu gähnen anfängt, so werd' ich im meinigen munter davon und gähne mit. Wenn der Herr Käsehändler ober mir niest, so klingt dies so laut in meinem Zimmer, daß ich unwillkürlich „zur Genesung“ rufe. Geht er später zu Bett, als ich, so muß ich aufwachen; stehe ich früher auf, so

weck' ich ihn. Wenn Annakathri in der hintersten Stube sich zur Ruhe legt, so hört ihr theurer Hansjok in der vordersten ihr keusches Bettlein krachen und kann ihre Unschuld dann gleich in sein Nachtgebet einschließen. Welche akustische Leiden aber sich über uns ausgießen, wenn mehrere junge Schreihälse in der Kinderstube liegen und was sie bei Tage nicht geschrieen, bei Nacht hereinzubringen suchen, dies wollen wir nicht näher ausmalen.

Wahrhaft entsetzlich sind aber in solchen und auch in andern, in steinernen Häusern jene dämonischen Charakterköpfe mit genagelten Schuhen, welche nicht zu rechter Zeit schlafen gehen und zu unrechter wieder aufstehen, zumal wenn sie uns über dem Haupte wohnen. Gibt es doch solche Auswürflinge, die um zehn Uhr, wo sich der müde Wanderer zu Bette legt, auf eisernem Kothurn jenen diätetischen Spaziergang nachholen, den ihnen heute der Regen verleidet, und ihn in gleichförmigem Tacte bis Mitternacht fortsetzen! Oder andere, denen in der Frühe um drei Uhr ein neues Trauerspiel einfällt, welches sie dann in denselben genagelten Schuhen, die wir schon zweimal erwähnt, peripatetisch ausarbeiten, dabei alle Monologe selber sprechen und, wenn ein Lied vorkommt, auch dieses selber singen!

Ein guter Christ soll seinen müden Nebenmenschen im Gebirge auch die nöthige Zeit schlafen lassen. Von zehn Uhr an soll er sich still halten und vor sechs Uhr keinen Lärm machen. Dieß geht aus einer Lehre Christi hervor, welche die Lectüre der Kirchenväter, der Scholastiker und auch einiger neuerer theologischer Werke fast ersparen kann, nämlich aus dem göttlichen Spruche: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem andern

zu.“ Der Spruch ist aber halb vergessen; unser hochwürdiger Clerus citirt ihn kaum mehr; er paßt nicht recht zur Kirchengeschichte. In den großen Zeiten des Papstthums hängte und verbrannte man die Gegner, ohne sich lang zu fragen, ob man gegebenen Falles auch gehängt oder verbrannt sein möchte. Und doch, wenn jene milde Weisung die christliche Menschheit durch die vergangenen Jahrhunderte geleitet hätte, wie ganz anders stünd' es um die Welt! Wo wäre dann jene Rohheit und Ungerechtigkeit, die so viele schwarze Punkte in unser Leben zeichnet! Wenn auch das Christenthum oder vielmehr der Katholicismus schon auf dieser Welt ein herrliches Reich mit nahrhaften Pfarreien, fetten Klöstern, Bisthümern und Erzbisthümern, darüber auch als Universalpensionär des ganzen Planeten Se. Heiligkeit den Statthalter Christi aufgepflanzt und damit bewiesen hat, daß er seine Zeit in dieser Richtung sehr gut zu benützen wußte, so fragt sich doch in anderer Richtung: was ist denn zur Verbreitung jenes Lehrsatzes geschehen? In manchen hochkatholischen Ländern, wie in Calabrien und Niederbayern, scheint er noch gar nicht publicirt zu sein, denn ihre reichhaltige Criminalstatistik beruht gerade auf dem entgegengesetzten Princip. Auf der einen Seite sieht man dem Katholicismus seine achtzehnhundert Jährchen doch schon ein bischen an — manche meinen, er altere zusehends und höre vielleicht gar bald auf (sofern ihm nicht die feurigen Hetzcapläne noch einmal neue Kraft einträufeln), andrerseits aber, wenn's auf jenen Spruch ankommt, kann man eben so gut behaupten: er habe noch gar nicht angefangen und könne immerhin noch in seine ersten Kinder- und Lehrjahre eintreten.

Wie wenig das praktische Christenthum bisher in die Christenheit eingedrungen, das zeigt sich leider nur zu oft in der Art und Weise, wie sich die Wanderer im Wirthshause benehmen. Wie leicht ließen sich jene genagelten Ungethüme durch leise, weiche Hausschuhe ersetzen, die sich mit jeder Confession vertragen und keinem Schlaf zu nahe treten Wer weiter darüber nachdenkt, wie viel Aergerniß, wie viele qualvolle Stunden durch jene bereitet werden und wie leicht sie durch diese zu beseitigen wären, der wird mit mir gewiß in den Spruch einstimmen: Ohne Hausschuhe kein Christenthum!

In den Häusern des Waldes wohnen aber auch Menschen, und zwar Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts. Wenn nun ein vergleichender Sittenforscher diese unsere Landsleute charakterisiren sollte, so wäre es schwerlich das Wörtlein „liebenswürdig", das ihm zuerst einfiele. Der Wanderer, wie er einmal ist, bildet sein erstes Urtheil nach einem allerdings sehr kleinen Bruchstück der betreffenden Völkerschaft, nämlich nach den Jungfrauen, die ihm entgegenkommen, wenn er wegemüde seinen Wanderstab in die Ecke stellt und einen frischen Trunk begehrt. Der Mund der jungen Wälderinnen enthält nun zwar meistens weiße Zähne, aber wenig Worte. Sie wissen, daß sie die unverständlichste Mundart in ganz Hochdeutschland sprechen, fürchten damit anzustoßen und finden es doch unbequem, „nach der Schrift" zu reden. Eine muntere Tiroler Kellnerin hat den Gästen Name, Stand und Wohnort, den ganzen Lebenslauf, die ganze Verwandtschaft bis auf die letzte Base eher abgefragt, als die Wälderschmelge sich zu einem „Hüt isch warm!" ermannt. Durch diese Enthalt=

samkeit auf der einen Seite gestaltet sich der Umgang im Anfang, wie man auf bayerisch sagt, etwas speer (oder trocken) und wird erst lebendiger, wenn der Wanderer einige Tage unter demselben Dache zugebracht hat.

Die alten Wälder pflegten übrigens jeden Fremden schlechtweg Bettler zu nennen. Da die Gäste, die ihnen das Ausland früher zusandte, fast ohne Ausnahme dieser Classe angehörten, so scheint jener Sprachgebrauch in der That nicht so auffallend. Ueber das seltsame Bettlerwesen in der Wälderrepublik gibt uns F. M. Felder eigenthümliche Aufschlüsse. In der guten alten Zeit kamen diese Fremdlinge aus der Schweiz und dem Schwabenlande schaarenweis in den Bregenzerwald, wo sie nicht einmal der Schatten einer Polizei belästigte. Damals waren die Thaler zwar noch rar im Lande, aber die Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden. Man konnte daher mildthätig gegen die Armen sein, welche sich hordenweise in den Wäldern herumtrieben. Das freie, sorgenlose Leben, das sie da führten, gefiel ihnen dann bald so wohl, daß sie nie mehr an die Heimath dachten. Dort, bei Schopernau, wo der Bettlerbach in die Aach fällt, lagerten sich oft ganze Schaaren solcher Gäste. Sie kochten und schliefen in den dichten Wäldern zu beiden Seiten des Baches, der von ihnen seinen Namen erhielt. Im Winter zogen sie dann, mit der Beute, die sie im Sommer errungen, mit dem Proviant, den sie erübrigt hatten, in die nächsten Alpenhütten und ließen sich's wohl sein. Den Tag über saßen sie beim Feuer oder, wenn gutes Wetter war, vor der Hütte im Sonnenschein. Zuweilen wurden sie aber ganz ausgelassen. Wenn einer eine Zither hatte und damit

aufspielen konnte, so tanzten die andern, daß der Staub aufflog und jauchzten zu den Thüren und Fenstern hinaus, daß man's bis ins Dorf hinunter hörte.

Einzelne unter diesen Gästen, wie der von Felder geschilderte Schwarzhannes, wußten sich allerdings durch heiteres Wesen und lustige Einfälle beliebt zu machen, aber im Ganzen waren die Bettler doch gehaßt und gefürchtet. Diese Empfindung, obwohl etwas abgemildert, trug der Wälder, als sein Ländchen besucht zu werden begann, nun auch allen Fremden entgegen, selbst solchen, die ihn nicht anbettelten. Es dauerte lange, bis er sich überzeugen ließ, daß es auch in der übrigen Welt noch Leute gebe, die ebenso anständig leben können wie er, ja sogar solche, die in den Wald nur kommen, um ihre Ersparnisse da liegen zu lassen. Es bleibt ihm immer noch ein gewisser Argwohn, ob die Touristen und Touristinnen, die reisenden Geheimräthe mit Gattinnen und Töchtern, nicht am Ende doch verkleidete Bettler seien. Deßwegen ist der Wälder im Anfang sehr zugeknöpft und wartet, bis man ihm entgegenkomme. Er vergißt sich selten so weit, den Fremdling auf der Straße oder im Wirthshause zuerst zu grüßen, oder ihm das erste Wort zu schenken. Aber wenn man ihm die verdiente Ehre erweist, ihn zuerst grüßt, zuerst anredet, ihm mittheilt, daß er in den letzten Jahren wieder etlichemal entdeckt worden sei und daß sich die Welt jetzt fast nur mit ihm beschäftige, dann schmilzt das Eis um sein stolzes Wälderherz, und er kann recht munter und gesprächig werden.

Die Wälderinnen sind auch ein eigener Schlag. In der Jugend etwas unbeholfen, wachsen sie sich mit den

kommenden Jahren oft leiblich und geistig zu gewaltigen Persönlichkeiten aus. Man gewahrt unter ihnen hohe, kernhafte Gestalten, mit braunen, sturmfreien Angesichtern voll Weisheit und Welterfahrung. Manche sehen so männlich aus, daß sie nur die Jacke und die kurze Hose anziehen dürften, um unerkannt als Wälder durch die Welt zu gehen. Auch zeigen viele unter ihnen ein entschiedenes Herrschertalent, eine ausgesprochene Gabe, Haus und Hof zu regieren. Deßwegen behaupten die Eingeweihten, daß außer der Verfassung von Cisleithanien in den meisten Häusern des Bregenzerwaldes auch noch eine andere Regierungsform gelte, welche die Hellenisten gemeiniglich Gynäkokratie zu nennen pflegen. Da nun aber hinter den Weibern die Priester stehen, so erklärt sich auch die politische Farbe des Ländchens, welche jetzt ganz clerical ist, während früher der Wald für aufgeklärt galt.

Die Tracht der Wälderinnen kommt wohl sonst nicht wieder vor, ist aber schon öfter beschrieben worden. Sie besteht aus einer Tunica, „Juppe", von schwarzer, vielfach gefältelter Glanzleinwand, die von den Schultern bis auf die Knöchel reicht. Ueber den Hüften läuft ein lederner Gürtel um den Leib. Zwischen den Schultern ist die Juppe etwas ausgeschnitten und mit breitem Seidenband verbrämt. Um den Hals legt sich ein sammetner Fleck, das Goller. Zwischen diesen und die Juppe wird ein herzförmiger Schild, das „Fürtuch", eingesteckt, von dem aber nur der obere Rand sichtbar ist. Diesen schmückt jetzt ein goldenes oder silbernes Band, wogegen hier früher der Name der Trägerin aufgestickt war. Die Juppe selbst ist ärmellos; man trägt aber Aermel, meist von anderer,

heller Farbe, dazu. Das reiche, in Zöpfe geflochtene Haar deckt an Werktagen eine Pelzkappe, welche wohl aus Altbayern, dem Lande der Pelzkappen, gekommen ist und daher auch „der Bayer" heißt. An Sonntagen werden trichterförmige Mützen aus dunkelblauer Wolle getragen.

Diese einfachen, schwarzen Juppen erinnern an die schwarzen Gondeln zu Venedig. Wie einst der hohe Rath der Republik, um der Ueppigkeit seiner Junker zu steuern, ihren Schifflein Gestalt und Farbe decretirte, so hat vielleicht einmal ein Landammann auf der Bezegg eine Kleiderordnung durchgeführt und diese schwarzen Juppen seinen Wälderinnen in gleicher Absicht vorgeschrieben. Sie sind auch ein Symbol der allgemeinen Gleichheit dieser Republicanerinnen, der armen und der reichen; denn wenn auch letztere in die Schnalle des Gürtels, in die Stickerei des Fürtuchs etwas Aufwand hineinlegen können, so beträgt der Vorsprung, den sie dadurch über die ärmeren gewinnen, doch nur einige Gulden. Ob nun aber die Juppe, wie wir vermuthet, octroyirt, oder ob sie freie Wahl der Wälderinnen gewesen — jedenfalls haben sich diese längst in sie hineingelebt. Es gilt als ungeschriebenes Gesetz, daß die Wälderin, so zu sagen, in ihrer Juppe sterben muß. Auch die höchstgestellten Frauen der hiesigen Gesellschaft, die Postmeisterinnen und die Gattinnen der Döcter (enchorischer Plural für Doctoren), ehren sie durch ihre Anhänglichkeit. Es ist kein Fall bekannt, daß eine Wälderin, solange sie auf Wälderboden trat, ihre Tracht verlassen hätte. Manche behalten sie sogar noch bei, wenn sie sich bis nach Feldkirch verehelichen und dort „Damen" werden. Weiblichen Wesen, die von außen hereinziehen,

wird dringend gerathen, baldmöglichst in die Juppe zu schlüpfen — man vergißt dann bälder, daß sie Fremde sind. Frau F* zu Bezau, die gebildetste Frau des Waldes, deren Vater einst Landrichter zu Kaltern gewesen, fand, als sie in den Wald hereinheirathete, für gut, an ihrem Hochzeitstag die Juppe anzulegen und hat sie seitdem nie wieder abgelegt.

Als eine weitere Eigenthümlichkeit des Waldes ist anzuführen, daß sich alles, was sich kennt, auch duzt. Junge Mädchen und alte Männer, alte Weiber und junge Bursche, alles ist „per du". Nur wird jetzt in den Familien eingeführt, daß die Kinder zu den Eltern „Ihr" sagen sollen. Zur Einübung des widerborstigen Sie, das aber nur für Fremde bestimmt ist, werden in den Schulen eigene Stunden gehalten.

VIII.

Aus dem Bregenzerwalde.

3.

Im Frühling 1874.

Hittisau, das schöne Dorf im Walde, hielt mich einige Tage fest und war ich daselbst bei Herrn Bächter „Zur Krone" auch ganz gut aufgehoben. Ich habe in dem Hause nichts erlebt, was zu erwähnen wäre — höchstens einen kleinen Auftritt kann ich erzählen, der aber gar nicht unbedenklich ist — denn es steht dahin, ob der freundliche Leser diese Erzählung eher meiner Bescheidenheit oder lieber meiner Eitelkeit zuschreiben wird.

Eines Morgens kamen nämlich drei norddeutsche Wanderer an, wahrscheinlich aus Berlin, ein Herr und zwei junge Damen. Ich gieng eben über den unteren Gang des Hauses, als ich bei offener Thüre fragen hörte, wer der Herr da sei. „Es ist," sagte der Wirth, „der Doctor Steub von München." — „Aber doch nicht Ludwig Steub?" sagten die Damen höhnisch. „Der sieht gewiß viel anders aus!"

Ich wußte wirklich selbst nicht recht, wie ich diese Rede aufnehmen sollte. Traurig schien's mir jedenfalls, daß ich mir selbst nicht gleich sehe — schmeichelhaft aber war es vielleicht, daß sich die jungen Damen, offenbar nach meinen literarischen Leistungen, mein Aussehen viel anders, also doch wohl viel vortheilhafter dachten, als es leider ist.

Doch gehen wir auch ins Freie.

Dort steht die Kirche und in ihre äußere Wand ist ein Marmorstein eingelassen mit folgender Inschrift: „Denkmal den geliebten Aeltern, Konrad Bergmann, geboren 17 November 1755, verehelicht 24 November 1794, gestorben 4 Mai 1811 mit Katharina Bilgeri u. s. w." Hier muß ein kleines Versehen obwalten, denn Konrad Bergmann ist augenscheinlich nicht gleichzeitig mit Katharina Bilgeri verstorben, da letztere, wie der Text weiter besagt, noch bis zum Jahre 1841 gelebt hat, sondern das mit bezieht sich offenbar auf das vorausgehende verehelicht; allein immerhin ersehen wir aus dem Stein, daß hier drei dankbare Söhne, Konrad, Joseph und Peter, ihrem verstorbenen Vater ein Denkmal gesetzt haben. Joseph, weiland mein guter Freund und Gönner, gieng in ehrenvollem Ruhestand als Ritter von Bergmann und Director des k. k. Münz- und Antikenkabinets am 29. Juli 1872 aus diesem Leben. Seine letzten Tage hatte er auf dem Katharinenhofe zu Graz verbracht. Er hat sein Vorarlberg und zumal seinen Bregenzerwald mit mancher werthvollen literarischen Gabe erfreut. Die letzte Studie, die er seiner Heimath, „Seinem theuren Vaterlande der treue Sohn", verehrte, ist die „Landeskunde von Vorarlberg", eine in-

haltsreiche Darstellung der topographischen, statistischen und historischen Merkwürdigkeiten des Ländchens.

Die Wälder halten aber auch die größten Stücke auf diesen ihren Landsmann und freuen sich, der Welt eine solche Berühmtheit geschenkt zu haben. Wenn er zuweilen von Wien heraufkam, um sich wieder am Anblick seiner grünen Heimath zu weiden, wurde er als literarischer Vater des Vaterlandes mit den höchsten Ehren empfangen. Joseph von Bergmanns Name bildet für den vordern Wald das ideale Gegengewicht zu dem Schimmer, den Angelica Kaufmann, welche bekanntlich Schwarzenberg im hintern Wald als ihre Heimath betrachtete, über diesen ausgegossen hat — ein Verhältniß, das ein Vorarlberger Dichter in folgendem Distichon hervorhebt:

„Sie war der Künste Priesterin, er unsers Adels Skalde;
Was sie in dem hintern ist, ist er im vordern Walde."

In den Gasthäusern des Landes ist sein Bildniß sehr oft zu sehen. Auf dieselbe Weise wird Angelica Kaufmann geehrt. Auch Jodocus Stülz, zu Bezau geboren, als Abt zu St. Florian und als trefflicher Geschichtsforscher gestorben, steht in gleicher Werthschätzung.

Selbst Franz Michael Felder, der Schriftsteller, der vom Clerus so unschuldig verfolgt wurde, ziert da und dort eine spiegelnde Wand. Daraus sieht man, daß die Wälder Alemannen oder Schwaben sind, denn unter den Bajuvaren wäre das nicht denkbar. Diese hängen in ihren Wirthshäusern wohl den König Gambrinus auf, aber Justus von Liebig, Wilhelm von Kaulbach, oder — wenn diese als „Ausländer" wegzurechnen — Hermann Schmid,

Franz Trautmann oder Carl Fernau, sind mir leider noch nirgends vorgekommen. Es gehen also jene unstudirten Bauern in Alemannien von der Ansicht aus, daß auch Kunst, Wissenschaft und Literatur dem Vaterland zur Zierde gereichen und ihre Träger daher nach besten Kräften zu ehren seien, während unter den Bajuvaren selbst städtische Würdenträger in ihren Begriffen noch nicht so weit entwickelt sind. Wenn z. B. eines Tages die Eisenbahn durch den Bregenzerwald eröffnet würde, so würden Joseph von Bergmann, Angelica Kaufmann, Jodocus Stülz, F. M. Felder, soferne sie noch lebten, gewiß höflichst dazu eingeladen und als die Crême des Zugs betrachtet werden; in München dagegen, wenn alle Bureaux bis Nr. 77 ausgeleert und namentlich der schalkhafte Revisor von Schimmelhauser und der gemüthliche Registrator Lümmelbauer auch dabei sind, so glaubt man jenseits der Gränze schon gehörig Staat machen zu können. Darüber wären mehrere heitere Anecdoten zu erzählen, die aber anderswo vielleicht besser unterzubringen sind, als im Bregenzerwalde.

Aber auf unsern Joseph von Bergmann zurückkehrend, wollen wir nicht verschweigen, daß in der Gegend von Hittisau auch noch ein Bruder des Gefeierten lebt, nämlich der früher genannte Peter, den ich alsogleich, da ich von seinem Dasein hörte, heimzusuchen beschloß.

Eine kleine Viertelstunde von dem Orte liegt in der Wiese ein anständiges Bauernhaus, welches man „beim Schlosser“ nennt. Der Großvater der jetzigen Bergmänner soll nämlich der Gründer des Hauses und ein Schlosser gewesen, daher diesem der Name geblieben sein. Hier wurde auch Joseph Bergmann geboren.

Ein niedriger Hag schließt die Wiese ein; durch ein niedriges Gatter führt der Zugang. Der Herr Oberlehrer hatte mich bis hieher begleitet und zeigte mir den Hausherrn, der gerade oben auf dem Dache beschäftigt war, die faulen Schindeln herauszunehmen und neue dafür einzusetzen. Der Tag war heiß und die Arbeit selbst brachte schon eine gewisse Einfachheit des Anzugs mit sich. Ein alter Hut, ein altes Hemd, eine alte Lederhose und ein altes Paar Schuhe — das war alles, was heute Peters Blößen bedeckte. An Sonn- und Feiertagen geht er natürlich ganz anders einher.

„Peter, komm abher!" rief der Oberlehrer hinauf, „der Herr will mit dir rede." „So, so," antwortete Peter von der Höhe herunter, schlüpfte durch ein Dachfenster hinein und erschien demnächst, nachdem er das Reich der Lüfte verlassen hatte, wieder auf unserer lieben Erde, nämlich vor seiner Hausthüre; dort bot er mir freundlich die Hand und führte mich in die stille Hütte, wo er sein Leben angefangen hat und wahrscheinlich auch vollenden wird.

Peter Bergmann zeigt ein von den Wettern dieses Lebens tief gebräuntes und durchfurchtes, doch freundliches und einnehmendes Angesicht. Peter Bergmann ist zwar ein vortrefflicher Katholik, er glaubt an die Unfehlbarkeit so fest wie der Papst selbst, er sieht auch vielleicht im Syllabus wie die Mainzer Katholiken nur ein Muster der tiefsten Weltweisheit; allein nebenbei hat er als persönlichen Hausglauben auch noch das poetische, uraltdeutsche Heidenthum beibehalten, das sich bekanntlich mit dem Katholicismus besser verträgt, als der Protestantismus oder andere

vernünftige Religionen. Er traut der Natur Kräfte zu, die unsere Virchow und Helmholtz noch nicht gefunden haben und schwerlich mehr finden werden. Auch gewissen Verrichtungen der Menschen legt er einen Werth bei, den ihnen die Wissenschaft vielleicht nie mehr zugestehen wird.

Viele seiner allegorischen Gepflogenheiten werden auch nicht mehr verstanden; vielleicht versteht er sie selbst nicht mehr. Seine Umgebung behauptet daher, er sei voll wunderlicher „Secten". Manchmal stellt er drei Besen umgekehrt vor seiner Stallthüre auf, um die Hexen fernzuhalten; mitunter gibt er andere Zeichen seines Einverständnisses mit der Geisterwelt.

Wir begaben uns in die freundliche, weiß angestrichene Stube, in welcher die in Oel gemalten Porträte seines Vaters und seiner Mutter hängen. Der Vater sei Lackierer, sei in jungen Jahren oft in der wälschen Schweiz und in Frankreich gewesen, habe auch Grabkreuze und Bildstöckeln gemalt, überhaupt seiner Kundschaft jene Dienste geleistet, welche man in Tirol von den Tuifelemalern zu verlangen pflege. Ueberdieß hingen an der Wand auch einige Photographien des verstorbenen Bruders, seiner Gattin und seiner holden Tochter.

Nachdem dieß alles mit Pietät betrachtet worden, setzten wir uns an den Tisch zusammen. Es bedurfte nur einer sanften Leitung, um den Hausherrn bald auf seine lieben alten Geschichten und seine Geheimreligion zu bringen. Freilich, sagte er, sei bald alles vergessen, was er in seiner Jugend noch von den alten Leuten gehört. Man glaube eben nichts mehr — vielleicht noch an Hexen, ja an diese vielleicht mehr als man glaube. Von Waldmännlein,

seligen Fräulein und und derlei Wesen wollte er nie gehört haben. Auch meinem Tatzelwurm fragte ich vergeblich nach. Im ganzen, meinte er, seien freilich die alten Leute sehr abergläubisch gewesen und hätten viele Geschichten erzählt, die er selbst nie geglaubt; aber eine — eine habe seine Mutter selig für ganz wahr und ächt gehalten und diese eine möchte er auch nicht gerade verwerfen.

Er erzählte nun diese Geschichte, welche auch dem Publicum nicht vorenthalten werden soll. Sie kommt zwar hier nicht zum erstenmal ans Licht, ist vielmehr schon da und dort aufgefunden, dort und da gedruckt worden und daher den Sagenkundigen sämmtlich wohlbekannt; allein da nicht alle Leute sagenkundig sind, da auch manche gute Menschen gerade die schönsten Geschichten, die sie lesen, wieder am schnellsten vergessen und da diese gerade von Peter Bergmann herrührt, so wird es erlaubt sein, sie wieder einmal vorzutragen.

Einmal in der Nacht kommt also ein kleines schwarzes Männlein mit einer Laterne vor ein Haus in Hittisau, wo damals eine kluge Bäuerin lebte, die den Frauen in ihren Nöthen beizustehen pflegte. Es ruft zum Fenster hinein, sie solle sich aufmachen, man warte auf sie. Sie ist gleich dienstbereit und das Männlein führt sie mit seiner Laterne in den nächsten Berg und durch einen langen Gang in eine spärlich beleuchtete Stube. Dort sieht die Bäuerin ein Bergweiblein in Kindsnöthen; das Männlein aber sagt ihr: das sei seine Frau, sie solle ihr gefälligst Beistand leisten. Die Bäuerin geht mit Eifer daran und nach einigen Stunden ist alles zur völligen Zufriedenheit der Betheiligten geordnet. Nun fragt das Männlein, was

es schuldig sei; sie aber entgegnet: da sie in solchen finstern Höhlen wohnten, so seien sie wohl ganz arme Leute und solchen helfe sie gern um Gottes willen. Das Männchen aber kehrt sich nicht daran, sondern sagt, sie solle ihre Schürze aufhalten, und wirft ihr aus dem Wandkasten einen Haufen Zeug hinein, das sie jedoch bei dem schwachen Licht nicht erkennen kann. Sie solle es aber nicht anschauen, bis sie zu Hause sei. Die Bäuerin empfiehlt sich, das Männlein geht mit ihr bis vor den Berg und schärft ihr sein Gebot noch einmal ein. Nun war es aber Tag geworden und die Bäuerin will natürlich wissen, was sie in der schweren Schürze trage. Endlich schaut sie hinein, sieht lauter Kohlen darin und schüttet den ganzen Kram unwillig unter den nächsten Baum. Zu Hause angekommen, hängt sie ihre Schürze an den gewohnten Nagel, sieht aber einen Ducaten daran kleben. Jetzt geht ihr ein Licht auf — sie eilt wieder unter den Baum, rafft die Kohlen ängstlich zusammen und trägt sie hoffnungsvoll nach Hause, allein sie wurden keine Ducaten mehr.

Peter hätte wohl noch mehrere Geschichten erzählt, wenn wir noch länger beisammen geblieben wären, allein er schien wieder in die Höhe, nämlich auf das Dach, zu trachten und darum wollte ich nicht zu lange verweilen. So schieden wir denn nach warmem Handschlag als aufrichtige Freunde. Mich freute es herzlich, die gute alte Haut noch diesseits kennen gelernt zu haben.

Es wäre schade, wenn sich in Peters Nähe nicht eine Feder fände, die ihm sein mythologisches Wissen ablauschte und getreulich niederschriebe. Es trifft sich eigentlich ganz niedlich, daß die beiden Brüder sich gegenseitig ergänzen.

Josef von Bergmann, als strammer Historiker, hat sich meines Wissens nie um die Sagen der Heimath umgethan; Peter weiß dagegen manches, was jener nie gewußt oder schon früh wieder vergessen hat. Peters Erinnerungen, die man als „Mythologie des Bregenzerwaldes" herausgeben könnte, wären ein ganz willkommener Nachtrag zu seines Bruders „Landeskunde von Vorarlberg".

Man erwehrt sich schwer einer elegischen Anwandlung, wenn man in unserer Zeit die alten, frommen, christlichen Heiden und Heidinnen betrachtet, diese letzten Bewahrer und Custoden einer jetzt noch lebendigen Religion, die aber mit ihnen ausstirbt, oder vielmehr nur noch, wie eine getrocknete Pflanze, in den Büchern fortleben wird. Im nächsten Jahrhundert ist vielleicht der ganze Schatz dieser Ueberlieferungen unter dem Landvolke verschwunden und an die leselustigen Herren und Damen in den Städten übergegangen. Vielleicht erlebt er dort doch wieder eine Auferstehung, vielleicht erzählt man sich dann, wie etwas neuaufgekommenes, die Geschichte von der Hebamme und dem Bergmännlein bei den Kaffeeschlachten, in den Thés dansants und auf den Studentenbällen.

IX.

Das Bad zu Schalders.

1.

Im Herbste 1874.

Ich dachte an die Heimath, an die romantischen Waldscenen am Eisack in Tirol, an die Rebgelände und Kastaniengruppen seiner entzückenden Mittelberge; an euch dachte ich, Schaldersthal, rauschender Forellenbach, tiefe Waldöde, sommerliche Lüfte nnd ziehendes Gewölke — Symbol der Jugend und der Vergänglichkeit.

J. Ph. Fallmerayer
auf dem Berge Athos.

Es ist immerhin gut, wenn man sich etwas für die späteren Jahre zurücklegt, nicht allein Jugenderinnerungen und Staatspapiere, sondern auch Landschaften und Bäder. Nicht ohne Vorbedacht habe ich daher das berühmte Bad zu Schalders sozusagen als Zehrpfennig für meine reiferen Tage aufgehoben, damit ich noch etwas Neues zu sehen, etwa auch zu beschreiben hätte, wenn einst Obladis,

Mieders, Ratzes, Ulten u. s. w. längst abgestapelt und beschrieben wären.

Brixen, der rhätische Bischofssitz, in herrlicher Gegend am Zusammenfluß des Eisack's und der Rienz gelegen, ist der gebildeten Welt jetzt sattsam bekannt. Von dieser Stadt eine kleine Stunde aufwärts gehend, gelangt der Wanderer nach Varn, das ehedem, da noch andere Völker hier saßen, Varena geheißen hat. Dieses Dorf liegt nicht weit von der Probstei Neustift, unter einem Bühel, auf welchem die grauen Trümmer eines Schlosses stehen, das einst sehr prächtig gewesen ist und jetzt noch denselben Namen trägt, wie die berühmte Schule in Unteritalien, aus welcher die großen Aerzte des Mittelalters hervorgegangen sind, nämlich Salerno, zu deutsch Salern. Es hüllt sich in Weinreben und uralte Kastanienbäume, enthält ein altes gothisches Kirchlein mit schlankem Spitzthurme, mehrere Ansitze, die ehemals den brixnerischen Adelsgeschlechtern gehörten, und einige Wirthshäuser. Der Schalderer Bach strömt rauschend durch die Ortschaft. Die Einzelheiten des Dorfes sind so malerisch und die Lüfte wehen hier so angenehm, daß die klugen Leute von München und auch solche, die noch weiter her sind, ihre Augen bereits auf diese reizenden Heimlichkeiten geworfen und sie besetzt haben, so daß sie bald da zu den Fenstern ausschauend, bald dort unter den Bäumen in stillen Betrachtungen oder lesend gefunden werden. Dieses Varena ist eigentlich das erste Dorf auf italienischer Erde. Es ist schon hundertmal beschrieben worden, wie wonnig der Germane überrascht wird, wenn er nach den düstern Eisackschluchten plötzlich das sonnige hesperische Thal von Brixen

vor sich sieht. Er glaubt wahrhaftig eine andere und schönere Welt zu betreten. Deßwegen wollen wir jedoch keineswegs befürworten, daß jenes Dorf an die Italianissimi abgegeben werde. Wir brauchen es nämlich selbst zu nothwendig, da dort mit nächstem ein deutscher Luftcurort errichtet werden soll.

Von Varn aus geht der Weg nach Schalders in die Berge hinein und verliert sich bald im Dunkel des Fichtenwaldes. Mit ein paar Schritten ist der Wanderer wieder „im kalten Norden". Er folgt auf und auf dem Schalderer Bache. Dieser ist ein sehr geselliger, menschenfreundlicher Bach, der sich nicht, wie andere seinesgleichen, in unsichtbaren Schlünden dahinwälzt, sondern dem Wanderer immer zur Seite bleibt und mit großer Gefälligkeit alle seine Sprünge und Fälle, seine Cascaden und Cascatellen vor dem Publicum aufspielt, wenn es auch noch so klein ist. Dadurch wird der Weg sehr kurzweilig und wir fühlten die Stunde, die wir gestiegen, eigentlich noch gar nicht, als wir hoch oben, auf grüner, wohlbebauter Berghalde, die plötzlich über dem Walde sichtbar wurde, eine Kirche mit Spitzthurm und etliche Bauernhäuser erblickten. Sieh' da, das ist Schalders! ruft sich die Gesellschaft fröhlich zu. Man sammelt sich, um die Ansicht gemeinsam zu genießen und freut sich, schon so nahe zu sein. Doch scheint es auf jedes Herz zu drücken, daß die steile Berghalde noch vor Tisch erklommen werden soll. Viel angenehmer und ergötzlicher, wenn der Ort im Thal herunten, am geselligen Bache läge.

Doch auch dafür ist gesorgt, denn die Ortschaft, die oben vom Berge herabwinkt, ist zwar das Dorf Schalders,

aber es zeigte sich bald, daß das Bad dieses Namens, ganz wie wir es wünschten, in der Tiefe des Thales, am geselligen Bache liegt. Noch einen Büchsenschuß und — da war's.

Unsere Gesellschaft war übrigens so zusammengesetzt, daß ihren ersten und geistreichsten Bestandtheil ein junger Historiker aus der Stadt Wien, den zweiten und dritten aber ein Paar Fräulein aus dem deutschen Reiche bildeten. Daß ich selber auch dabei gewesen, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Also aus dem Waldesschatten tretend, sahen wir das Schalderer Bad vor uns, zunächst das Wirthshaus, ein ziemlich großes, mit Schindeln gedecktes Gebäude mit einem Uhrthürmchen und grünen Fensterläden. Wir stiegen eine steinerne Freitreppe hinan und wurden freundlich aufgenommen. Da es schon zwölf Uhr geschlagen, so war die Table d'hôte bereits in vollem Laufe.

Wir sputeten über die innere Stiege hinauf, um auch noch recht zum Mahle zu kommen. Fräulein Laura, die noch nie eine tirolische Badegesellschaft gesehen, war die erste, die den Speisesaal betrat. Sie fuhr aber ganz betroffen zurück, drehte sich um und sagte: „Das sind ja lauter Bauern!" — „Ja, das muß so sein," entgegnete ich, „in den Tiroler Bädern ist's von jeher so gewesen."

Das Baden war, wie man weiß, im Mittelalter ein Hauptvergnügen der deutschen Nation. Alle Welt, Männlein und Weiblein, Junkherren und Fräulein giengen wenigstens am Samstag in die öffentlichen Badestuben, wo aber nicht allein die züchtigen Najaden, sondern auch Herr Bacchus und Frau Venus ihr Lustlager aufgeschlagen

hatten. Die Bauern auf dem einfachen Lande sorgten für dieses Bedürfniß durch die Ehaftbäder — ein bestimmter Einwohner und Hausherr im Orte mußte ihnen jeden Samstag eine Badestube wärmen und dafür begabten sie ihn mit Weizengarben, mit Mehl und Brot oder Heu und Stroh. Diese Ehaftbäder haben sich im Flachlande draußen ganz verloren. Die Männer ziehen jetzt ein Schwimmbad im freien Flusse den Wannenbädern weitaus vor; wie die ländlichen Schönen für ihre Reinlichkeit sorgen, ist nicht näher bekannt. Im Land Tirol, wo das Wasser der Ströme sehr reißend und eisig kalt ist, sind die Flußbäder nie in Gebrauch gekommen. Das Volk hält dort mit gewohnter Treue an seinen „Bädeln" fest, in denen eigentlich alle Stände zusprechen, obwohl in den meisten zunächst nur der Bauer mit Weib und Kind, mit seinen Knechten und Mägden vertreten ist. Viele dieser Gäste kommen auch eingestandenermaßen nur „zum Abwaschen" und um sich nebenbei einige gute Tage anzuthun. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß erst aus diesem Badeleben sich die tirolische Sommerfrische entwickelt hat, indem die feineren Geister, die an jenem keinen Geschmack mehr fanden, sich das Vergnügen, etliche Wochen in anderen Lüften zu leben, auf andere Art zu schaffen suchten.

Vielleicht darf noch bemerkt werden, daß sich in solchen Anstalten nie ein Badearzt findet, ein Umstand, der, wie einige behaupten, zum guten Erfolg der Curen wesentlich beitragen soll, und daß sich der tirolische Landmann sein Wässerlein immer selbst auswählt, ohne je einen ärztlichen Rath darüber einzuholen.

Die Table d'hôte war also im besten Zuge. Am langen Tische saßen etwa fünfundzwanzig Bauern und Bäuerinnen, obenan etliche geistliche Herren, unten einige Frauenzimmer aus Bozen. Die Unterhaltung war lebhaft, doch nicht lärmend. Wie die gedruckte „Kundmachung", die der Badeherr gerne abgiebt, zu berichten weiß, ist die Schalderer Quelle von jeher als „eines der vorzüglichsten Magenwasser" bekannt gewesen. Dies scheint wohl auch die volle Wahrheit zu sein und überdies scheint das Wasser mit elektrischer Schnelligkeit zu wirken, denn die Ankömmlinge sind hier schon nach dem ersten Trunk der Wunderquelle keine Patienten mehr, sondern essen an der Table d'hôte alle mit jenem fabelhaften Appetit, um den der Fremde die tirolischen Curgäste so gern beneidet. Man erzählt, daß Personen, die wegen ihrer Schwächlichkeit hereingetragen wurden, am dritten Tage mit den andern schon um die Wette schmausten und nach vierzehn Tagen kugelrund davongiengen.

Als die Table d'hôte beendet und das Dankgebet gesprochen war, vertheilte sich das Publikum und gieng jedermänniglich seinem Zeitvertreibe nach. Ein Lesezimmer ist hier nicht zu finden, auch nach einer Badebibliothek würde man wohl vergeblich fragen. Zeitungen sind aber doch vorhanden, zwar wenige, aber gute. Damit nicht etwa, während der Leib durch die Kraft der Quelle von alten bösen Säften gereinigt wird, sich der Geist mit neuen Giften beschwere und so der eine zwar geheilt, der andere aber verpestet werde, liegen hier nur die „Tiroler Stimmen" auf, das bischöfliche Hofjournal, und das „Tiroler Volksblatt", welches, wie man sagt, zu Bozen herauskom=

men soll, das ich aber da zum erstenmale gesehen habe. Beide Blätter waren, obgleich schon gestern eingeheftet, so lilienweiß und unbefleckt, daß sie wohl noch keine Bauernhand berührt hatte.

Wer der Lectüre nicht ergeben ist, braucht sich aber deßwegen im Schalderer Bade nicht zu langweilen. Hier stehen Spielkarten, die allerdings sehr schmutzig sind, dort eine kurze Kegelbahn zur Verfügung. Man kartet um nichts oder um eine Kleinigkeit, schlägt aber in den Tisch und schreit dabei, als wenn es um Ducaten gienge. Wer nicht spielen und nicht Kegel schieben will, der setzt sich unter eine Laube von Waldreben, welche neben der Kegelbahn ihren Schatten spendet. Dort finden sich die Frauen gerne ein, namentlich des Nachmittags, um ihre Marende zu halten.

Das Kegelspiel ist übrigens, nebenbei bemerkt, bei den tirolischen Bauern ungemein beliebt; doch sind die Bahnen meistentheils sehr einfach und oft fehlen sie gänzlich, so daß man nur von einem gewissen Standort aus auf die in der Wiese stehendeu Kegel wirft. Nach Umständen wird das Spiel auch in die Häuser verlegt. So gieng einst ein guter Freund vom Oetzthal aus über die Ferner ins Schnalser Thal und kam Nachmittags übel verregnet und todtmüde in Unser lieben Frau an. Nach kurzem Imbiß wollte er sich, um etwas zu schlafen, aufs Lager strecken, vernahm aber über sich ein unausstehliches Gepolter, welches auch nach längerem Zuwarten nicht aufhören wollte. Unwirsch suchte er die Wirthin auf und fragte, was denn dieser Lärm zu bedeuten habe. „Ach mein,“ sagte diese, „unsere Burschen kegeln halt so gern und damit sie's auch

beim schlechten Wetter und im Winter nicht entrathen müssen, so gehen sie halt auf den Dachboden hinauf und kegeln dort oben."

Auch die Andacht gewährt den Badegästen vielen Zeitvertreib. In allen tirolischen Bädern wie in allen Schlössern und Ansitzen, ja in allen größeren Privathäusern findet sich eine Hauscapelle. Die geistlichen Herren, die eben die Cur gebrauchen, lesen da in der Frühe ihre heiligen Messen, wie sie des Nachmittags auch ihre Vespern und Litaneien halten. Beschauliche Naturen, die sich im Gebete nie genug thun, bleiben oft stundenlang in der stillen Capelle sitzen und unterhalten sich in Ermangelung anderer Gesellschaft mit dem lieben Gott. Außer dem Wirthshause, wenige Schritte weiter oben, da wo der Weg nach Sarnthal geht, findet sich ein anderes Bethäuslein, welches auch ein Dutzend Gäste faßt. Das kunstlose Muttergottesbild, das da drinnen steht, versucht sich neuerdings ebenfalls in Wundern und hat, wie die aufgehängten Täfelchen zeigen, bereits zwei Füße und einen Arm curirt.

Die vornehmste Stube in dem Wirthshaus ist das „Fürstenzimmer", welches zunächst für die Prälaten von Neustift, für die Domherrn von Brixen und andere höhere Würdenträger bereit gehalten wird. Wenn es diese nicht in Anspruch nehmen, so wird es auch an andere Gäste verliehen und zwar mit seinen zwei Betten täglich um sechzig Kreuzer. Es ist ohne Pracht, doch sehr behaglich eingerichtet.

Vor dem Hause vereinigen sich drei schäumende Bäch-

lein, welche eilig die steilen Halden herunter kommen, um den Schalderer Bach zu bilden. Ihr vereinigtes Rauschen muß den Gästen als Morgenreveille, Tafelmusik und Abendständchen gelten. Sie verleihen der Luft, die durch das Thal weht, auch an heißen Sommertagen eine angenehme Frische. Der Wald beginnt schon fast an der Hausthür. Fichten, Lärchen und Eschen reißen sich um die Ehre, den Curgast zu beschatten.

Jenseits des Baches erhebt sich das neue Badhaus, ein zweistöckiges, geräumiges Gebäude, welches unten die Badegemächer, oben eine Reihe von annehmbaren Wohnzimmern enthält, welche um dreißig Kreuzer täglich abgelassen werden. Es ist mit einer schönen Altane geziert, welche eine liebliche Aussicht in das enge Thal, in nahes Waldesdunkel, hinauf zum Dörflein mit seiner Kirche und seinen Bauernhäusern, auch hinaus auf den Bergzug jenseits des Eisack's bietet.

Neben diesem Neubau wird als Alterthum noch das frühere hölzerne, jetzt sehr gebrechliche Badhaus, ein Muster alpinischer Einfachheit, erhalten. Es ist aus rauhen Dielen und ungehobelten Balken kunstlos zusammengesetzt; doch ist auch ihm ein Söller mit lieblicher Aussicht nicht versagt. Die Kammern enthalten in jeder Ecke ein ärmliches Bett, täglich zu zehn Kreuzern, und sind selbst am hohen Tag halb dunkel, da sie nur durch ein kleines, viereckiges Loch ohne Fensterscheibe erhellt werden. Die Einfachheit ist so weit getrieben, daß auch Waschtisch und Schrank nur durch ihre Abwesenheit glänzen. Die beiden Badehäuser, das alte und das neue, sind übrigens etwas lichtscheu ausgefallen, denn sie stehen südlich so nahe an den

waldigen Felsen, daß die Sonne selbst zur Mittagszeit nur für kurze Weile in den grünen Winkel hereinscheint.

Das Badevölklein ist so anspruchslos, daß je vier und fünf Weiber, je fünf und sechs Männer in einer finstern Cajüte zusammen baden. Sie legen sich dann sittsam in die hölzernen Wannen und werden mit hölzernen Deckeln bis an den Hals hin zugedeckt, so daß nur der Kopf zu sehen ist, unterhalten sich aber auch in dieser Lage so angenehm und flüssig, wie wenn sie im schmucksten Feiertagsgewand auf der Kirchweihe beieinandersäßen.

Die Tiroler sind bekanntlich bajuvarischen Stammes und legen auch, wie ihre Nachbarn gegen Mitternacht, ein großes Gewicht auf Essen und Trinken, sind aber im Uebrigen so wenig verweichlicht, daß sie die Unbequemlichkeit fast dem Comfort vorziehen. Daher auch ihre Vorliebe für schmale Bänke, kurze Betten und niedrige Thüren, an denen sich jeder Unbewanderte den Kopf anstößt. So wohnen auch die Schalderer Badegäste, wie oben bemerkt, zu drei und vier in Einem Zimmer, jeder geht zu Bett, jeder steht auf, wann er will, jeder schnarcht, so viel ihm behagt, ohne daß sich die Anderen dadurch beschwert finden. Früher pflegte übrigens jeder Gast sein Bett selbst mitzubringen, wie denn auch jetzt noch die Innsbrucker Honoratioren, wenn sie in die Sommerfrische gehen, den nöthigen Hausrath selbst auf die Berge schleppen lassen, da die Bauernhäuser nur die leeren Stuben bieten.

Die Preise sind in Schalders anerkanntermaßen noch sehr billig und dürfen auch nicht erhöht werden,

wenn der Zugang nicht wesentlich leiden soll. „Die minderen Leute“, das heißt die Armen, erfreuen sich hier derselben Nachsicht und Duldung, wie in den anderen tirolischen Bädern. Sie bringen ihre Nahrungsmittel wie ihre Geschirre selber mit und kochen an einem eigenen Herde gegen eine geringe Vergütung für das Brennholz.

X.

Das Bad zu Schalders.

2.

Im Herbste 1874.

Nachdem wir die ganze Anstalt besehen und uns wieder in der Laube niedergelassen hatten, legte der Wirth einen werthen Schatz und ein edles Kleinod vor, nämlich sein Fremden=, Bad= und Hansenbuch. Dies ist ein Folioband, etwa dreihundert Seiten stark, in braunes Schweinsleder für ewige Dauer gebunden. Der erste Eintrag schreibt sich vom 20. August 1683; auf der letzten Seite steht der letzte vom 25. Juli 1840. Das Buch umfaßt also einen Zeitraum von hundertsiebenundfünfzig Jahren, was bei literarischen Denkmälern dieser Art nicht alle Tage vorkommt. Leider sind die ersten und viele spätere Blätter herausgerissen, andere durch neuere Kinderhände verschmiert, manche Seite auch wegen schlechter Schrift und verblichener Tinte kaum mehr lesbar.

Jener erste Eintrag lautet aber:

Was mich belangt, hab' ich niemals gebraucht dies wild Bad;
Bin demnach (Gott lob) allzeit hinein und heraus kommen ohne Schad.

Adam Kempter,
fürstl. brixener Hofjunker.

Dieses Präambulum klingt etwas seltsam. Es ist wohl dahin auszulegen, daß der lustige und sicherlich ganz gesunde Hofjunker nicht der Heilquelle wegen in die Wildniß gieng, sondern weil er da edlere Schnabelweide und würdigeren Trunk, vielleicht auch aufgewecktere Gesellschaft fand, als draußen in der stillen Bischofsstadt. Er wollte nur als Sommerfrischler gelten und scherzt daher über die armen Patienten, denen etwa das Wasser nicht gut anschlägt und die dann schlimmer hinausgehen, als sie hereingekommen sind.

Jener muntere Hofjunker gehörte übrigens einem alten Geschlecht des Brixner Adels an, welches sich später „von Kempter zu Riggburg und Zellheim" schrieb. Es hat lange in dem alten, schönen Pfaundler'schen Hause in der Stadt gewohnt und manchen angesehenen Mann hervorgebracht.*)

Da dies Wildbad nicht gar ferne von der italienischen Sprachgrenze liegt, so mischen sich mit den deutschen Ein=

---

*) Am dritten Januar dieses Jahres (1878) starb zu Brixen Herr Caspar Ritter von Kempter zu Riggburg und Zellheim, vordem k. k. Ministerialrath und Kreisregierungspräsident, im achtundachtzigsten Jahre seines Alters. Der hochverdiente Mann erfreute sich einer eisernen Constitution. Vor wenigen Jahren noch überstand er eine schwere Krankheit und erlebte seine vollkommene Wiedergenesung. Wenn man seine letzten, kurzen Abschiedsstunden wegdenkt, so kann man sagen, er sei ganz gesund und jugendlich rüstig in die Ewigkeit gegangen.

trägen auch schon von Anfang an die wälschen. Unterm 6. August 1685 finden sich zum Beispiel folgende Zeilen:

Questo bagno ho goduto anch' io,
Di riceverne la salute spero in Dio.
Anna Barbara, contessa di Thunn.

Nicht selten sind auch lateinische Inschriften aus jener Zeit und werden die meisten, wie sich von selbst versteht, von den geistlichen Herren gespendet.

In dem besagten Buche wird aber namentlich der Culturhistoriker nicht ungern blättern, weil es allerlei heitere Beiträge zur Geschichte des Hansens enthält. Gegen Ende des Mittelalters finden wir nämlich allenthalben in deutschen und wohl auch in anderen Landen den Grundsatz festgehalten, daß jeder, der als neues Mitglied in eine Gesellschaft (Hanse) eintritt, seine Aufnahme mit einem gewissen Opfer erkaufen, d. h. gehanst, gehänselt werden muß. Dieses Opfer bestand ursprünglich in einer spaßhaft gemeinten, aber oft sehr derb geübten Demüthigung der aufzunehmenden Persönlichkeit, wurde aber allmählich in eine Geldspende umgesetzt, welche dann unter allerlei Scherzen in Wein aufgieng. Von jener Sitte haben sich in den Bräuchen der Handwerker, der Studenten u. s. w. noch mancherlei Spuren erhalten. Bekanntlich werden ja auch die Weltfahrer, welche zum erstenmale die Linie passiren, verschiedenen, nicht sehr angenehmen Feierlichkeiten ausgesetzt. Vor dem fürstlichen Schlosse zu Donaueschingen zeigt man noch heutigen Tages das ziemlich tiefe Wasserbecken, in welches jeder fremde Cavalier, welcher der Herrschaft seinen ersten Besuch abstatten wollte, Angesichts dieser

hineingeworfen wurde, um zur Belustigung eines hohen Adels und andern verehrlichen Publicums patschnaß wieder herauszukrabbeln.

Dieses Hansen ist nun, wie gesagt, der rothe Faden, der durch das Schalderer Buch geht. Doch können wir nicht mehr ersehen, welche Ceremonien ursprünglich im Gebrauche waren, denn wir finden schon in den Einträgen der ersten Jahre die deutliche Erwähnung, daß die Ankommenden das Hansen abgelöst. An die Stelle der alten derben und rohen Feierlichkeiten waren demnach neuere und mildere „Observanzen“ getreten, die zwar nicht näher beschrieben werden, deren Hauptstück aber jedenfalls eine Weinspende war. Darum lesen wir fast auf jeder Seite: Ich habe mich mit dem obsérvierlichen Hanswein eingestellt — mit der Badgerechtigkeit eingestellt — Ich habe die Badegerechtigkeit ausgestanden — oder auch: Ich habe mich in Güte submittirt und die Execution nicht abwarten wollen. Gleiche Bedeutung hat es, wenn Andere angeben, daß sie sich während ihres Aufenthaltes zu einem Hänsel oder einer Hänslin „haben müssen machen lassen.“ Andere dagegen bemerken mit Nachdruck, daß sie „keinen Hänsel abgegeben“. So der Reverendus Dominus Joannes Hueber, dessen Eintrag aber zwei andere Priester mit den Worten: Erupit enim et evasit begleiten, so daß wir ziemlich sicher annehmen dürfen, daß Hochwürden Herr Johannes Hueber eigentlich durchgebrannt ist.

Einmal kommt auch vor, daß ein Gast sich durch ein gegebenes Schießen frei gemacht und der Musikant Simon Pfaffstaller wurde von dem Hansen „für gemachte Musik“ dispensirt. Ueber jeden solchen Vorfall wurde nun in dem

Buche ein Protocoll aufgenommen, welches der Gast, dann der „gütig erkieste Commissarius“, zwei Zeugen und ein Actuarius oder Secretarius unterschrieben. Doch konnte der Gast auch mit eigener Hand beurkunden, daß er „sich abfindig gemacht“, in welchem Falle er aber gewöhnlich zwei Zeugen um Mitfertigung ersuchte.

Unterm 22. Juli 1687 findet sich ein von Hilleprand von Palauß als Commissarius und Michel Genspichler als Badmeister unterschriebener Eintrag, des Inhalts, „daß die Herren Dr. Matthias Zepp, Deutsch=Ordens-Priester und Pfarrherr zu Sarnthein, Petrus Franciscus Sagolt, Philosophiæ et medicinæ doctor Bulsani (zu Bozen), Caspar Waldreich, kaiserlicher Salzschiffmeister zu Hall, und Joseph Gummer sammt seiner Ehefrau Anna Maria, gebornen von Hörtenberg, beide von Bozen, mit sonderbarer Willfährigkeit in alle allhier gebräuchlichen Observanzen zu verwilligen sich haben belieben lassen, derowegen sie auch nach beschehenem Hansen und abgeführter, mehr als genugsamer Obligation nicht allein als Mitglieder aller Badsgenossen einverleibt, sondern ihnen auch die Gerechtigkeit zugeschoben worden, hinfüro andere herbeikommende, erstmalig dieses Bad Genießende auch zu dieser Badordnung und ihren Gebräuchen zu vermögen und anzuhalten.“

Bald darauf läßt ein badender Dichter sich also vernehmen:

Gleichwohl ist nit zu vergessen,
Daß der Hanswein trefflich gut.
Wenn man lang zu Tisch gesessen,
Macht der Nachtrunk neuen Muth.

Im Jahre 1691 erklärt Frau Maria Anna Federmauer zu Lemansegg, daß sie sich, wie es der Brauch, mit drei Maß Wein abfindig gemacht. Auch Frau Elisabetha Hörtnagelin hat am 23. Juli 1691 „den Hanswein abgestattet". Am 16. Juli 1695 hat sich ebenso die hochwohlgeborne Freyele (Fräulein) Maria Dorothea Gräfin zu Wolkenstein und Trostburg, Ihrer Königlichen Majestät Eleonora, Königin in Polen, Hofdame, „mit den gewöhnlichen Hansungs-Regalien zu aller Anwesenden bestem Contento abfindig gemacht."

Am 30. Juli 1695 erklärt Johann B. Kempter, wohl ein Verwandter des oben genannten Hofjunkers, daß er sich mit nicht geringen Unkosten gegen die Compagnie mit dem Hanswein abfindig gemacht, dahero er sich hinfüro dieses Bads zu besserer Gesundheit seines Leibes oder zu dessen Abwaschung nach Gefallen und unverhinderlich bedienen könne.

Am 7. Juli 1697 ist aufgezeichnet, daß der hochwohlgeborene Herr Johann Franz Graf zu Khuen, Auer und Belasi, der mit Ihro hochfürstlichen Gnaden, dem Bischof, in dem Bad gewesen, alle Anwesenden mit den gewöhnlichen Hansungsregalien bestens contentieret habe.

Solche Fälle häufen sich nun; es waren damals die schönsten Zeiten, die das Bad erlebt hat.

Mitunter fanden sich aber auch wieder andere, die keinen Hansel abgeben wollten. So wird z. B. am 5. August 1706 die wohledle Frau N. Schmidin, Zollnerin zu Kolmann, weil sie „trotz öfterer Ermahnung ohne prästirende Schuldigkeit aus dem Bad gegangen", von der Compagnie ausgeschlossen und solches im Protocoll ver-

zeichnet. (Auch im August 1734 liest man, daß sich der Büchsenmacher von Neustift und ein Bauernsohn von Lüsen des Hansweins „gänzlich gewidrigt haben"). Dagegen wird am 19. August 1706 mit Ruhm gemeldet, daß „die edle Frau Ursula Kempterin mit ihrem liebsten Herrn, dem wohledelgebornen Georg Anthony Kempter von Riggburg, hochfürstlichem Hofjunker, sich freiwillig und ohne alle Ansprache den allgemeinen, allerorten gebräuchlichen und löblichen Hans- und Baderegalien mit vielfältigen Unkosten unterzogen, deren sich doch — wohl eine Anspielung auf den vorhergehenden Fall — ein und andere Mitinteressenten mit aller Gewalt geweigert und ohne Abfindung abgereist."

Man wird nicht übersehen, daß die Gesellschaft in jenen Zeiten viel bunter zusammengesetzt war, als sie es heute ist. Es fanden sich, wie schon gesagt, die Wälschtiroler, die jetzt ganz ausgeblieben, häufig ein und priesen in Prosa und Versen il rinomatissimo bagno di Salders. Mitunter kamen auch Gäste aus dem Reich, so 1699 Herr Johann Jacob Stifler von und zu Wertenbach, ein Kammerrath aus Baiern, mit welchem zu seinen hohen Ehren in drei Tagen sechsundsechzig Maß Wein ausgetrunken wurden, und zwar von sieben namhaft gemachten Trinkgesellen, unter welchen der Pfarrer von Schalders „nit der letzt". Der damalige Pfarrer von Schalders, Nikolaus Pleß, scheint überhaupt ein sehr heiterer Herr gewesen zu sein, der sich wohl Vormittags, mit Beda Weber, „Tief hinein in Christi Wunden" stürzte, gegen Abend aber einen Humpen nach dem andern leerte. Er hat eine lange Reihe von Jahren hindurch die Hansen-Protocolle eigenhändig unterzeichnet.

Einmal heißt es auch:

Der Herr Pfarrer von Naffzenstadt (?)
Kommt aus Schwaben herzu ins Bad —
Mit Namen: Hans Ignazi Frankh,
An Magen schwach, gleichwohl nit krank u. s. w.

Der weitere Verlauf seiner Cur scheint aber nicht sehr interessant gewesen zu sein, denn in meinem Notizenbuch ist nichts darüber aufgezeichnet.

In den verschiedenen Nationalitäten erscheinen aber auch alle Stände vertreten, vom hochwürdigsten Fürstbischof, der gleichwohl des Hansens enthoben scheint, durch alle geistlichen und weltlichen Würden herunter bis zu den Franciscanern und Capucinern, ja bis zum Hausknecht, der sehr oft als Curgast erscheint und seinen Hanswein redlich zahlt.

Bemerkenswerth ist, daß die „Brothüter" und Fleischhacker, die Binder-, Weißgärber- und Seilermeister von Brixen und Bozen laut der Schalderer Urkunden schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts als „Herrn" aufgeführt werden, während in unserm Baiern, das doch wegen seiner Höflichkeit sich eines weitverbreiteten Rufes erfreut, jene unschädliche Ehrung den dankbaren Unterthanen erst in diesem Jahre, also leicht zweihundert Jahre später zudecretirt worden ist.

Es braucht dagegen nicht bemerkt zu werden, weil es sich ja von selbst versteht, daß der Hanswein in Einem Zuge oder vielmehr in Einer Sitzung vertrunken werden mußte. Daß es dabei sehr lustig zugegangen,

wird auch mehrmals angedeutet, namentlich durch die öfter wiederkehrenden Verslein:

> Dabei haben wir gar viel gelacht
> Und jeder sich sein Theil gedacht.

Dieses Denken, wenn es auch nur einen Theil betrifft, ist aber schon sehr bedenklich. Man sieht, wie die mittelalterliche Naivetät, die in einem reichsunmittelbaren Bisthum angebornes Erbgut jedes ruhigen Staatsbürgers sein mußte, allmählich schwindet, und wie die Herren und Frauen, die Junker und Fräulein zu Schalders sich nicht einmal mehr ein Räuschlein antrinken können, ohne zu denken. Glücklicherweise hat dieser Unfug selbst bis zum heutigen Tage noch nicht zu arg um sich gegriffen.

Zu allen Zeiten scheint man sich aber sehr gut vertragen und verstanden, sich einander nachgegeben und allen Zwist vermieden zu haben, wie das auch wieder die gute Art der Tiroler ist. Die verheiratheten Männer heißen, wenn es die Gelegenheit gibt, „die lieben Eheherren", die Gattinnen „die herzallerliebsten Ehefrauen" — und die ganze Gesellschaft nennt sich zuweilen „die liebanwesenden Padsverwandten".

Uebrigens bricht in der neueren Zeit auch etwas mehr Licht an über die Tragweite der „Badegerechtigkeit". Georg Dominicus Pranter, fürstlicher Hofraths= und Commissionsdiener, schreibt am 12. August 1743 eigenhändig in das Buch, daß er das Hansgeld für sich mit fünfundvierzig Kreuzer und für seine Ehewirthin Maria Elisabeth mit sechsunddreißig Kreuzer bezahlt habe. Zwei Damen von Klausen, die am 19. Juli 1748 einrückten, kamen gar mit

je vierzehn Kreuzer durch. Eine seltene Ausnahme bleibt es, daß Maria Magdalena Thalhamerin von Brixen, „obzwar von geringen Mitteln, jedennoch unangehalten“ am 26. Juli 1754 anstatt des Hansengeldes zwei halbpfündige weiße Wachskerzen in die Badecapelle erlegte.

Der Anbruch der neuen Zeit zeigt sich auch darin, daß man am 20. August 1756 zu rechnen, vielmehr förmliche Rechnung zu stellen anfieng. Die Hansen scheint plötzlich das Gefühl überfallen zu haben, daß sie auch der Nachwelt verantwortlich seien. Kurz, unter besagtem Tage findet sich folgende Rechnung:

Eingang an Hansgeld . . . . 4 fl. 14 kr.

Verwendung von diesem Hansgeld:

Der Hanstrunk	1 fl.	43 kr.
In die Capelle ½ Pfund Kerzen zu drei heiligen Messen . .	—	35 „
Kuchlregale	—	24 „
Dem Bäck	—	17 „
Der Badreiberin	—	17 „
Dem Ministranten	—	9 „
Den Ueberrest der Kirchen mit .	—	49 „
Facit obigen Eingang mit . .	4 fl.	14 kr.

Joseph Sagmeister,
Actuarius.

Diese Rechnungen ziehen nun in ununterbrochener Folge durch die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Vertheilung der Hansengelder bleibt sich aber ziemlich gleich. Mitunter kommen Ansätze für „die Spielleut’“ vor, was anzudeuten scheint, daß eine Bademusik vorhanden war und daß man an den Hansenfesten auch getanzt.

Diese Andeutung wird dadurch zur vollen Gewißheit, daß später einmal unter den Zeugen die Kellnerin Anna Katharina Insamin als „berühmte Hanstänzerin“ aufgeführt wird. Gewöhnlich werden „die Hausarmen“ bedacht, einmal auch zwölf Kreuzer „vor die Hostien“ angesetzt. Uebrigens waren jene Zeiten den weniger bemittelten Trinkern viel günstiger als die jetzigen. Damals kostete nämlich die Maß Wein zehn Kreuzer Rheinisch, während jetzt das Seidel, der vierte Theil, schon zwölf kostet.

In dieser zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden sich auch einige Andeutungen über die Ceremonien, welche „bei dem uralten Brauch“ damals geübt wurden. Unterm 4. August 1766 heißt es z. B.: „Am heutigen Dato hat eine löbliche Badcompagnie allda zu jedermänniglich Verwunderung unter vierfachem Trompetenschall und annemblichem Klang verschiedener musikalischer Instrumenten, auch Trommelschlag, im Beisein zahlreich- und hochansehnlicher Gäste folgende Herren und Frauen Badgenossen mit dem gewöhnlichen Hansenkranz zu bekrönen sich entschlossen, als benanntlich“ u. s. w. Auch wird „die bekannte Lorbeerkron“, „der uraltgebräuchliche Hansenkranz“ jetzt öfter erwähnt. In den Ansätzen ist nun mehrmals zu lesen „dem Bäcken (Peckhen, Pöckhen) als Hanswurst“, einmal sogar „als Arlequin und Schwegler,“ durch welche Erläuterungen auch die Amtsthätigkeit des Bäckers in helleres Licht tritt. Im Jahre 1780 heißt es einmal: „das übrige Gefolge, als Musicanten und Lyranten nebst den obbemeldeten Herren, war alles in der schönsten Masque“.

Nach langen Jahren kommt auch wieder einmal ein Renitent vor. Unter demselben 4. August 1766 liest man

nämlich: Es ist auch zur Nachricht anzufügen, daß der wohledle Herr Daniel Semblrockh als trientinischer Capitelambtmann der Zeit sich das erstemal zu seiner Commodität eingefunden hat, welchen man bei der ohnedies vorgenommenen Function der Hansung unter vorbeschriebener hochansehnlicher Compagnie auch zukommen lassen wollte, der sich aber solcher zu nicht weniger Verwunderung dergestalten verweigert, daß er mit dem Maßkrug nach dem Kopf zu werfen gedroht, auch den Kranz wider alle anständige Art weggeworfen, sohin die Hansung abgeschlagen und dieser ohne Ansehung gegenwärtiger Compagnie sich gewaltthätig widersetzt hat. Amen.

Wie aber in constitutionellen Staaten ein Deputirter, der ein Amt annimmt oder darin befördert wird, sich einer Neuwahl unterziehen muß, so wurde auch dem Hansen bei Erhöhung seiner Würden mitunter eine neue Hansung zugemuthet, wie dies der folgende Eintrag darthut:

„Actum im Schalderer Bad, den 16. Juli 1767. Es seint zwar Ihro Hochwürden und Gnaden, der derweilig wohlregierende Hr. Prälat (von Neustift), Leopold Zanna, vor einem Jahre als würdigster Decanus allhier den Hansen einverleibt worden, weilen sich aber die Decanatstelle zu dem weit höheren und würdigeren Prälatenstand erhoben, also ist man Hochdenselben auch neuerlich zu hansen unterthänig angegangen — wozu Hochderselbe sich hochgnädig eingelassen (wo doch doppelte Hansungen eigentlich nit statt hätten), welche Hansung sodann mit Trompeten, Waldhorn, Clarinettenschall und andern musikalischen Instrumenten mit allem Frohlocken vorgenommen worden.“

Unter denen, die bei dieser Gelegenheit mitgehanst wurden, erscheint auch „der edel Herr Ignazi Schwaiger, Kammerdiener bei hochgedachtem gnädigem Herrn Prälaten". Die Einnahme war damals 4 fl. 57 kr.

Unterm 10. Juli 1780 liest man mit großer Befremdung: „Nachdeme eine löbl. Freymaurer Compagnie sich einhellig entschlossen, heute von Brixen nachher Schalders sich zu begeben, um alldort sich mit einer ehrlichen Lustbarkeit zu unterhalten," u. s. w. — Freimaurer in Brixen — Anno 1780 — und gar mit offenem Visier! — Unmöglich! — Zu Innsbruck blühte zwar um jene Zeit in tiefem Geheimniß eine Loge, allein in Brixen konnte der Titel jener Compagnie doch nur spaßhaft gemeint sein.

In dem Jahre 1809 ist der Kriegsläufte wegen das Hansen wahrscheinlich unterblieben, wenigstens findet sich kein Eintrag aus diesem Jahr. Unterm 25. August 1811, wo das Schalderer Bad noch zum Königreich Bayern gehörte, lesen wir dagegen folgende, nicht uninteressante Mittheilung:

„Auch hier in Schalders wurde heute die höchsterfreuliche Geburtstagsfeier Sr. königlichen Hoheit unseres allgeliebten Kronprinzen Ludwig August von den versammelten Badegästen mit gleich theilnehmender Fröhlichkeit und dem innersten Gefühle der Anhänglichkeit begangen" u. s. w. Unterschrieben sind dreizehn Personen, Männer, Frauen und Jungfrauen.

Am 13. August 1818 ist auch Jungfrau Anna Maria Kofler von Bozen, „derzeit Rosenkranzvorbeterin allhier", als Hansin ins Protokoll aufgenommen worden.

Seltsames Treffen! Wunderliche Ueberraschung! Im September 1826 findet sich folgender Eintrag:

L'on voit partout tant de fureur
Et tant d'ingratitude,
Que pour trouver son bonheur
L'on doit chercher cette solitude.*)

Jac. Ph. Fallmerayer,
Gymnasialprofessor zu Landshut.

Also diesen Septembertagen des Jahres 1826, vielmehr der süßen Erinnerung an dieselben verdanken wir wohl jene schwärmerischen Zeilen, welche wir aus den Athosbriefen gezogen und an die Spitze dieser Schilderung gesetzt haben. Ob jenes Gedichtlein geistiges Eigenthum dessen, der es hier gewidmet, oder, was wahrscheinlicher, einem französischen Poeten entlehnt ist, wollen wir unentschieden lassen; die fremde Sprache aber, in der es erklingt, ist jedenfalls eine späte Ovation für die schönen Marquisen zu Orleans, von denen der Fragmentist als bayerischer Schützenlieutenant 1814 sein bestes Französisch gelernt. Diese Zeilen scheinen bisher fast unbeachtet geblieben zu sein. Die Schalderer, die Varner und andere Bauern dieser Gegend verstehen nicht viel Französisch und deutsche Autographensammler scheinen auch nicht hieherzukommen, sonst wären die Verse wohl schon längst herausgeschnitten.

---

*) Wie G. M. Thomas in seiner „Lebensgeschichte Fallmerayer's" (Gesammelte Werke v. J. P. F. I. S XXXII) mittheilt, finden sich diese Verse auch auf einem fliegenden Blatte aus der Zeit seines Aufenthalts zu Hohenschwangau. Das Gedichtchen scheint ihm sehr lieb gewesen zu sein.

Als einziges Zeichen, daß sie einer gebildeten Seele aufgefallen, mag eine Glosse von neuerer Hand uns gelten, welche lautet: „Ah, que c'est bien dit!"

Ob der Fragmentist, der in seinem Leben so Viele gehänselt, in Schalders auch gehanst worden sei — darüber schweigt das Hansenbuch.

Fallmerayer's Eintrag schließt eigentlich das Album von 1683. Es ist die letzte ernsthaft gemeinte, der Ahnen würdige Spende. Das Buch enthält zwar noch elf weitere Blätter, allein schon auf der nächsten Seite zeigt sich der plötzlich hereinbrechende Gräuel der Verwilderung. Federproben, kindische Kritzeleien, angefangene Einträge, die mitten im Worte abbrechen, lange bleistiftliche Mittheilungen, die Niemand mehr lesen kann, trockene Namen wie in den gewöhnlichen Fremdenbüchern — Alles läuft wirr durcheinander. Die Form der Protocolle ist aufgegeben. Auf der letzten Seite steht noch ein sehr schlecht geschriebener Eintrag, welcher besagt, daß Johann Schlechtleitner von Bozen am 25. Juli 1840 unter türkischer Musik und größter Fröhlichkeit von Jungfrau Theresia Mitterer, dazumal Kellnerin, den Blumenkranz empfangen habe und Hans genannt worden sei. — Damit ist's aus.

Während ich aber so durch die Jahrhunderte wandelte, wäre mir die Zeit bald lang geworden. Wenig Witz und viel Behagen zeigt sich da durch hundertsiebenundfünfzig Jahre in felsenfester Beharrlichkeit. Immer wieder von Jahr zu Jahr mit wenigen Variationen der alte Styl der Protocolle, der zwar durch seine Naivetät mitunter ergötzt, aber durch übergroße Gleichförmigkeit auch bald ermüdet. Die Tiroler sind von jeher witzige Köpfe gewesen, aber

witzig zu schreiben, das haben sie erst in neuerer Zeit begonnen. Jacob Philipp Fallmerayer war einer der ersten, die es riskirten. Der Wegfall der Censur hat aber die humoristischen Geister alle frei gemacht und jetzt geht es schon recht ordentlich. Wenn sich ein neues Hansenbuch für die nächsten hundertsiebenundfünfzig Jahre eröffnen würde, so dürfte es am Schlusse dieser Periode viel mehr lesenswerthe Einträge enthalten, als jenes von 1683.

Aber auf ein neues Hansenbuch ist nicht zu hoffen. Der altehrwürdige Brauch ist in den letzten dreißig Jahren still und ruhig eingeschlafen und der observierliche Hansenwein wird nicht mehr gespendet. Das Schalderer Bad wirft seinem jetzigen Besitzer, dem Herrn Alois Schlechtleitner, wohl noch immer ein niedliches Einkommen ab, aber die glänzenden Zeiten der Anstalt sind schon lange dahin. Die Fürstbischöfe und Prälaten, die Pröbste und Domdechanten, die Grafen und Gräfinnen, die Hofjunker und Hofkammerräthe mit ihren Gattinnen und Töchtern, sie gehen ihrer Sommerlust jetzt anderwärts nach und überlassen das weiland so „berühmte" Schalderer Bad den biederen Landleuten und den hochwürdigen Herren geringeren Ranges, die sich in solche Gesellschaft ganz gut zu finden wissen. Nur mitunter steigt ein Fremdling durch die schöne Waldschlucht hinauf, besieht sich neugierig die einfache Anstalt, läßt sich mit Speise uud Trank erquicken, geht aber bald wieder dieselbe Schlucht hinunter und gesteht sich gerne, es sei zwar sehr schön da oben, aber doch auch ein bischen langweilig. Wenn jedoch diese Meinung irgend einen der Leser, etwa gar Herrn Alois Schlechtleitner, der sich aber unter diesen schwerlich treffen

lassen wird, verletzen sollte, so wollen wir sie sehr gern dahin mildern, daß ein anspruchsloser Forscher, welcher der Landleute Gemüthsart ergründen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sagen und Ueberlieferungen studiren will, nicht leicht einen bequemeren Ort finden kann, als das Bad zu Schalders, wogegen ein anderweitiger Tourist, der sich um das Bauernvolk weniger kümmert und sich von städtischem Wesen und Umgang nicht leicht losdenken kann, hier sich immerhin etwas einsam finden dürfte.

XI.

Auf dem Gardasee.

Oktober 1874.

Daß der Wanderer in diesem Herbste auch bis an den Gardasee gekommen sei, wird wohl kaum bestritten werden; aber die näheren Nachweise zu liefern, die kleinen, mitunter recht angenehmen Erlebnisse zu schildern, welche ihm zu Torbole, Arco und Riva entgegenkamen, dazu fehlt jetzt leider die Zeit. Es bleibt daher nichts übrig, als die guten Freunde, welche auch über jene Orte und Gegenden einigen Aufschluß erwarten, auf die Zukunft, etwa auf den nächsten Herbst zu vertrösten. Heute versuchen wir nur eine Fahrt auf dem Gardasee zu beschreiben.

Wir fuhren also am kühlen Sonntagsmorgen aus dem Hafen von Riva in den See hinaus. Das Verdeck des Dampfboots, welches San Marco hieß, bot gar nichts Auffallendes, was mich fast hätte ärgern können. Der Capitän, der Contabile (Rechnungsmeister) und der Steuermann waren hübsche, gutgekleidete Männer, die Schiffsleute verrichteten ihre Pflichten mit Höflichkeit, die Fahr=

gäste, die sich noch unbekannt waren, schenkten einander wenig Aufmerksamkeit, desto mehr aber der Gegend. Diese ist eigentlich ganz scheuslich. Auf der rechten Seite starren uns entsetzliche Felsenmauern an, mehrere tausend Fuß hoch, fast ohne Gras und Kraut, ohne einen Fußsteig oder Felsenpfad, der etwa zu einer heimlichen Sennhütte oder einer Sennerin führen könnte — alles kahl, dürr und öde, unbewohnt und unbewohnbar. Auf der linken Seite ziehen sich etliche Stunden lang die Hänge des Monte Baldo hin, die zwar nicht so mauerartig wie die Berge des rechten Ufers, aber dem Menschen doch auch nicht zugänglich sind. Man könnte glauben, auf einem weltentlegenen Bergsee zu schiffen, in jenen steinernen Wüsteneien, wo aller Pflanzenwuchs aufgehört hat und nur noch Murmelthiere und Jochgeier daran erinnern, daß diese Welt eigentlich für lebende Wesen erschaffen ist. Ueberdieß erschienen jetzt, da die Sonne noch hinter den Bergen weilte, Land und See auch ganz grau und farblos.

„Der Starnbergersee ist doch schöner!“ sprach da hinter mir eine bajuvarische Stimme, die bisher noch nicht erklungen war. Ich drehte mich und sah einen frischen Studio, der mich anzulächeln begann, denn eigentlich waren wir uns nicht ganz unbekannt, obgleich mir sein Name noch immer nicht einfallen will.

„Ah, Herr Landsmann,“ sagte ich, „so weit von Hause und ganz allein!“

„Ich bin auf einer Bildungsreise nach Italien begriffen.“ —

„Fragt sich nur, ob Sie die Italiener, oder ob diese Sie bilden sollen?“

„Vielleicht geht's gleich auf," entgegnete der Landsmann lachend „Aber der Starnbergersee ist schöner!"

„Ja, wenn dieser nicht einst Benacus geheißen, wenn ihn nicht Virgil besungen, wenn dort zu Garda nicht Kaiser Ortnit Hof gehalten hätte."

„Ah bah," entgegnete der Student, „der Starnberger hat früher auch Würmsee geheißen, ist schon von den besten Münchener Dichtern besungen worden, in der Reismühle ist Kaiser Karl geboren und auf dem Karlsberg bei Leutstetten hat er Hof gehalten. Drum sag' ich auch zum drittenmal: der Starnbergersee ist viel schöner. Wo ist hier Berg und Protzenhausen, wo sind die schönen Dörfer und Landsitze rechts und links, die tapferen Brauhäuser zu Tutzing und Bernried, die edle blaue Zugspitze im Hintergrund? Diese wälschen Steinwände füllen mein Herz nicht aus."

Wenn man alles hinwegdenkt, was man hier hinzuzudenken hat, so mochte der Studio von unserem damaligen Standpunkt aus vielleicht nicht ganz Unrecht haben.

Da waren wir aber vor Limone angekommen. Ein kleiner Flecken dehnt sich am Ufer hin, das eigentlich nur ein Bergschlipf ist, ganz eingeklemmt zwischen den Felsenmauern, so daß er nur vom Wasser aus zugänglich. Hier beginnen die Citronengärten des Gardasees, die Cultur der Agrumi, die einst die Quelle großen Reichthums war, aber jetzt seit vielen Jahren durch eine Krankheit der Bäume fast ganz zu Grunde gegangen ist Diese Gärten bilden eine ununterbrochene Reihe und ziehen amphitheatralisch bis zu den Felsenwänden hinauf. Jeder besteht aus einer Anzahl steinerner, schneeweißer Stengel oder

Stifte, über welchen hölzerne Latten liegen. In den Räumen, die sich zwischen diesen Pfeilern aufthun, wachsen die Bäume. Im Winter werden jene Gemächer oben mit Brettern, vorne mit Glasfenstern geschlossen. Von der Ferne betrachtet sehen diese Gärten fast aus wie über einander stehende Kirchenorgeln.

Hier hatten wir einige Fahrgäste abzugeben und andere aufzunehmen. Unter den letzteren war auch eine ländliche Dirne von Tremósine. Dieser Ort ist die nächste Station, wo das Dampfboot anhält, liegt aber nicht am See, sondern hoch oben an der Wand. Am äußersten Rande des Felsens erscheinen da einige weiße Häuser und ein anspruchsloser Kirchthurm. Man meint, die Einwohner, die an dem fürchterlichen Abgrunde gerade oberhalb der Seefläche wohnen, müßten an beständigem Schwindel leiden, aber sie sollen ganz wohlauf sein und rückwärts, wo das Gebirge sich abdacht, allerlei Weinberge, Wiesen und Felder besitzen.

Die Tremosinerin trug ihr dunkelgrünes Feiertagsgewand, zeigte schwarze Augen und weiße Zähne, war auch nicht unzierlich gebaut. Die Wasserkräfte ihres Hochlandes schien sie aber für ihre Waschungen nur selten in Anspruch zu nehmen, denn sie ließ selbst heute, am Sonntag, über ihrem freundlichen Gesichtchen eine bräunliche Lasur erkennen, die den gewöhnlichsten Reinigungsmitteln unschwer gewichen wäre. Sie setzte sich übrigens auf die Bank und blickte vergnügt in die Welt hinaus.

„Schau, der Grünspecht ist zwar etwas angeraucht, aber sonst nicht übel!“ sagte der Studio. „Da könnte man leicht Italienisch lernen; ein Brösel kann ich schon.“

Er setzte sich grüßend zu ihr und gab ihr von seinem Hut ein Sträußchen Edelweiß; sie reichte ihm von ihrem Busen eine Nelke. Somit war ein guter Grund gelegt und die Gelegenheit, zwischen Freundschaft und Liebe auch ein bischen Italienisch zu lernen, schien sehr günstig, denn die übrigen Fahrgäste des zweiten Platzes waren meist ältere Leute, Wein- und Früchtenhändler, die von ihren Geschäften sprachen und auf das junge Pärchen wenig achteten. Um nicht zu stören, gieng ich langsamen Schrittes auf dem Verdecke hin und her, die wälschen Steinwände betrachtend. Als ich wieder einmal an der italienischen Lection vorüberkam, zog die Lehrerin eben ein niedliches Döschen aus der Rocktasche und bot ihrem Schüler eine Prise an. Letzterer schien etwas verblüfft über diesen Liebesdienst, griff aber doch herzhaft zu und hob eine Portion heraus, wie wenn er sich für wochenlange Entbehrung schadlos halten wolle. Leider hatte er aber seine Kräfte nicht unerheblich überschätzt, denn der Bresil war kaum in seine Nase geschlüpft, als er in ein welterschütterndes Niesen ausbrach, welches seine junge Freundin mit einem ausgelassenen Gelächter begleitete. Doch suchte sie bald durch einige sanfte Schläge auf den Rücken ihres Verehrers dessen Gleichgewicht wieder möglichst herzustellen und benahm sich überhaupt bei dieser Krisis ungemein wohlwollend und theilnehmend.

Daran wäre etwa die Bemerkung zu knüpfen, daß nach glaubwürdigen Angaben die Landmädchen dieser Weltgegend fast sämmtlich dem Schnupftabak ergeben sind und daher auch zur Arbeit wie zum Spiele kleine Dosen mit sich führen. Die Walserinen in Vorarlberg haben sich

dagegen für Cigarren und Pfeifen entschieden. Es bleibt dahingestellt, welche Uebung dem weiblichen Ideale mehr entspricht — ob man sich die Venus von Medici leichter mit einer Cigarette im Mund oder mit einer Prise in der Nase denken könnte.

Nach jener Prüfung nahm der Sprachunterricht einen neuen Aufschwung. Schüler und Lehrerin zeigten sich ungemein verträglich. Wenn sie etwas sagte, antwortete er immerdar mit einem freundlichen „Si, si" — wenn er etwas sagte, gab sie die gleiche Erwiderung. Eine Verneinung kam nie zu Stande. Ich besorge daher leider, daß keines ein Wort des andern verstanden hat. Auf seiner Seite ist dieß leicht zu entschuldigen, denn die Mundart von Tremosine hat ihre Eigenthümlichkeiten, die man nur in Tremosine versteht.

Nunmehr fuhren wir aber vor diesem Dorfe an, d. h. nicht vor dem Dorfe, welches, wie schon beschrieben, in schwindelnder Höhe oben am Felsenrande steht, sondern vor der Haltestelle unten am See, wo eine kleine Lände, nämlich ein paar steinerne Stufen angebracht sind. Daneben zeigt sich ein dach- und fensterloses Haus, früher wahrscheinlich zum Schutz vor Sonne und Regen erbaut, jetzt ganz verlottert wie ein verfallener Chan im Orient. Der Fußsteig, der dort hinaufführt, wo die weißen Häuschen in der Morgensonne leuchteten, verliert sich bald in den steilen Klippen und soll fast lebensgefährlich sein.

Jetzt mußte freilich auch die italienische Stunde zu Ende gehen. Die junge Lehrerin erhob sich, gab ihrem Schüler noch eine fröhliche Patschhand, sprang aus dem Schiff und auf die Lände, winkte noch einmal und ver-

schwand. „Addia, Addia!“ rief der Student mit lauter Stimme fünf- oder sechsmal, so lang er sie noch sehen konnte und so kräftig, daß die alten Wein- und Früchtenhändler zu lächeln begannen. Dann kam er munter zu mir heran und sagte mit Selbstgefühl: „Das hat sich gut gemacht! Die Italienerinnen lassen auch mit sich reden!“

„Aber warum riefen Sie denn immer Addia, Addia — Addio wäre vielleicht besser gewesen.“

„Meinen Sie wirklich?“ entgegnete er mit leichtem Spotte. „Bei uns draußen schreit freilich alles Bravo, ob es ein Sänger oder eine Kunstreiterin ist; aber der eigentliche Italiener macht einen Unterschied, und wenn er ein Frauenzimmer meint, so weiß er wohl, daß er Brava zu schreien hat. Mit Addio und Addia ist's aber derselbe Fall.“

Dagegen hätte sich zwar einiges erinnern lassen, allein um keinen Streit zu erheben, dankte ich für die Belehrung, versprach sie im Gedächtniß zu behalten und bei erster Gelegenheit den besten Gebrauch davon zu machen.

Bald nach dem Abschied von der Tremosinerin fuhren wir an Campione vorüber. Diesen Namen führt ein hübsches Schlößlein, welches einsam auf grünem Wiesenplan zwischen Cypressen, Weingärten und Oelbäumen steht. Der Grund ist wieder nur eine Anschwemmung, welche die Gießbäche des Winters vor unfürdenklichen Zeiten hier abgelagert. Uebrigens ist auch hier nur die Seeseite zugänglich — rechts und links und rückwärts starren unwegsame Felsenwände empor, so daß das kleine Eden, wie eine Insel und wie Limone, nur zu Schiff erreicht werden kann.

Endlich, etwa sechs Stunden von Riva, treten die wälschen Steinwände mehr und mehr zurück und es zeigt sich dafür rechts und links ein freundliches grünes Gestade, an dem die stattlichen Ortschaften und die zierlichen Landhäuser, namentlich aber die Citronengärten, fast ununterbrochen hinlaufen. Dem Strand entlang zieht sich auch eine schöne Straße, die bei Gargnano anhebt und ins Idrothal oder nach Brescia führt. Auf dem leicht bewegten Wasser wiegten sich zahllose Schiffchen mit Flaggen, mit Segeln und mit Rudern. Die Sonne, die jetzt über den Monte Baldo heraufgekommen war, goß ihren Glanz auf die hesperische Landschaft und glitzerte in Millionen kleiner weißaufschäumender Wellen. Nunmehr, nach dieser erfreulichen Veränderung, meinte der Münchener Studio, lasse sich der See mit dem von Starnberg wenigstens vergleichen, aber ob er schöner sei, das bleibe doch dahingestellt.

So kam denn zuerst Gargnano heran, ein größerer Ort und Hafenplatz, mit dem Albergo al Cervo, einem Caffè antico (doch nicht aus den Römerzeiten?), mit drei Kirchen uud einem schönen Palazzo, der einem Grafen zu Brescia gehört. Dann erschien Toscolano, dann Maderno, wo eine alte, romanische Basilica mit der bekannten, gemauerten Thurmspitze am Ufer steht. Schade, daß wir sie nicht von innen sehen konnten! Jetzt beginnt auch das südliche Ufer sichtbar zu werden. Bisher war es so gut wie nicht vorhanden und streckte uns aus weiter Seeferne als Wahrzeichen nur eine bleiche Bergnase entgegen, die bei Manerba sich erhebt. Jetzt dagegen sahen wir das Hügelland, in welchem Desenzano, das Vorgebirge, an

dem die Grotte des Catullus, und den Bergbuckel, auf welchem Peschiera liegt.

Und nunmehr biegt das Schiff in eine grüne, volkreiche Bucht ein und wir dampfen in deren Winkel, wo das freundliche Salò liegt, welches früher ein Flecken, ein Paese war, vor einigen Jahren aber, gleichzeitig mit unserem Rosenheim, zur Stadt erhoben worden ist und gegen fünftausend Einwohner zählen soll.

Wahrscheinlich sind viele der gütigen Leser in der Lage, von der Stadt Salò noch nie gehört zu haben. Diese Lage war auch vor kurzem noch die meinige. Ich gestehe, daß jener Name, ehe ich heuer die Gestade des Gardasees befuhr, nie an mein Ohr geklungen, und ich glaube daraus die Wahrnehmung abziehen zu können, daß es in der Welt viele hundert, ja viele tausend niedliche und gar nicht unbedeutende Städtlein geben mag, „von denen niemand nichts weiß."

Salò also, welches jetzt zum Königreich Italien gehört, empfängt uns mit allem Glanz einer italienischen Provincialstadt. Hier ist ein schöner Port, in dem eine ganze Kriegsflotte Raum hätte, und ein Hafenplatz voll Ansehen und Würde. Rechts und links stehen stattliche Gebäude, welche dem öffentlichen Dienst gewidmet sind. Uebrigens enthält Salò nicht nur, wie ich selbst gesehen, ein Tribunal und eine Prätur, ein Postamt, eine Dogana und ein Findelhaus, sondern wahrscheinlich auch ein Rentamt, ein Forstamt, eine Buchhandlung (?), eine Leihbibliothek (?), mehrere photographische Ateliers und andere nützliche Anstalten dieser Art.

Die Ankunft des Dampfbootes, welche um halb zehn

Uhr stattfand, schien mit Spannung erwartet zu sein; denn da der sonntägliche Gottesdienst schon vorüber war, bot sie eigentlich das einzige Material zur Ausfüllung des langen Vormittags. Zwar fanden sich weder Schuljugend oder Festjungfrauen, noch der hochwürdige Clerus zu unserem Empfange ein, aber sonst war alles auf dem Hafendamme, was das wohlbevölkerte Saló zu dieser Stunde erübrigen konnte, Signori, Signore und Signorine, alle in feiertäglichem Gewande, letztere beide Gattungen von feinen schwarzen Schleiern umschwebt, auch zierlich aber einfach frisirt und nicht mit jenen garstigen Knäueln von Leichenhaaren belastet, wie sie jetzt noch die deutschen Frauen auf ihre germanischen Häupter setzen, obgleich mancher der verheiratheten Helden von Anno Siebenzig auch die Gattin von der Pariser Sclaverei befreit zu haben glaubte. Daß sich überdieß ein großer Haufe dienstbaren Volkes eingefunden, um sich um Mäntel, Koffer, Reisesäcke zu raufen, braucht nicht gesagt zu werden. Glücklicherweise hatte ich nur ein kleines Portemonnaie bei mir, welches ich selber tragen konnte.

Nach herzlichem Abschied von meinem Münchener, der also tiefer in Hesperien eindringen wollte und deßwegen mit dem Dampfer nach Desenzano fuhr, sprang ich an's italienische Land. „Al Gambero! Alla Sirena?“ (Zum Krebs? Zur Sirene?) riefen die Herbergsherolde, die am Hafen auf die Ankömmlinge gewartet. Ach, sagte ich zu mir selber, gehen wir zum Krebs. In Donauwörth ist auch einer und man muß die vaterländischen Erinnerungen in Ehren halten.

Ich hatte meine Wahl kaum kundgegeben, als schon

ein strebsames Männchen zur Hand war, welches mich unter freundlichem Geplauder über den Hafenplatz führte. Rechts winkte zwar in großen Buchstaben Vino buono, links glänzte das Caffè del rinascimento (Kaffee der Wiedergeburt), allein für jenen schien's zu früh, für dieses aber zu spät und so widerstand ich mit leichter Mühe, obgleich ich nicht ungern gesehen hätte, wie sich die wiedergeborenen Kaffeehäuser des jungen Italiens von innen ausnehmen.

Wir giengen durch eine lange, nicht gar breite, aber reinlich gehaltene, mit gutem Trottoir versehene Straße, an welcher lauter italienische Häuser standen. Diese sind zwar schon oft und von den namhaftesten Autoren beschrieben worden, allein da die Beschreibung so kurz gehalten werden kann, daß sie niemanden ermüdet, so mag sie hier wohl noch einmal versucht werden. Jene sind also drei Stock hoch, vier oder fünf Fenster breit und ziemlich flach mit Hohlziegeln eingedeckt. Die Thür- und Fensterrahmen sind von Stein. Die Farbe ist gewöhnlich etwas gelblich und etwas schmutzig, was dem Auge gleichwohl zuträglicher ist, als blendendes Weiß. Der Theil, an welchem Erziehung, Unterricht und Fortschritt am meisten zu bessern hätten, sind aber unbedingt die Fensterläden. Diese werden lange nicht so hoch gehalten, wie sie es verdienen und entweder gar nicht oder nur alle hundert Jahre einmal angestrichen. Daher hängen sie nachlässig, verwittert, schwarzbraun an den Häusern. Wenn das wiedergeborene Italien mehr Oelfarbe spendiren wollte, namentlich von jener grünen, die doch eigentlich die characteristische seiner Tricolore ist, so würden sich alle diese Nestchen un-

gleich freundlicher darstellen und dem nordischen Touristen ungleich einladender erscheinen.

Endlich — denn, wie gesagt, Saló ist zwar nicht sehr breit, aber ziemlich lang — endlich bogen wir um eine Ecke und betraten einen freien Platz, der auch wieder in den See auslief. Ueber meinen Häupten wiegte sich in der Morgenbrise ein rothgesottener Krebs, ein aus Blech geschnittenes und dauerhaft bemaltes Reptil, welches, gerade wie die Schilde der deutschen Herbergen, an einem langen Stiel in den Lüften schwebte. Als ich eintrat, war das Männchen, das mich daher geleitet, ohne eine Hand aufzuheben, verschwunden, was mich als ein Zug edler Uneigennützigkeit fast rührte; dagegen erschien Herr N. N., der Gastwirth, in reinlichster Sonntagstoilette, rückte sein Mützchen und theilte mir mit, daß er sich sehr freue, mich unter seinem Dach zu sehen und zwar um so mehr, als heuer wenig Fremde um die Wege seien; das menschenreiche Germanien scheine seine besten Söhne noch nicht losgelassen zu haben u. s. w., worauf ich, um zu trösten, die Vermuthung äußerte, daß sie alle schon echelonartig hinter mir stünden und nächstens in hellen Haufen über den Gardasee hereinbrechen würden. Diese Weissagung erzeugte ein freundliches Lächeln auf seinem bräunlichen Gesichtchen, welches ein schwarzer Schnurrbart zierte.

Diese neueren Hôtels am Gardasee, in Arco bei Gebrüder Tappainer*) und zum Oelbaum, in Riva zur

---

*) Um auch diese Sonntagsfahrt nicht ohne ein onomatologisches Blümchen zu lassen, wollen wir nur bemerken, daß der nicht seltene Name Tappainer, Tappeiner, welchen auch ein namhafter Arzt zu

Sonne und zum Garten, hier in Saló zum Krebs und wahrscheinlich auch andere, die ich nicht kennen gelernt, bieten alle ein sehr einladendes Aussehen. Breite, steinerne Treppen mit eleganten Geländern, helle, hohe Treppenhäuser, große, lichte Vorplätze mit Säulen und Arcaden, geräumige, mit Bildern und Vorhängen geschmückte Speisesäle, alles nach Möglichkeit bemalt oder mit Blumen und südlichem Gesträuch in eigenen Töpfen verziert — dies bildet ein Ganzes, welches das Auge viel freundlicher anspricht, als die düstere Gothik der alten, ehrwürdigen, aber etwas finsteren Wirthshäuser in Deutschtirol. Und wie Hesperiens Oelbäume ewig grün, so sind auch seine Tischtücher und Servietten ewig frisch und weiß, ohne die bekannten Fettlagunen, in denen die frommen Fliegen schmausen, ohne die rothen Kränze, welche die Weingläser zurücklassen und andere historische Spuren der Vorgänger, welche in Deutschtirol mit so viel Pietät erhalten werden.

Die Farben der Tünche in den Treppenhäusern, den Vorplätzen und den Gängen sind heiter und glücklich gewählt; wenn die enchorischen Maler aber an die Figuren, an die Menschen und Thiere gehen, glaubt man gleichwohl

---

Meran führt, aus dem Vinschgau stammt, wo sich bei Schlanders der Weiler Tappein findet. Von den Bajuvaren wird jener Name natürlich Tapp' einher (herein) gedeutet, was aber unrichtig, denn er ist romanischen Ursprungs. Vor hundertfünfzig Jahren schrieb man ihn, wie das Schalderer Badebuch ausweist, richtiger als jetzt, Depeyner. Daraus erhellt, daß der Weiler Tappein früher Depein, noch früher — zur romanischen Zeit — (val) de pino geheißen hat und also Tappeiner mit Fichtenthaler zu übersetzen wäre.

zu finden, daß weiland Raphael und Michael Angelo am Gardasee keine Schule hinterlassen haben.

Im hellen Speisesaale zu Salò prangen verschiedene Bilder, darunter auch das Viergespann der Befreier, Victor Emmanuel, Cavour, Garibaldi und Napoleon III. Pio Nono, der früher ebenfalls mitgethan, hat sich später bekanntlich zurückgezogen und dieser Ehre unwürdig gemacht. Außerdem sind noch Plane des Nildelta's, des Suezcanals und anderer warmer Gegenden aufgehängt, was mir jetzt, nachdem in letzter Zeit so viel vom kalten Nordpol zu lesen war, fast wie eine angenehme Abwechslung erschien.

Ein reicher Bankier aus Mailand hatte sich mit seiner Gattin ein lucullisches Mahl auftragen lassen; ich dagegen, der ich nur als Vorläufer der herandrängenden Germanen gelten wollte, ließ mir nach dem Beispiel Johannes des Täufers, der ja auch ein Vorläufer war und sich von Heuschrecken und Honigwaben nährte, nur Manzo mit Peveroni auftischen. Ersteres, welches man auf deutsch Rindfleisch nennt, war weich und saftig; letztere, die Peveroni, sind eine hier sehr beliebte Frucht, ein billiger Ersatz der englischen mixed pi kles, bitter, sauer und scharf, enthalten also alle Eigenschaften, welche ein Christenmensch, der jetzt ungerupft durch die böse Welt kommen will, eigentlich besitzen soll — Eigenschaften, welche ich mir längst gern beigelegt hätte, wenn mich nicht meine Herzensgüte daran verhinderte. Für solche Leser aber, welche jetzt schon ausrechnen wollen, was sie ein künftiges Frühstück im Krebs zu Salò etwa kosten möchte, sei bemerkt, daß auf der Rechnung, welche mir schriftlich übergeben wurde, der oder das Manzo zu fünfundsiebzig Centesimi, der Wein,

die halbe Flasche, eben so hoch, die Peveroni aber zu fünfunddreißig angesetzt waren.

Nach genossenem Frühstück erhob ich mich neugestärkt, um die andern Merkwürdigkeiten Salò's zu besehen. Ich gestehe nämlich, daß ich auch den Gambero zu diesen rechne, da mir hier im Winkel des Benacus, dem deutsche Kunst und Wissenschaft, dem die Schweiz und der Rheinstrom, die theuern Hochschulen der Hotellerie so ferne liegen, das feine und anständige Gasthaus geradezu merkwürdig erschien. Zu den andern Memorabilien läßt sich aber vor allem eine eherne Statue des heiligen Carolus Borromäus zählen, welche im Jahr 1837, weil er die Stadt vor der Cholera beschützt hatte, neu hergestellt worden ist. Nachher kam ich an dem Findelhause vorbei und später besuchte ich auch die Pfarrkirche, einen hohen Bau, dessen gothisches Gewölbe auf rothen Marmorsäulen ruht. Hier wurde für etwa dreißig Knaben Christenlehre gehalten, nach deren Ende dieselben in einen herzzerreißedn.n Gesang ausbrachen. Dieser nöthigte mich zur raschen Flucht, worauf ich dicht an der Kirchenthüre, auf der obersten Stufe der Freitreppe, etliche andere Jungen mit Nüssen alle boccie spielen fand. Nach ihrem munteren Geschrei schien diese Gattung zwar sehr gut aufgelegt, aber es war doch schwer zu erklären, daß die Rangen keinen gelegeneren Spielplatz hatten finden können, als vor der Pforte ihres Domes, in dem die andern ihre zermalmenden Psalmen sangen.

Uebrigens war auf diesen Wanderungen durch die Gassen zu bemerken, daß nur die beiden Plätze, die wir erwähnt, in den See münden, während alle andern Häuser und Häuschen, die am Gestade stehen, gegen das Wasser

zu mit blumenreichen Gärtchen geziert sind, aus deren Rebenlauben zuweilen eine Cypresse ragt. Wenn man diese Gärtchen beseitigte, wäre nach der ganzen Länge des Ortes ein herrlicher Quai anzulegen, was freilich leichter zu sagen als auszuführen ist.

Um nun auch der Einwohner mit einigen Worten zu gedenken, so gehören die Salobianer zur arischen Race und sind insoferne von ihren germanischen Nachbarn nicht wurzelhaft verschieden. Ihre Gesichter habe ich gleichwohl sonst nirgends gesehen — eine Wahrnehmung, die vielleicht anfangs auffällt, aber bei näherem Nachdenken wohl richtig erscheinen wird. Das weibliche Geschlecht, sagt Schaubach, steht im Rufe der Schönheit, was sich aber vielleicht nur bei längerem Aufenthalte erproben läßt Nicht unangenehm wirkt die Seltenheit der Brillen, die wohl daherrührt, daß man sich hier zu Lande die Augen nicht durch übermäßiges Lesen verdirbt. Ihre unbewaffneten Angesichter lassen aber den Italienern gar nicht übel, wie denn überhaupt die Welt, namentlich die deutsche, nicht schöner geworden, seit sie, namentlich die weibliche, fast ausnahmslos blaue Augengläser trägt.

Endlich, um die letzte halbe Stunde vor der Ankunft des Dampfboots auszufüllen, gieng ich auch in das Caffè der Wiedergeburt, welches mir seines vielverheißenden Namens wegen so anziehend erschienen war. Dort sind fünf oder sechs italienische Zeitungen zu finden, in denen ich mit Vergnügen herumblätterte. Zwei oder drei derselben enthielten Feuilletons, und diese Feuilletons enthielten Novellen, welche aus unserer Sprache, will sagen aus dem Deutschen übersetzt waren. O, welch süße Verbrüderung

der Völker! Auch der „Pasquino“ war zur Hand, welcher sicherem Vernehmen nach als erstes Witzblatt der Nation erachtet wird. Diesen studirte ich mit großem Eifer, um zu sehen, wie weit es die wiedergeborenen Italiener in der Kunst des Witzes gebracht. Nach reiflicher Prüfung glaubte ich aber gleichwohl dem „Kladderadatsch“ den Vorzug geben zu dürfen.

Nachgerade war es drei Uhr geworden und nunmehr fuhr auch bald der Dampfer heran, der mit vielem sonntäglichem Volke von Desenzano kam. Auf dem Verdecke spähte ich zuerst emsig umher, ob nicht wieder eine Tremosinerin an Bord — allein das gewünschte Exemplar war in dem vollen Schiffe nicht herauszufinden. So setzte ich mich denn zu einem ältlichen Franciscaner aus Arco, der in den Verhältnissen der Gegend sehr bewandert schien, viele neugierige Fragen sehr belehrend beantwortete und überdieß ein sehr gutes Italienisch sprach, so daß ihm die schönste Tremosinerin, was Verständlichkeit betrifft, nicht die Schuhriemen hätte auflösen dürfen.

Auf diese Weise kam ich mit angenehmster Unterhaltung wieder im Hafen von Riva an und damit war die Sonntagsfahrt zu Ende.

XII.

Aus dem Trentino.*)

2.

Mai 1875.

Nicht leicht wird ein deutscher Wanderer in die alte und vornehme Stadt Trient kommen, ohne mannigfach angeregt zu werden. Der ehrwürdige Dom, das wehrhafte Bischofsschloß, Sta. Maria Maggiore, wo das Concil gehalten wurde, die verschiedenen Sammlungen im Rathhaus, wo der etruskische Wassereimer aus dem Zimmersthal und der etruskische Opferschlüssel aus dem Nonsberg, deren geheimnißvolle Inschriften uns Prof. Corssen leider vergeblich zu erklären versuchte — diese und andere Merkwürdigkeiten können den Tag des Pilgers sehr angenehm und belehrend ausfüllen. Wer jetzt ferner jene Gasse hinanschlendert, deren Namen mir nicht mehr einfällt**), der findet den Buchladen des Herrn Merli und in seinem Schaufenster

*) Vrgl. oben Capitel V. S. 86.

**) Nach neueren Forschungen dürfte es die Contrada Oriuola sein.

eine „Carta corografica del Trentino“, d. h. nicht jenes Exemplar, welches ich jüngst für sechzig Kreuzer erworben habe, sondern wahrscheinlich mehrere andere. Dieses Trentino ist, wie hier schon mehrfach besprochen worden, eine Landschaft, welche Herr Prof. Frapporti, der Trentiner, vor fünfunddreißig Jahren erfunden, umschrieben und dann auch, wie ein zweiter Crispinus, mit anderer Leute Hab und Gut recht freigebig ausgestattet hat. Diese Landschaft begreift aber nach seinem Entwurfe nicht allein das Stadtgebiet von Trient, nicht allein ganz Wälschtirol, sondern auch die deutschen Gauen, Thäler und Höhen, welche sich den Eisack und die Etsch entlang bis zu den beschneiten Zinnen der Centralalpen erstrecken und bei erster Gelegenheit wieder mit dem italienischen Mutterlande vereinigt werden sollen. Vorderhand nennt man übrigens im täglichen Gebrauch nur jenes Land Trentino, welches bisher Wälschtirol oder Tirolo italiano hieß; dieser letztere, plötzlich verhaßt gewordene Name ist dagegen dem Untergang geweiht.

Die feurigen Patrioten des Trentino, die leider meist deutscher Abkunft sind, und ihre Bundesgenossen auf italischem Boden bemühen sich nun schon seit lange, dem weisen Europa ihren Honigseim in den Mund zu streichen und es an ihren erhabenen Gedanken zu gewöhnen, auf daß, wenn einmal die Thaten den Worten folgen und die italienischen Heere siegreich vor Wien liegen, das deutsche Trentino mit derselben Leichtigkeit an Italien falle, wie Elsaß und Lothringen wieder an das Deutsche Reich gefallen sind. Die besagten Patrioten und ihre Bundesgenossen genießen dabei eine Art Narrenfreiheit, denn so

herausfordernd ihre Ansprüche auch sind, so gibt doch niemand auf sie Acht und sie kommen nur hie und da in einer österreichischen Militärzeitschrift, in der übrigen deutschen Presse aber nie zur Würdigung.

Schon damals, nämlich vor fünfunddreißig Jahren, wurde auch eine Karte dieses Landstrichs entworfen, in welcher aber die vielen unitalischen Ortsnamen des oberen, d. h. des deutschen Trentino, sich noch wie giftige Unkräuter im Weizen ausnahmen. Frapporti zeigte sich zwar gewandt genug, um Bruneck in Brunopoli und Mühlbach in Milbacco umzusetzen, aber vielen anderen Namen wußte er nicht beizukommen und es blieb daher im deutschen Trentino eine Menge störender Barbarismen stehen. Im Jahre 1873 gab zwar Herr Libero Liberi in Mailand seine „Italia esposta agli Italiani“ heraus, allein da wir dieses Manifest, welches namentlich die künftige Gränze feststellt, nie vor Augen gehabt, so können wir leider nicht sagen, ob es auch in dieser Richtung „gemacht“ hat. Jedenfalls ist der große Wurf nunmehr gelungen und das ganze Trentino gesäubert. Herr Dr. Francesco Vallardi zu Mailand hat das Kunststück durchgeführt und seinen Namen dadurch den ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben. Es ist jetzt jedes Zeichen verwischt, daß in Bozen, Meran und Brixen vormals deutsch gesprochen wurde oder, wie einige behaupten, noch heutzutage gesprochen wird. Finstermünz heißt jetzt Finisterre, was wohl andeuten soll, daß für die Mailänder dort, wo das Trentino aufhört, auch die Welt zu Ende geht. Lichtenberg heißt Montechiaro, Lebenberg Castelleone, Haselburg Castellavellano, Rabenstein Montecorvo, Sprechenstein Pietra

parlante, Antholz Antolza, Niederndorf Villabassa u. s. w. (Frau Emma Höllensteiner daselbst wird wahrscheinlich, wenn einmal die Familiennamen an die Reihe kommen, zu einem Lapis infernalis werden.) Hätte mich der Verfasser bei seiner Arbeit zu Rathe gezogen, so wäre ich allerdings im Stande gewesen, ihm mit meinen geringen Kenntnissen unter die Arme zu greifen und ihm stellenweise ein besseres Italienisch vorzuschlagen. Glurns z. B. würde ich nicht mit Glorenza, sondern, da es von colurnes, Haselstauden, kommt, mit Colurnia übersetzt haben. Warum ist denn aus Durnholz Durnoglia geworden und nicht Bosco secco? Warum aus Trostburg Trosburgo und nicht Borgo di consolazione? Gossensaß übersetzt der Verfasser mit Gocciamonte, was Tropfenberg bedeutet und vielleicht gar eine mißliebige Anspielung auf die Einwohner enthalten könnte, während sich diese doch im vorigen Herbst durch freudige Begrüßung der deutschen Philologen, wobei auch die Mädchen die Tücher schwenkten, rühmlich hervorgethan haben, und Gossensaß überhaupt recht angenehm mit Gotopoli wiedergegeben werden kann, denn es ist ja doch nicht mehr zu läugnen, daß der Name so viel als Gothensitz besagt. Für die Höhen scheint Herr Dr. Vallardi ganz andere Karten als die uns bekannten benützt zu haben, denn die meisten seiner Bergnamen sind sehr schwer unterzubringen. Wer ist z. B. der Monte Assassino, den er zwischen Passeier und Sarnthal einstellt? Vermuthlich ein Nörder- (Nord-)berg, den Herr Vallardi für einen Mörderberg angesehen.

Ganz einsam und allein, leichtsinnig übersehen und unübersetzt, steht in dem weiten Gebiete nur noch das bar-

barische Kuppelwies im Ultenthale. Wozu diese Schonung, die niemand erbeten hat? Warum nicht einfach und geschmackvoll: Prato della cupola?

So schreiben sie denn Zeitungsartikel, Broschüren, Bücher (nur keine gründlichen), übersetzen ganze Länder, malen Schul-, Wand- und Reisekarten, stappeln unerklimmbare Papierhaufen auf und wir nehmen nicht die geringste Notiz davon. In so fern kann man den Italienern wohl nachsagen, daß sie die Sache viel ernster und würdiger behandeln als wir, die über die ganze Geschichte immer nur scherzen und lachen.

So gern die gebildeten Trentiner den lebendigen Deutschen ihre gentilezza zeigen, so leicht kann hier ein todter in die Lage kommen, verschiedene Verdrießlichkeiten und ungastliche Rohheit erleben zu müssen. Wenn nämlich unsere berühmtesten Staatsmänner, Helden, Maler und Dichter in Trient versterben und einen deutschen Grabstein verlangen würden, so müßten sie sich wieder über die Sprachgränze bis nach Salurn herausfahren lassen, weil auf dem Friedhof zu Trient keine deutschen Inschriften mehr geduldet werden. Brixen, das doch auch eine alte Bischofstadt ist und zur Erbauung, Belehrung und Erheiterung der Christenheit jetzt gewiß nicht weniger beiträgt als Trient, besitzt ebenfalls einen Friedhof, auf welchem aber alle Sprachen, wenn sie überhaupt schreibbar sind, den freiesten Zutritt finden. Ganz unbehelligt steht dort z. B. das italienische Denkmal des ehrengeachten Oreste Sella, eines Ingenieurs, der am 3. September 1864, als er die Arbeiten an der Bahn besichtigte, von der Felsenhöhe herunter in den Tod stürzte. Man sieht auch nicht

ein, wie es andere gute und gebildete Leute ärgern sollte, wenn z. B. Herr Director Mitterrutzner dem centralafricanischen Prinzen Franz Xaver Logwit aus dem Stamme der Bari=Neger, welcher 1848 bei Gondokoro geboren, dort am 1. Juni 1855 getauft, „durch besondere Fügung Gottes" am 25. September 1863 zu Brixen angekommen und am 27. December 1866 allda gestorben ist, statt der deutschen Grabschrift, welcher diese Angaben entnommen sind, ein Denkmal in der Bari=Sprache gesetzt hätte, was um so leichter geschehen konnte, als jener libysche Linguist diese Sprache von seinem Zögling gelernt und in der Weger'schen Buchhandlung zu Brixen eine Grammatik derselben herausgegeben hat. Wie befangen die Italiener in solchen Sachen sind, war neulich zu vermerken, als ein gemäßigter und sonst sehr liebenswürdiger Trentiner entschuldigend die Meinung äußerte, jene Bestimmung in dem Friedhofstatut sei eben seinerzeit vorgelegt und von der höheren Instanz genehmigt worden, sei jetzt gegeben und müsse daher gehalten werden. Dieß ist schon möglich, aber wenn man den Paragraphus unten nicht in das Statut gesetzt hätte, wäre er sicherlich oben auch nicht genehmigt worden.

Man gibt sich jetzt in Trient viele Mühe, ein großes landwirthschaftliches Fest zu veranstalten, welches im nächsten Herbst gefeiert werden soll. Man erwartet dabei vor allem viele namhafte Kenner aus Deutschland, denen man sich gerne im Glanze tridentinischer Größe zeigen möchte. Aber es scheint doch zu bezweifeln, ob unsere wohlgenährten Wein=, Obst=, Forst= und Viehzüchter da unten vor den hagern Italianissimi als naive, hinterrücks belächelte Fest=

ochsen paradiren wollen, wo doch, wenn sie bei der Prüfung der feurigen Iseraweine etwas menschliches erleben und als Opfer der Einladung und der Wissenschaft ins bessere Jenseits wandern sollten, nicht einmal ein deutscher Grabstein ihr Andenken ehren und erhalten dürfte. So müßten denn die betrübte Wittwe, ihre Söhne und Töchter erst italienische Stunden nehmen, um das Epitaphium des Familienhauptes zu verstehen! Es ist zu hoffen, daß man viribus unitis den betreffenden Paragraphus noch vor dem Herbst aus dem Statut herausbringt und wenn dann unsere Wein-, Obst-, Forst- und Viehzüchter mit ihren Gattinnen und Töchtern, die vermöge ihrer Bildung und Lebensart sich vielleicht schon neben die Trentinerinnen stellen dürfen, recht zahlreich daherkommen, so müßte man die gute Gelegenheit auch benützen, um der alten Contrada Tedesca, die man vor wenigen Jahren aus nachbarlichem Nationalhaß in Contrada del Suffragio umgetauft, wieder in feierlicher Weise ihren ehrwürdigen historischen Namen zurückzuerstatten. Sollte der ungezogene Paragraphus nicht vorher schon geändert und wegen Wiederherstellung der Contrada Tedesca nicht das bündigste Versprechen gegeben werden, so wäre es wohl anständiger, wenn unsere deutschen Oekonomen auch ihren Nationalstolz herauskehren und den ganzen agrarischen Jocus den Wälschen überlassen würden.

XIII.

Im Pusterthal.

1.

Mai 1875.

Aus dem Tridentinum durch die wachsende Wärme jählings vertrieben, habe ich nun unter der lieblichsten Maisonne das Pusterthal näher betrachtet und viele angenehme Eindrücke aufgenomnnen. Es wird hoffentlich nicht weit gefehlt sein, wenn ich einige derselben zum Besten der reisenden Mitwelt, so gut ich's vermag, jetzt wiederzugeben versuche.

Zwar hab' ich es schon ziemlich abgetreten, „das Reich der Wunder und der Räthsel", aber wie ich fürchte, komm' ich eher los von Rom, als von dem einzigen Land Tirol. Allerdings haben mich gewisse, sonst sehr achtbare Landeszeitungen schon öfter freundlichst gefragt: ob ich mich nicht lieber anderswohin begeben, auch andere gefürstete Grafschaften, wie z. B. Habsburg, Kyburg, Pfirt und Görz mit meinem Besuch beehren wolle; allein wenigstens in Weinwirthschaften und Gasthäusern scheine ich noch immer

persona grata zu sein, und um Ostern bin ich von dem Männergesangverein zu Brixen sogar durch besonderes Anschreiben zu seinem Stiftungsfest und zur Eröffnung des Walthersaales eingeladen worden, was doch auch einige Beliebtheit voraussetzen läßt. Die gleiche Bedeutung wird dem gelungenen Ehrenmahl beizulegen sein, welches mir die edlen Herren von Meran vor zwei Jahren bereiteten — eine Erwähnung, die ich aber mehr meinem dankbaren Herzen als meiner Eitelkeit aufzurechnen bitte.

Da nun die üble Gewohnheit des Schreibens leider mit den Jahren immer zunimmt, so setze ich denn in Gottesnamen wieder an, um wieder „Lyrische Reisen" in die Welt zu schleudern.

Ob ich aber wieder den angenehmen Griffel finde, wie im dreiundsiebenziger Herbst, muß allerdings erst abgewartet werden. Auf die Wahl jenes Titels hat aber hauptsächlich ein zutäppischer „Verehrer" geführt, der vor kurzem etwas ungestüm fragte: „He, warum kommen denn keine Lyrischen Reisen mehr? Die waren lustig!" „Je nu!" sagt' ich etwas verlegen, „der lateinische Wirth vom Sulzberg, die Sonntagsfahrt auf dem Gardasee, sie sollten doch auch nicht zum Weinen reizen." „Ei was," entgegnete der andere, „wenn es Lyrische Reisen gewesen wären, hätte man noch viel mehr lachen müssen."

Da meine Verehrer also jenem Titel einen wohlthätigen Einfluß auf das bajuvarische Zwerchfell zuwürdigen, so konnte ich ihn schon aus Liebe zum Vaterlande und zu meinen Mitbürgern nicht länger zurückhalten. Es sollte mich nur freuen, wenn er wirklich etwas zur Gesundheit meiner Landsleute beitragen würde.

Uebrigens, wenn ich die betrübte Welt heiter schreiben soll, muß ich schon bitten, daß sie mir nicht alles übel nimmt. Unser Lessing räumt der Satire bekanntlich den ersten Platz unter den sämmtlichen Dichtungsarten ein. Auch die blinden Heiden konnten einen Eupolis, Kratinus, Aristophanes und Horatius sehr gut ertragen und die Satiriker starben damals alle noch eines natürlichen Todes. Mir schreiben meine Leipziger Recensenten, wenn sie gut aufgelegt sind, höchstens „einen harmlosen, mitunter etwas blassen Humor" zu. Es ist aber eine wahre Wohlthat des lieben Gottes, daß er mir nicht mehr verliehen hat; denn wenn ich ein wirklicher Satiriker wäre, so würde ich in München am hellen Tag erschlagen, ehe ich von der Kaufinger Gasse auf den Marienplatz käme. Und selbst der blasse Humor ist nichts weniger als ungefährlich. Während ich stündlich die Lorbeerkränze erwarte, die mir ein dankbares Publikum endlich auf das Haupt legen sollte, erlebe ich seit dreißig Jahren nichts als Aerger und Verdrießlichkeiten. Dazumal, als meine erste Novelle, „der Staatsdienstaspirant", die heimlichen Freuden des k. bayerischen Kanzleilebens, die ich selbst so lang erduldet, zu schildern versuchte, machte mir einer unserer feinsten eingeborenen Kritiker einige — wie sagt man denn? — Vorstellungen und behauptete grimmig, die Altbayern stünden so hoch über der andern Menschheit, daß Ironie oder Humor überhaupt nicht auf sie passe; dafür seien die Schwaben und die Pfälzer da. Seit der Zeit gieng's nie mehr aus. Meine literarischen Freuden füllen keinen Fingerhut, meine Leiden einen Ocean. Mein lieber Freund, der Juwelier von der Weinstraße, sprach einmal drei Jahre

lang nicht mehr mit mir, weil ich in einer Schilderung von Tegernsee harmlos seiner gedacht hatte. Die Münchener, die im vorletzten Herbst zu Brixlegg gewesen, sind jetzt noch böse auf mich, weil ich damals die subjective Meinung geäußert, daß durch ihre Ankunft die Schönheit der Landschaft eigentlich nichts gewonnen habe. Während die Clowns auf der einen Seite, wenn ihnen der Senf einmal nicht stark genug, Senescimus schreien, schneiden die empfindlichen „Verehrer" auf der andern lebenslängliche Gesichter. Dann rückt die Frau Postmeisterin von L * * mit brieflichen Beschwerden heran, dann der Sohn des seligen Dr. * *, anderer Querulanten von minderer Wichtigkeit ganz zu geschweigen. So werde ich denn täglich unbeliebter mit meinem blassen Humor, während es mir gerade jetzt, wo ich nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Professor Bidermann aus Innsbruck im Herbste meines Lebens stehen soll, viel angenehmer wäre, mich im Glanze europäischer Popularität zu sonnen.

Nachdem ich mir aber hiemit wenigstens einen Theil meines Verdrusses vom Herzen geschrieben, so erlaube ich mir, die bevorstehenden Schilderungen heute mit einer bukolischen zu eröffnen. Der Schauplatz ist Bruneck, die Hauptstadt des Pusterthals, die Zeit aber der zwölfte Mai dieses Jahres.

Es hat eben fünf Uhr geschlagen, nämlich fünf Uhr in der Frühe, was aber auf dem Lande bei weitem nicht so früh ist, wie in der Stadt. Ein heiteres und anregendes Brüllen geht durch die Pusterthaler Lüfte, denn in der Hauptstadt Bruneck wird heute Viehmarkt gehalten. Die Maisonne spendet den schönsten Schein zu diesem nationalen

Festtag. Fünfhundert Stück Rindvieh jeglichen Alters stehen unter meinem Fenster, und fünfzehnhundert Stück Bauern jeglichen Alters stehen dazwischen. Es ist ein großes Getümmel von Stämmen und Völkerschaften, die aber nur mein Seherauge auseinanderkennt, nämlich bajuvarische Tiroler von der Rienz, germanisirte Wenden von der Drau, tirolische Sueven vom obern Innstrom, germanisirte Romanen vom Eisack, ladinische Romanen aus dem Enneberg, Gothen aus dem Etschland, Lombarden aus Wälschtirol u. s. w. Alle diese alten und ehrwürdigen Völkerschaften haben sich aber längst der Nicotiana ergeben und die blauen Rauchwölkchen, die ihrem Knaster entsteigen, vermählen sich mit den mächtigen Dämpfen, die den Garküchen entschweben, zu einem dünnen Schleier, der fast wie Morgenduft anzusehen ist und Vieh wie Menschen in eine poetische Lasur hüllt. Die Garküchen stehen offen am Markte, sind lediglich aus einem Herd, einem Schutzdach und etlichen Sitzbrettern zusammengesetzt und werden bis zum Abend auch schon wieder verschwunden sein. Sie bieten nur Tiroler Knödel und Krapfen dar. Letztere sind dünne Fladen aus Roggenteig, welche vor dem Publikum in Schmalz gebacken werden und dem bäuerlichen Appetit unwiderstehlich scheinen, obgleich sie den meinigen nicht sonderlich zu reizen vermochten. Dem Marktplatz, dem Brunecker Corso, entlang streckt sich auch eine endlose Reihe flüchtiger Buden aus, in denen die Industrie des Pusterthales ihre neuesten Meisterwerke vorlegt. Hätte ich nicht schon einen Hut, so daß ich mit einem zweiten nichts rechtes anzufangen weiß, so würde ich mir gern einen der Pusterer Bauernhüte nach der neuesten Mode kaufen, da diese sehr ge-

schmackvoll sind und nur einen Gulden kosten. Auch Pflugscharen, Hosenträger, Regenschirme, Wasserstiefel, Südfrüchte (nämlich Feigen und Johannisbrod), Nüsse, Aepfel und viele hundert andere Sachen, wie sie der Landmann gern nach Hause trägt, sind da ausgestellt. Einen mächtigen Thorweg hatte ein wandernder Buch- und Bilderhändler mit seinen Schätzen tapeziert, mit religiösen Darstellungen und Landschaften aller Art. Man sieht da die Eisgebirge, in denen die Nordpolfahrer stecken, Konstantinopel und Newyork, Schloß Ambras, Miramar und viele andere Schlösser und Städte. Nicht minder hat derselbe einen beträchtlichen Vorrath jener kleinen Volksbücher ausgelegt, welche dem Landmann die siebenbändigen „Ritter vom Geiste", „den Zauberer von Rom" oder „Ingo und Ingraban" noch vollkommen ersetzen. Letzterem bieten sich da z. B. in sehr einfacher Ausstattung und zu sehr billigem Preise „Philippine Welser", „Gregorius vom Stein", „Onkel Tom", „Wilhelm Tell", „Ahasverus, der ewige Jude", dann die bekannten alten Sagen von der Pfalzgräfin Genovefa, den vier Haimonskindern u. s. w. Mir stach am meisten „Guido von Scharfenstein, der Bezwinger der Zauberer und Hexen, oder die wunderbare Rose" in die Augen, und es reut mich jetzt um so mehr, dieses Büchlein nicht käuflich an mich gebracht zu haben, als es wahrscheinlich in einem sehr interessanten Gegensatz zu unseres Görres' Christlicher Mystik (Regensburg, 1836—1842) steht, da Guido von Scharfenstein die Zauberer und Hexen schon zu seiner Zeit vertilgt hat, während sie jener geistreiche Mann noch in unserer Zeit zu verspüren glaubte.

Das Volk benimmt sich auf dem Markte sehr an-

ständig und spricht nicht lauter als nothwendig, um sich verständlich zu machen. Die kräftigeren Töne spart es für spätere Stunden, wo es beim vaterländischen Wein an den stillvergnügten Vormittag einen lärmenden Nachmittag zu knüpfen gedenkt. Nach sicherer Voraussicht der k. k. Gensdarmerie, mit deren Gliedern zu sprechen ich mehrmals die Ehre hatte, wird übrigens der heutige Tag trotz aller Unruhe ohne alle Unruhen und aufrührerische Bewegungen zu Ende gehen. Die etlichen Elsäßer Juden, welche hier als neue Erscheinung auftreten und beträchtliche Einkäufe machen, scheinen das Gefühl der Glaubenseinheit ebenso wenig zu verletzen, als die fünf oder sechs Lutheraner und „Freimaurer", die sich als Frühlingstouristen, Bahningenieure oder Handlungsreisende eingeschlichen haben. Da sich bisher auch keine Schulinspectoren, welche bekanntlich die Volkswuth am leichtesten reizen, auf dem Markte sehen lassen, so fällt der letzte Grund zu Befürchtungen weg. Ohnedieß behaupten mehrere: der Pusterer, der früher als roh verschrien war, sei durch den hochwürdigen Clerus in wenigen Jahren so umgebildet worden, daß er die Lectüre volkswirthschaftlicher, geschichtlicher und naturhistorischer Bücher dem altherkömmlichen bajuvarischen Raufvergnügen, welches sonst von solchen Freudentagen unzertrennlich war, nachgerade bedeutend vorziehe. Wären wir nur auch so weit!

Die Preise der gehandelten Effecten sollen übrigens ums Verkennen zurückgegangen sein — eine Notiz, die ich nur zögernd mittheile und nicht ohne Sorge, die Berliner „Organe" möchten auch den Brunecker Viehmarkt wieder

für jene Börsenspekulationen ausbeuten, welche die Enkel Hermanns ebenso wenig zieren, wie die Enkel Abrahams.*)

Schade aber, daß die alten Trachten der Thäler alle vergehen, um allmählich einer allgemeinen österreichisch-bayerischen Bauerntracht zu weichen — einer Tracht, die eigentlich doch keine Tracht mehr ist, sondern nur ein Anzug, der ganz charakterlos die menschlichen Blößen bedeckt. Für das alte Pusterer Gewand, welches an Zierlichkeit mit dem der Meraner Bauern wetteiferte, ist jetzt ein dunkler „Janker" eingetreten, eine dunkle Weste, eine dunkle Hose und ein Hut, wie ihn alle Welt und selbst die Curaten tragen, ohne Feder und Strauß, ohne Quaste und Gemsbart. Sähen nicht die Pusterer Berge auf den Markt herunter, das schneeige Spitzhörnle, das ich im Jahre 1871 mit Herrn Professor Kluckhohn bestiegen, die Welsperger Dolomiten, die Ferner aus dem Tauferer Thale, so könnten wir ebenso gut vermeinen: die Vorsehung habe uns auf einen Viehmarkt weit draußen im Flachland, zu Braunau oder Straubing, geführt. Selten nur, daß noch ein grünseidener Besatz um die Jacke an die gute alte Zeit erinnert. Kleider machen Leute, nicht allein in der Ebene, sondern auch in den Bergen. Mit den alten Alpentrachten scheinen mir auch die alten Alpengestalten wie weggeblasen. „Mit der Joppe, mit dem Ranzen**) reißt der holde

---

*) Wahrscheinlich eine Anspielung auf den damaligen, so schnell berühmt gewordenen „Krieg-in-Sicht-Artikel."

**) Ranzen ist der breite, gestickte Gurt um die Hüften, zugleich auch Geldbehälter, ein Hauptbestandtheil der bisherigen Alpentrachten.

Wahn entzwei.“ Hansele, der Tauferer, Michele, der Pfunderer, Jörgele, der Innerpragser, drei edle Epheben, deren Bekanntschaft ich so eben erworben, ja, wenn sie als Meraner Bauern, als Zillerthaler, als Bayerisch=Zeller mit dem schwarzledernen „Gsäß“ und den kunstreich gestrickten „Beinhöslein“ aufzögen, sie wären sicherlich jenen herrlichen Alpengestalten zuzurechnen, wie sie Dichter und Maler von jeher begeistert haben; aber so, in ihrem capucinerbraunen Janker und der langen Hose sehen sie eigentlich gar nichts gleich. Die Tiroler depoetisiren sich jetzt sehr rasch und es ist nur zu wünschen, daß die Innsbrucker Dichter im Liede wiederherstellen, was im Leben untergeht.

Solche Reden führen, heißt eigentlich — wie man ungern zugesteht — sich ins eigene Fleisch schneiden. Hättet ihr Liberalen alles gelassen, wie es vor hundert Jahren, nämlich im Jahre 1775, gewesen, so brauchtet ihr jetzt nicht untergegangenen Volkstrachten nachzuweinen. Der Sarnthaler trüge noch seinen rothen Waffenrock und der Kastelrutter über diesem auch die weiße Krause und den gelben Spitzhut, die ganze Gala, die unser deutscher Hanswurst mit ihm getheilt, vielleicht sogar von ihm entlehnt hat. Ein doppelter Trost liegt aber darin, daß auch die Volkstrachten mit den Zeiten kommen und gehen, weil sie wie alles menschliche Wesen hinfällig und veränderlich sind, und daß es unmöglich ist, alles Schöne zu erhalten, daß daher die Errungenschaften der neuen Zeit, wie Gedanken= und Gewissensfreiheit, für schöne Raubschlösser, Burgverließe und interessante Folterwerkzeuge Ersatz bieten müssen, wie denn auch die conservativsten Honoratioren in Tirol

den Telegraphen und die Eisenbahnen gewiß um alle alten Pustererjoppen nicht herlassen möchten.

Tröstlicher als die Augenweide, die das Männervolk, war jene, die das schöne Geschlecht des Pusterthales bot. Es waren nicht eben viele Exemplare vorhanden — es sah eher aus, als hätten sich die verschiedenen Thäler und Schluchten nur durch einzelne „Prangerinnen“ *) vertreten lassen — aber wenn dies wirklich der Fall, so muß man zugestehen, daß die Thäler und Schluchten in der Wahl sehr glücklich gewesen sind. Die verschiedenen Schaustücke waren nämlich, soweit sie in jüngeren Jahren standen, alle hübsch und sauber. Den bleichen Spiritualismus norddeutscher Blaustrümpfe, den man auf ihrem Antlitz vermissen mochte, ersetzten eine angenehme Röthe der Backen, lebendige Augen, ein schmaler, schöngerollter Hals, der hier bekanntlich nicht überall zu treffen, und ein schlanker Wuchs. Ihre Tracht ist wenigstens noch bäuerlich — dunkelfarbige Röcke, dunkle Schürzen und ein dunkler, breitscheibiger Hut. Diese Tracht ist sehr ernst; doch stechen unten in der Farbe der Liebe und alles verklärend die brennrothen Strümpfe hervor. Meine Vorliebe für diese ist so bekannt, daß jedes weitere Wort überflüssig wäre. Aber die alte Tricolore des Pusterthals ist leider auch verschwunden. Es waren nämlich die Weiberröcke ehemals hochgelb und rings herum gieng in der Mitte ein schwarzer Streifen, so daß mit

---

*) Prangerinnen heißen im Gebirge jene Mädchen, welche bei feierlichen Processionen im höchsten Staat erscheinen und etwa die heil. Jungfrau oder den heil. Joseph tragen müssen, wozu selbstverständlich die hübschesten ausgesucht werden.

Inbegriff der rothen Strümpfe die sinnigen Pustrerinnen unsere ehemaligen deutschen Farben schon lange vorher zusammengestellt hatten, ehe die Freiheitskriege sie für uns alle ins Leben riefen und ehe sie dann wieder verboten wurden.

Es gibt schon böse Leute, welche der Pusterer Höflichkeit und Lebensart nicht gar hoch anschlagen. Vielleicht werden auch bei ihnen, wie mehrentheils in Deutschtirol, die feineren Umgangsformen durch angeborene Gemüthlichkeit ersetzt. Ich gestehe indessen gern, daß es mir heute nicht gelang, mich interessant zu machen. Ich gieng in den Zechstuben von Tisch zu Tisch, sah überall, da jetzt die Zahlungen erfolgten, die Banknoten büschelweise herumliegen, wollte auch dareinreden, fand aber wenig Aufmerksamkeit. Heute schien jeder Ochse beachtenswerther, als ein menschenfreundlicher Tourist. Doch wurde ich überall sofort gefragt: wo bleiben Sie? (d. h. wo sind Sie zu Hause?) Neugierige Völker sind in der Regel höflich und ich erwarte daher von den Pusterern das Beste. Einer der Marktgäste fragte mich auch: Gibt's Krieg oder nit? worauf ich ihm mit Offenheit alles mittheilte, was mir meine diplomatischen Verbindungen zu sagen gestatteten. Er schien dann sehr beruhigt. So gehe ich als Apostel des Friedens durch die Welt und wirke im Verborgenen mehr Gutes, als man ahnt.

XIV.

Im Pusterthal.

2.

Mai 1875.

Die ganze Welt wirft sich jetzt, seit die Bahn eröffnet ist, auf das Pusterthal, aber die Pusterer sind auch die Männer, um den Stoß nicht nur tapfer auszuhalten, sondern auch, um ihn angenehm und einträglich zu machen. Nicht leicht wird eine Landschaft in so kurzer Frist und mit solchem Nachdruck aus unbekannter Dunkelheit ins mitteleuropäische Hochlicht eingetreten sein, wie das lange, grüne, herrliche Pusterthal. Zu der Schönheit der Natur und seiner großen, weißen, fernhin leuchtenden Dörfer tritt aber hier noch ein anderer Umstand. Gute Menschen lieben gute Wirthshäuser und in diesem Zweig haben sich die Pusterer, obwohl lange im Verborgenen blühend, immer ausgezeichnet. Auch Herr Baurath Hügel und seine deutschen Genossen waren, als sie zum Bau der Eisenbahn ins Land gezogen, sehr angenehm überrascht, in jedem

Bauernwirthshause menschenwürdige Speise und einen edlen Wein zu finden, der sie bei ihren Arbeiten stärken konnte. Ueberirdisches darf man freilich nicht erwarten; Rind- und Kalbfleisch der Pusterer steht vielmehr nicht allenthalben auf der Höhe des Jahrhunderts, aber wer sich auch aus der übrigen Schöpfung Gottes hin und wieder ein Stücklein vergönnen will, der findet oft zu rechter Zeit ein Forellchen oder einen Spielhahnflügel auf dem Tische. Was Mehlspeisen, ihre Trefflichkeit und Mannichfaltigkeit betrifft, so entwickeln die Köchinnen von Tirol in diesen bekanntlich eine Kunst, welche von andern Nationen neidlos anerkannt wird. Auch diesen Vorzug verdanken wir, wie jeder gerne anerkennt, der Kirche und ihren vielen Fasttagen. Die alten, großen, drei- bis vierhundertjährigen Gasthäuser in Tirol verblüffen zwar oft durch die naive Ungeschicklichkeit ihrer Bauanlage, aber eine historische Seele findet auch in diesen oft so interessanten Verirrungen des menschlichen Geistes einen gewissen Reiz und gewöhnt sich leicht an die Unbequemlichkeiten, die daraus entspringen. Die Gemächer sind überall mit guten Betten, oft sogar mit Luxus ausgestattet; wer nie ein Fürst gewesen, glaubt mitunter da einer zu sein. In der ganzen Wirthschaft lebt der alte, treue, deutsche Tirolersinn, den Gott noch lang erhalten möge. Man zahlt z. B. nicht schablonenmäßig zwei oder drei Franken für ein Frühstück, wenn man nur ein kleines Butterbrod herabgeschnitten, nicht einen Franc Bougies für eine Minute Licht zum Ausziehen u. s. w. Die Wirthin-Mutter mit ihren freundlichen Töchtern und gutgestalteten Schenkinnen waltet in dem Hause mit Wohlwollen und Menschenliebe und das unheimliche

Geschlecht der Unter- und Oberkellner wird noch überall mit einem gewissen Grauen ferngehalten.

Ich fühle einen eigenthümlichen Drang, das Pusterthal zu empfehlen, gerade weil mich niemand darum ersucht hat. Gleichwohl bitte ich ferne „Verehrer“, bekannte und unbekannte, im Deutschen Reiche draußen, mich nicht brieflich um nähere Aufschlüsse anzugehen, denn so ehrenvoll derlei Zuschriften sind, so wenig kann ich ihnen entsprechen. Preise der Stuben, der Speisen u. s. w. sind besser bei den Herren Bädeker, Trautwein oder Amthor zu erfragen und zur Würdigung der Lage eines Ortes reichen die Photographien aus, welche auch in Tirol viele kunstreiche Hände beschäftigen. Ueberdieß habe ich mich schon etlichemal den halben Tag hingesetzt und für gute Freunde weitläufige Reiseinstructionen für und durch Tirol zusammengeschrieben, wogegen mir diese im Winter lächelnd sagten: sie seien lieber in die fränkische Schweiz oder in ein Nordseebad gegangen. Ein Engländer, dem ich das beste Landwirthshaus von Tirol empfohlen, erklärte mir beim Wiedersehen: es sei „the most abominable country-inn of the world“; ein anderer und zwar sehr großer Mann kam verdrießlich zurück, weil ihm die Betten alle zu kurz gewesen, so daß ich künftig nur kleine Leute, wie Lasker oder Windthorst hinein empfehlen würde; ein dritter klagte, daß im „Goldenen Adler“ zu ** die Suppe immer zu heiß auf den Tisch gekommen sei. Kurz, ich habe an meinen Rathschlägen und Empfehlungen bisher so wenig Freude erlebt, daß ich dies ganze Geschäft lieber an den Nagel hänge.

Dagegen soll z. B. unverschwiegen bleiben, daß Herr

Rechtsrath Badhauser von München vor zwei Jahren, ein zweiter Cecrops, eine ganze Colonie von Münchner-Hellenen nach dem Flecken Mühlbach am Eingang des Thales und zwar in die „Goldene Sonne" zu Herrn Roman Steger geführt hat. Sie brachten neues Leben in den stillen Flecken, dem die Eisenbahn eigentlich die Seele herausgewunden, verbreiteten überall feinere Sitten und wurden durch die reinen Lüfte des Pusterthals so gekräftigt, daß sie der Table d'hôte täglich mit wachsender Spannung entgegensahen, den Nachmittag mit weittragenden Spaziergängen und den Abend mit Gesang und Tanz ausfüllten. So schieden sie von Herrn Roman Steger im herzlichsten Einverständniß und dieser kann kaum den Augenblick erwarten, wo er seine Gäste wieder sehen wird. Da ich alles sammle, was zur Ehre unserer Hauptstadt und ihrer Bewohner beitragen kann, so melde ich gern, daß der Münchner Name in den Tiroler Gasthäusern einen guten Klang hat. Die Münchner, sagte jüngst der namhafteste Wirth in Südtirol und andere wiederholen das gleiche, die Münchner verlangen nicht mehr, als man bieten kann, lassen sich's schmecken und zahlen gern. Man könnte dabei einen bedenklichen Seitenblick auf einige andere Stämme werfen, welche vor zwanzig Jahren alles „lächerlich billig" fanden und jetzt — natürlich nur einzelnweise — sich mit den Wirthen auf das Schäbigste herumzanken, weil die Preise gerade so hoch gestiegen sind, als sie damals zu wünschen schienen.

Wir unterlassen jedoch diesen Seitenblick, um nach Bruneck, der mehrerwähnten Hauptstadt des Pusterthales zu gehen, dessen prachtvolle Gegend männiglich bekannt ist.

Bruneck hat während meines Erdenwallens schon zwei glänzende Perioden idealer Bedeutsamkeit erlebt: in den vierziger Jahren, da der geistreiche Kreishauptmann von Kern hier waltete und Hermann von Gilm, der größte Tiroler Poet, hier dichtete, und dann wieder in den ersten Sommern dieses Jahrzehnts, als Justus von Liebig mit seinen gelehrten Freunden auf der „Post" akademischen Hof und Sommerfrische hielt. Beide Perioden sind aber so spurlos vorübergegangen, daß jetzt in dieser Hauptstadt nicht einmal ein Lesezimmer aufzufinden ist. Wer da z. B. die „Allgemeine Zeitung" sehen will, der muß nach dem benachbarten Welsberg fahren, was ihm aber, da die Züge nicht darauf eingerichtet sind, einen ganzen Tag kostet. Hoffentlich wird die täglich wachsende Intelligenz der Hauptstadt in deren Honoratioren das Bedürfniß literarischer Erquickung um so bälder wieder aufwecken, als es ja schon vor dreißig Jahren zu einem Lesezimmer geführt hat, welches leider im Sturm der Zeiten wieder untergegangen ist. Sie verdienten dann auch das Vergnügen, diese zweite Folge der „Lyrischen Reisen" zu lesen, was allerdings keine Lockspeise sein dürfte, da sie auch die erste nicht gelesen haben.

Taufers, das grüne Taufers, in Sicht der Zillerthaler Ferner, war im letzten Sommer schon bis unters Dach gefüllt, hat aber seitdem erklecklichen Raum geschaffen, so daß noch mehrere Gäste kommen dürfen. Eine alte Schloßruine, so groß und malerisch wie vielleicht keine in Tirol, ein neuentdeckter Wasserfall verherrlichen die Landschaft, und mein gemüthlicher Freund Bachlechner versieht das hohe Richteramt daselbst. Die alten mächtigen Herren der

Burg zu Taufers hat zwar Pater Justinian in der Ferdinandeums-Zeitschrift weidlich hergeschrieben, aber es wäre doch nicht übel, wenn aus seiner langen und langweiligen Abhandlung ein kurzer und kurzweiliger Auszug verfaßt, oder noch besser, wenn in und für Taufers baldmöglichst ein Walter Scott'scher Roman geschrieben würde, damit der unwissende Wanderer doch wisse, auf welchem Grund er steht.

Der neue, d. h. der obere Wasserfall der Rheinthaler Ache war bisher durch Strauchwerk, Buschwald, Fichtendickicht und Felsenwände dermaßen maskirt, daß ihn nur einige Hirtenknaben kannten, welche ihn aber nicht verriethen. Erst in unseren Tagen giengen einige kühne Männer aus Taufers dem fernen Donner nach, der aus verborgenen Klüften kam und entdeckten endlich die große Katarakte, eine der imposantesten im weiten Alpenlande. Zu dem Fall führt jetzt ein leidlicher Weg, welchen wir Herrn Dr. Daimer verdanken, der sich als Vorstand des hiesigen Verschönerungsvereins überhaupt schon mannichfache Verdienste erworben hat. Kaum war ich vor den Schauern des Sturzes angekommen, so war ich von seiner Größe auch schon hingerissen und überwältigt. Mehr sag' ich nicht. Andere, die es besser verstehen, werden ihn auch besser zu beschreiben wissen.

Im gastlichen Posthause zu Taufers waltete im letzten Herbst Meister Mutschlechner mit seiner Gattin und zwei lieblichen Schwestern. Jetzt hat die schöne Lise geheirathet, aber die schöne Marie (das zärtliche „Moidele" hört man gar nicht mehr vor lauter Bildung) hält noch treu zum elterlichen Hause. Freundliche Aufwartung, edler Wein,

feiner Imbiß, elegante Unterhaltung — sehr fraglich, ob die alten Ritter droben in ihrem rauchigen Castell je eine solche Tafelrunde zusammengebracht haben. Sparsame Leute können, wenn sie wollen, auch im Bad Winkel wohnen, wo die Armen zehn und die Reichen zwanzig Kreuzer öst. W. für das Zimmer zahlen. Mir ist's gleich.

Welsberg, stattliches Dorf, führt ritterlichen Namen und allerlei Merkwürdigkeiten mit sich, welche anderswo beschrieben sind. Hinzuzufügen wären die schöngeschnitzte Holzdecke im Hause Zellheim und die alten Fresken in der uralten St. Georgskirche bei Taisten. Ferner das nahe Bad Waldbrunn, welches neuerlichst mit jener Eleganz eingerichtet worden ist, welche im alten berühmten Pragser Bade noch gänzlich vermißt wird. Hier ist auch Herr Dr. Hell, ländlicher Geschichtsfreund — eine Erscheinung, welche in Tirol früher nicht selten war, jetzt aber fast nur noch fossil vorkommt; ferner, gleichsam unter den Bauern, jenes Lesezimmer, das im Centrum der pusterthalischen Intelligenz, zu Bruneck, bisher nicht zu finden. Marie Toldt, die muntere Löwenwirthin, ist fast eine geistreiche Frau zu nennen. Schloß Welsberg, alter Rittersitz, getreulich erhalten, wie er vor vierhundert Jahren war, könnte als Besserungsanstalt für jene Romantiker verwendet werden, welche uns mit allerlei Vorspiegelungen über besonderen Comfort und Behaglichkeit des Daseins ins Mittelalter zurücklocken möchten. Daß sie damals, wenigstens die Ritter und Herren, zehnmal mehr getrunken haben als jetzt, das werden wohl die gründlichen Historiker alle bestätigen — ob sie bessere Zahler waren, als ihre Enkel, muß wohl der Einzelforschung überlassen bleiben — auch

ihre Gewänder waren viel kostbarer, bunter und farbenreicher als die unsrigen; was aber Wohnung und häusliche Bequemlichkeit betrifft, so waren sie so leicht zufrieden, wie jetzt kaum ein armseliger Hadernsammler. Und wenn du dies etwa bezweifeln möchtest, lieber Leser, so gehe selber hin und schau und erkläre dann aufrichtig (auch wenn du ein minderer Mensch bist und nie einen Turnierhelm oder Wappenschild geführt hast): ob du in diesen romantischen Keuchen dein Leben verbringen möchtest!

Frau Emma Hellensteiner zu Niederndorf bedarf nicht weiter besungen zu werden. Sie kam vor etwa fünfzehn Jahren in Schwung und zwar durch die Bozener, welche da ihre feinen Diners aufsteigen ließen, sich aber, da auch die Gesellschaft immer feiner wurde, wieder verflüchtigten, um den Gasthof der gebildeten Welt zu überlassen. Seitdem hat Frau Emma mehrere illustre Gäste unter ihrem Dach beherbergt und eine Höhe des Ruhms erstiegen, um die ich sie oft beneide.

Bad Maistatt, auf anmuthiger Höhe bei Niederndorf gelegen, überragt an historischem Glanz alle tirolischen Bad- und Waschanstalten. Hier pflog Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, der Luft- und Wassercur im Jahr 1511, als er dem Kriege mit den Venedigern oblag. Seine Majestät unterhielten sich sehr gut und führten da nach ihrer Art verschiedene Späße ein und aus.

Jene Säcularcelebritäten, die dem Brausen ihres Namens entrinnen und eine Stelle finden wollen, wo sie nicht berühmt sind, könnten in Maistatt ihre kühnsten Wünsche erfüllt sehen. Dieses möchte wenigstens aus der

wahren Geschichte, welche jetzt erzählt werden wird, unschwer zu entnehmen sein.

Zu Maistatt in dem Bade nämlich liegen auf dem Prunktisch auch zwei alte, dicke, schweinslederne Folianten, die Hansenbücher des Brunnens. Was Hansen und Hansenbuch sei, ist voriges Jahr andern Orts an dem Schalderer Buche gezeigt worden und kann jetzt nicht wiederholt werden. Kurz gefaßt zu sagen, enthalten diese Hansenbücher einen ceremoniösen, mit Schalkheiten gewürzten Bericht über die „joyeuse entrée“ der verschiedenen Badegäste und gehen nicht selten in vergangene Jahrhunderte zurück. Sie verdienten längst eine literarische Berücksichtigung und eine Anthologie daraus wäre eine Bereicherung der tirolischen Culturgeschichte. Das eine der Maistätter Bücher geht von 1712—1776, das andere von 1777 bis in die neuere Zeit. Die letzten Seiten sind, wie im Schalderer Buch, von jugendlicher Hand verschmiert, zum Zeichen, daß mit der Bildung auch die Ungezogenheit zu wachsen pflegt. Den beiden genannten Folianten gieng übrigens früher ein früherer voraus, der mit Kaiser Max begonnen und seine eigenhändige Inschrift enthalten haben soll. Dieser aber, sagt die Wirthin, sei vor Jahren unbemerkt „ausgeführt“ worden.

In diesem Fache verrathen die Tiroler gegenüber der Mitwelt eine seltsame Entäußerungssucht. Was sie selber noch finden an alten Büchern, Waffen, Schränken, Kleidern und Kleinodien, das verkaufen sie zu drei Viertheilen eigenhändig und den Rest lassen sie sich geduldig stehlen.

Nun also wieder zu dem Maistätter Hansenbuch, dessen jüngsten Band ich damals nur durchblätterte, denn

zum Lesen hatte ich keine Zeit. Plötzlich fiel mein Auge auf einen ruhmvollen und mir sehr theuren Namen. „Hei," rief ich, den Wirth heranwinkend, „da hat sich ja Justus von Liebig eingetragen." „So," entgegnete dieser, „wer ischt denn der? Von dem hab' ich nie gehört."

Siebenzig Zimmer oder wenigstens siebenzig Betten, eine schöne Aussicht, gutes Wasser und die Capelle mit einem Bilde von dem berühmten Paul Troger, sie locken jeden Sommer die Gäste von weit und breit herbei. Auch die Italiener entfliehen aus den schwülen Dünsten ihres Vaterlandes gern in die reinen Pusterlüfte und schmücken das Hansenbuch zum Danke für die Erquickung, die ihnen der deutsche Boden gewährte, mit wunderschönen Sonetten, die ich aber nicht herausbringen konnte, da sie so schlecht geschrieben sind, daß ich meine eigene Schrift noch leichter lese.

Toblach, auf dem grünen Scheitel des Pusterthales, in den kühlen Winden seiner Alpenhöhe, 4000 Fuß über dem Meere, unter den größeren Orten von Tirol jedenfalls der sommerfrischeste, mit Herrenhäusern, Ansitzen und Schlössern ritterlich prunkend, das tassilonische Innichen, einst gestiftet, um die Pusterer Wenden zu bekehren, auch Sillian mit seinem ehrwürdigen und sagenreichen Schlosse Heunfels sind gutbeleumundete Sitze gediegener Gastwirthschaft.

Bis Sillian hatte sich im letzten Herbst eine kleine Gesellschaft von Münchnern vorgeschoben, sozusagen als Plänkler oder Eclaireurs, welche von ihrer Entdeckungsreise

so zufrieden heimkehrten, daß sie dieselbe heuer wahrscheinlich wiederholen werden.

Unter Sillian oder Apfaltersbach beginnt allerdings eine lange, öde, fast unbewohnte Schlucht. Die Dörfer sitzen linker Hand auf der Höhe, wo ehemals auch die Straße gegangen. Der Wanderer, der im Bahnwagen ruht, kann die Stunde, die ihm da vergeht, auf retrospective Betrachtung all der Bilder verwenden, die ihm von Mühlbach her geworden, ein Buch über Unfehlbarkeit oder Darwinismus lesen oder auch schlafen und von seinen Lieben träumen.

Endlich geht die Schlucht wieder in breites, grünes Land über und in diesem liegt, von hochansehnlichen Bergen überragt, von dem alten Schlosse der Görzer Grafen beschützt (oder, da es jetzt eine Brauerei geworden, getränkt und erquickt), die Stadt Lienz mit der Beda-Weber-Straße, in welcher weiland Beda Weber, Poet, Historiograph und Stadtpfarrer zu Frankfurt, geboren worden ist.

Lienz ist die letzte Stadt der Tiroler auf dieser Seite, denn von hier aus sieht man schon ins nahe Kärntnerland hinein.

Die Stadt Lienz beobachtet schon seit vielen Menschenaltern die Gepflogenheit, von Zeit zu Zeit abzubrennen und dann immer wieder aufgebaut zu werden. Daher zeigen die Häuser auch ein ganz modernes, oberflächliches Ansehen, sind meist nur einen Stock hoch und tragen niedere Schindeldächer, welche gegen die langen, breiten Straßen gehen. Diese aber sind etwas menschenleer und schlängeln sich ohne Regel durcheinander. Da die Ringmauern, die Thürme und die Thore abgebrochen sind, so

geht der Blick durch die Gassen allenthalben ins Freie und man glaubt daher kaum in einer Stadt zu sein, worauf ich allerdings ebenso wenig Werth lege, als unser Reichskanzler, der Herr Fürst von Bismarck-Schönhausen. Diese Physiognomie liegt weit ab von dem alten, ehrwürdigen, angerauchten Typus der andern Tiroler Städte, wie Rattenberg, Brixen, Klausen u. s. w. Wer nie über dem großen Wasser gewesen, kann sich leicht einbilden, daß die neuen, gestrigen Städte in Nebraska oder Minnesota ungefähr ebenso aussehen wie unser Lienz, und es ergeht daher der Rath an alle Europamüden, auf ihrem Weg ins Jenseits hier die erste Station zu machen und da zu prüfen, ob es ihnen an der stillen Drau nicht eben so gut gefallen möchte, als drüben jenseits des Missisippi. Manchen braven Menschen, die nur am Gemüthe kränkeln, könnte unser Lienz mit seinen guten Gasthäusern und seiner schönen Gegend vielleicht so genügenden Ersatz bieten, daß sie die weite Reise gar nicht mehr zu unternehmen brauchten.

Unser Lienz wurde bisher für das alte, römische Loncium gehalten, allein in neuester Zeit hat Herr Professor Mommsen das alte Aguntum, welches man in Innichen vermuthete, hieher verlegt, so daß das alte Loncium weichen und sich nach Mauten im kärntnischen Geilthale zurückziehen mußte. Indessen — ob Loncium, ob Aguntum, immerhin liegt unser Lienz sehr freundlich im weiten Thale, das die Drau durchströmt. Gegen Süden ragen etliche kahle Berghäupter empor, sonst aber sind die Höhen allenthalben weit hinauf bewaldet oder mit Wiesen belegt und mit Höfen besetzt. Schöne Dörfer breiten sich in der Ebene hin oder strecken da und dort aus dem Laub-

werk ihre spitzigen Thürme auf; über der Stadt erhebt sich das mächtige Schloß Bruck, dasselbe, welches einst der Sitz der Grafen von Görz gewesen, so daß es der heitern Landschaft weder an trefflichen Gebirgen, an Wald, Feld und Wiesen, noch an den Werken der Menschen und an historischen Gebäuden gebricht.

Das alte Schloß war also seit alten Zeiten bis ins Jahr 1500 das Hoflager der Grafen von Görz und Pusterthal, deren letzter, Leonhard V., damals hier im Herrn entschlafen ist. Als er heimgegangen, fielen alle seine Lande nach alten Verträgen dem Hause Oesterreich zu, welchem damals Kaiser Max I. vorstand. Unter einem breiten Erkerfenster der Burg sieht man jetzt noch an der Wand drei grünliche, mißfarbe Streifen, welche, wie man sagt, nicht auszulöschen sind. Diese sollen von dem letzten Görzer herrühren, der an Gift gestorben sei und soll der kranke Graf dieses vorher zum Fenster hinaus erbrochen haben — eine seltsame Mähr, welche aber die Geschichte unbestätigt läßt.

Jetzt ist das alte Görzer Schloß schon lange in bürgerlichen Händen, welche es zu einem großen Bräuhause umgestaltet haben. In abendlichen Stunden steigen daher die Herren und Frauen von Lienz gerne zur hohen Burg hinauf, um die Aussicht und andere Erquickung zu genießen. Auch auf dem Thurme ist ein Belvedere angebracht. Im ersten Stocke betritt der Wanderer die weiten Trinkstuben oder die Schloßcapelle mit ihren alten Frescomalereien, in welchen auch der letzte Graf und seine Gemahlin dargestellt sind. Im zweiten findet sich ein prunk=

loser Rittersaal, lang, aber niedrig, wie diese Hallen gewöhnlich sind.

In der großen Pfarrkirche, die aber außerhalb der Stadt und jenseits der Drau liegt, ist des letzten Görzers Grabstein, sowie der aus derselben Zeit stammende des Freiherrn Christoph von Wolkenstein und seiner edlen Ehegesponsin Barbara zu sehen. Der letzteren schlanker Wuchs, zierlicher Busen und feine Hand wird gewiß jeden sinnigen Wanderer, der schöne Frauen ehrt, des Steinhauers galanten Meißel dankbar preisen lassen.

Zu Lienz im weißen Lamm bei Herrn Altbürgermeister Röck erschien eines Abends auch Herr Thomas Pichler, Vater von zehn Kindern und Botaniker. Dieser Kräuterkenner ist ein halb bäuerlicher Mann, etwa fünfundvierzig Jahr alt, hat seine Laufbahn als Gärtnerlehrling begonnen, von Erzherzog Johann viele Hilfe erhalten, dann aber, von Wissensdurst und Reiselust getrieben, wiederholt den Orient besucht, um Pflanzen und Sämereien zu sammeln. Er hat auf den pontischen Alpen mit den dortigen Hirten gekneipt (freilich ohne Citherschlag und Almensang) und mit den Türken von Lasistan Brüderschaft getrunken. Auch der Berg Athos, Griechenland, Dalmatien und Bulgarien sind ihm gut bekannt geworden. Doch unternahm er seine Reisen nicht sowohl für eigene Rechnung, als vielmehr im Auftrag der bedeutendsten Botaniker unserer Zeit. Ihm zu Ehren haben diese auch drei Pflanzen, die er selber zuerst gefunden, mit seinem Namen benannt: Gnaphalium, Trifolium und Campanula Pichleri. Er besorgt seine Aufträge immer zu sehr billigen Preisen und verlangt für einen eigens bestellten Ausflug in den Orient auf fünf

Monate nur sechshundert Gulden. Er ist begreiflicherweise nicht reich dabei geworden.

Unser Kräuterkenner spricht nur gutes Pusterdeutsch und einige italienische Worte. Gleichwohl behauptet er überall leidlich durchgekommen zu sein, am besten aber unter den Osmanen. Von diesen gibt er eine so anziehende und rühmende Schilderung, daß ich mich jetzt selbst entschlossen habe, im nächsten Frühjahr unter die Türken zu gehen. Dieser Pichler, mit seiner Turkophilie, mit seiner Sehnsucht nach den pontischen Alpen, nach dem kolchischen Buschwald, nach Rhododendron und Azaleen, nimmt sich fast aus wie ein verkümmerter „Fragmentist“, und dieser war ja auch ein Tiroler. Wenn der Kräutersucher die Reize jener Landschaften ausmalt, so ist es gerade, als ob man Fallmerayers Stimme hörte, wenn er von den schönen Tagen in Trapezunt oder auf dem heiligen Berg erzählte. An Entlehnung ist aber nicht zu denken, denn der Pichler hat den Namen seines kolchischen Vorgängers nie gehört.

Namentlich aber lobte der Berichterstatter die Ehrlichkeit der Türken. Von ihnen sei er nie belogen, bestohlen oder betrogen worden. Der gemeine Türke, ehe er im gebildeten Europa gelernt hat, scheint wirklich ein Meisterstück der Schöpfung und ein viel würdigeres Ebenbild Gottes zu sein, als der Giaur. Bei uns in der Christenheit — alle Ausnahmen ausgenommen — belügt, bestiehlt, betrügt ja eigentlich alles; die besseren Leute, die Grafen, Fürsten und geheimen Räthe in großen Zügen mit Gründungen, Actienschwindel, Cassadiebstählen, Dachauer Banken, Wundererscheinungen, erlogenen Allarmartikeln u. s. w.; die minderen aber — unsere Mägde, Stubenmädchen,

Köchinnen, Stiefelputzer, Ausgeher, Schreiber, Kutscher, Holzhacker u. s. w. in ihrer Art mit bescheidenerem Gewinn. Ja, man lebt wenigstens in größeren Städten wie unter einer Räuberbande, die aber fleißig in die Kirche geht. Wenn es nicht bald anders wird, so löst sich die ganze gebildete Menschheit allmählich in einen Brei von Lumpen auf, in dem die wenigen Dissenter gar nicht mehr zählen.

Das größte Problem der Zeit scheint: die Christenheit wieder ehrlich zu machen. Aber dazu werden die Encyklica, der Syllabus, die unbefleckte Empfängniß, das Vaticanum, kurz, die ganze theologische Maculatur des Jahrtausends, gewiß nichts beitragen. Sollte die Ehrlichkeit jetzt von Rom ausgehen, wo sie doch nie daheim war? Der römische Clerus bietet seine Hilfe allerdings dringend an — sie wäre auch ganz willkommen, wenn sie nur was hülfe. Aber er steckt selbst zu tief im Schwindel. Auch die Geschichte spricht nicht für ihn. Es ist nie scheuslicher zugegangen, als „in den großen Zeiten der Kirche“, nirgends erbärmlicher, als in dem Staate, den er selbst sich eingerichtet, im Kirchenstaat. Ferner verspricht er schon seit achtzehnhundert Jahren, uns zu erziehen und zu bilden, fängt aber nie an damit. Was er etwa leisten kann, sieht man nirgends deutlicher, als an unsern „Patrioten“ und unserer katholischen Presse. Wo hapert's denn? —

Anderthalb Stunden unter Lienz liegt Dölsach, ein großes und schönes Dorf, in dessen Sprengel Franz Defregger auf waldiger Berghalde geboren ist. Zum Zeichen der Anhänglichkeit an die Stätte, wo er sein Leben begann und seine Jugend verbrachte, hat er auch für die Pfarr-

kirche ein stattliches Bild gemalt, welches auf einem Seitenaltare prangt. Kein Wunder, daß die Dölsacher ihren Landsmann, der schon in jungen Jahren so berühmt geworden ist, in hohen Ehren halten. Sein Bildniß und die Photographien seiner Werke fangen an, auch in die Bauernhäuser einzudringen.

Im Lande der Wunder und der Räthsel laufen auch zwei Geschlechter von Aerzten neben einander her, welche, wenn man sie chronologisch oder culturhistorisch betrachtet, wenigstens um dreitausend Jahre auseinanderstehen. Die einen treiben die poetische, die lyrische Heilkunst, wie Podalirius und Machaon einst vor Troja, ohne Studium, ohne Examen und Doctorhut, nach alten ägyptischen (?) Kräuterbüchern, nach Inspiration und eigener Erfahrung — die andern lernen die alten Sprachen, hören die neuen Meister, werfen sich auf mancherlei Wissenschaft, gehen nach Wien und Pavia, um zu promoviren und beginnen dann dasselbe Geschäft. Die ersteren sind aber im Vertrauen des Volks wenigstens um sieben deutsche Meilen voraus.

Für Liebhaber der lyrischen Heilkunst wollen wir gern bemerken, daß das Pusterthal auch in so fern hochgesegnet ist, als sich an seinem Anfang und an seinem Ende je ein Orakel findet, welches in allgemeiner Verehrung steht. Die Priesterin des einen ist die Hebamme zu Natz bei Brixen, der Priester des andern der Wasler zu Dölsach, ein lediger Bauersmann von fünfzig Jahren, mit seinem rechten Namen Franz Obersteiner benannt. Die Pythia zu Natz wirkt nur innerlich, hat unzählbaren Zulauf, ist aber eine grämliche Dame, die ihren Nimbus gern anbrächte. „Geht zu den Doctoren“ — sagt sie verdrießlich, wenn das Ge=

dränge der Hilfesuchenden zu arg wird — „ich bin nur eine Hebamme." Fragt man nach der Schuldigkeit, so heißt es: „Die Armen zahlen gar nichts, die Reichen was sie mögen. Mir ist's gleich."

Franz Obersteiner, der Wasler, der auf der andern Gränzmark steht, hält's in diesem Stück ungefähr ebenso wie die großmüthige Hebamme. Ihm verdankt auch Franz Defregger seine Heilung von einem Wehthum im Kniegelenke, das ihn über Jahr und Tag ans Lager gefesselt hatte. Der Wasler hörte von dem Gebresten, kam zu seinem Landsmann und Pfarrgenossen, der sich, fast hoffnungslos, nach Bozen hatte bringen lassen, erklärte das Uebel für heilbar und in zwei oder drei Wochen war der Kranke hergestellt. Der Bauerndoctor lehnte jede Erkenntlichkeit ab, aber Franz Defregger malte ihm ein treffliches Bild von ansehnlicher Größe, einen Jägerburschen, der den Almerinnen auf der Zither vorspielt — eine Wiedervergeltung, bei welcher der Arzt allerdings nicht zu kurz gekommen ist. Der Wasler curirt übrigens innere und äußere Schäden, empfängt steten Besuch der Kranken auf seinem Hof am Dölsacher Berg und reist nebenher weit umeinander im Land Tirol, nach Kärnten und „in die Wälsch." Einmal wurde er auch nach Manchester berufen, aber dahin war es ihm doch zu weit.*)

Der Kräutersucher und der Bauerndoctor sind jedenfalls „rare Leute". Tirol wimmelt von Talenten, aber die wenigsten brechen durch und werden, wie der fein=

*) Seitdem sind leider der Wasler und die Hebamme aus diesem Jammerthal geschieden.

gebildete Adolf von Pichler zu Innsbruck, das was sie werden sollten. Woher dieß kommt, das ist eine Frage, welche die Tiroler selber beantworten mögen; wir können uns nicht darauf einlassen und schließen jetzt unsere Ueberschau.

Also auf ins Pusterthal! Warme, teutonische Herzen wird auch dies erquicken, daß Bismarck und Moltke an allen Wänden prangen, während Greuter und Haselwandter noch immer vernachlässigt sind. Also auf! Die Thüren stehen sämmtlich offen, von Mühlbach bis nach Dölsach. Zieht singend in alle Herbergen, brecht munter in alle Thäler ein, besteigt in Heiterkeit die Höhen! Etliche Baarschaft, Wohlgezogenheit und Hausschuhe müßt ihr allerdings auch mitbringen. Wiederholt wird gebeten, nicht um vier Uhr in der Früh im zweiten Stock mit genagelten Bauernstiefeln auf den schlummernden Köpfen des ersten herumzutrampeln, auch nicht, wie neulich wieder in Bruneck geschehen, vor Tagesanbruch, ehe ihr abreist, alle Kleiderschränke, alle Flügelthüren prasselnd zuzuschlagen, als wenn ihr allein auf der Welt wäret; nicht auch, wenn ihr nach Mitternacht das Lager aufsucht, mit der Kellnerin so lärmend zu kosen, daß der schlafende Nachbar aufwachen muß. Ueber dieses Hauptstück liegen mir mehrere Denunciationen vor, welche ich baldigst vor das Forum der Oeffentlichkeit bringen werde. Ueber die Anstandspflichten des Touristen überhaupt sehe man meine „Sittenlehre für Reisende", welche demnächst erscheinen wird. Den Herren Wirthen empfiehlt sich, da wo sie fehlen, noch einige Schellen und Nachtriegel anzubringen, ihre langen Gänge mit Laufteppichen zu belegen und ihnen bekannte Gäste

(sofern sie guten Leumunds sind) auch mit einander bekannt zu machen, weil man sonst den ganzen Abend stumm neben den edelsten Menschen sitzt. Auch andere Honoratioren handeln nicht charakterwidrig, wenn sie bei ihren Festen und Eröffnungsfeiern einsame Fremde z. B. den Damen vorstellen, damit sich jene an deren Liebenswürdigkeit erfreuen. Doch alles dies macht sich bei fortschreitender Bildung mit der Zeit. Nicht zu vergessen ist ein Abstecher von der Franzensveste nach dem hesperischen Thal von Brixen, wo dieses, das rhätische Coblenz, und der weltberühmte Elephant, wo Herr Hans Heiß von uns zu grüßen. Der Wanderer wird sich da acht Tage lang um so besser gefallen, als wir voriges Jahr dort acht Wochen lang vergnügt waren. Der hochwürdige Clerus genirt nicht im geringsten. Er schreibt zwar mitunter einen boshaften Artikel über die „Fremden“, ist ihnen aber persönlich nicht abgeneigt. Ueber Brixen wäre übrigens noch mehr zu sagen und wird wohl auch bald gesagt werden.

Also auf! Die Welt sieht den Berichten über eure Fahrten mit Spannung entgegen und wenn sie angenehm geschrieben sind, werden wir sie vielleicht selber lesen. Ihr seid mit unseren besten Wünschen entlassen. Lebt wohl!

XV.

Brixen.

Im Herbste 1875.

Es ist ein Thal in Tirol, ein grünes Wiesenthal, wo der Eisack, der vom Brenner, und die Rienz, die aus dem Pusterthale kommt, ihre gelben Wogen vereinigen. In diesem Thale liegt Brixen, eine weiße Stadt, die mit ihren hellen Gebäuden und Thürmen schon seit Menschenaltern weithin leuchtet, nunmehr aber auch durch Strebsamkeit und Bildung zu glänzen beginnt. Dieses Brixen hätte eigentlich die Hauptstadt von Tirol werden sollen, da es in der Mitte des Landes, an der Kaiserstraße, welche die deutschen Fahnen so oft nach Italien führte, und am Anfang des Weges liegt, der durch das Pusterthal an der Drau hinunter nach Ungarn und bis nach Konstantinopel leitet. Auch ist wirklich Raum genug in dieser schönen Au, so daß dem Erblühen einer großen Fürsten- und Handelsstadt kein Hinderniß entgegen stand. Allein die Möglichkeit war schon früh beseitigt, schon im Jahre 901, als Ludwig das Kind, der letzte Karolinger, sein Landgut Prichsna den Bischöfen von Seben schenkte, welche bald

nachher ihren Sitz dahin verlegten; denn die Grafen von Tirol erstarkten erst später und so unbarmherzig sie auch immer auf ihre Landesbischöfe zu Brixen und zu Trient losklopften, so viele Grafschaften, Herrlichkeiten und Rechte sie ihnen auch abjagten, die Stadt Brixen konnten sie doch nicht mehr wegfangen; sie dämmerte vielmehr immer treu und redlich unter dem Schatten ihrer Insel dahin, hoffte und träumte viel vom besseren Jenseits, wußte aber auch dieses irdische Jammerthal zu genießen, blieb immer arm, aber ehrlich, unbeholfen, aber achtbar, unwissend, aber liebenswürdig und fiel endlich im Jahre 1803 zugleich mit dem Hochstift Trient dem Erzhaus Oesterreich zu, welches alle Ursache hat, mit ihrer bisherigen Aufführung zufrieden zu sein.

Die Gotteshäuser dieser Stadt sind im vorigen Jahrhundert nach dem Geschmack der damaligen Zeit sämmtlich umgebaut worden. Der neue Dom trat an die Stelle des alten gothischen, welcher baufällig gewesen, und wurde am 10. September 1758 eingeweiht. Zur selben Zeit ward auch die Pfarrkirche mit ihrem weißgetünchten Thurmhelm ihres gothischen Alterthums entkleidet und den kleineren Kirchen widerfuhr dasselbe Schicksal. An das Mittelalter erinnert nur noch der Kreuzgang, das einzige Ueberbleibsel des verschwundenen Münsters. An den Wänden und in den Deckenfeldern sind da noch alte Gemälde zu sehen, welche aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert stammen. Sie werden von den Freunden des Alterthums und der Kunst sehr gern betrachtet und bewundert, obwohl sie zum Theil verblichen, zum Theil verwischt sind. Auch ihr Inhalt ist zum Theil sehr dunkel

und wer ihren Sinn vollkommen verstehen will, der muß sich wohl der Erklärung bedienen, welche der nunmehr verstorbene Regens Tinkhauser in seiner Beschreibung des Bisthums Brixen (1855) gegeben hat. Dieses schätzbare Werk ist leider unvollendet geblieben und soll der Herr Fürstbischof selbst dessen Weiterführung eingestellt haben. Er sieht's nicht gerne, wenn sich seine Priester mit historischen Studien beschäftigen, weil sie in der That aus der Geschichte des Bisthums Brixen nicht viel Gutes lernen können.

An der Mittagsseite dieses Kreuzgangs steht die alte, aber kleine und schmucklose Johanniskirche. In den stürmischen Tagen Heinrichs IV., am 25. Juni 1080, saßen da verschiedene Bischöfe, die er hierher berufen, und hielten einen Rath, entsetzten Gregor VII. seiner päpstlichen Würde und übertrugen diese dem Erzbischof Guibert von Ravenna, der dann vier Jahre später als Clemens III. den König in Rom zum Kaiser krönte.

Im Kreuzgang und an den äußeren Wänden des Doms sind viele Grabsteine aufgestellt, darunter mehrere sehr ansehnliche, welche dem Gedächtniß der früheren Bischöfe gewidmet sind. Auch Oswald von Wolkenstein, der letzte singende Ritter, hat dort ein Denkmal aus dem Jahre 1408. Seine Asche ruht aber in der Kirche zu Neustift, einer Augustinerprobstei, die eine kleine Stunde ober Brixen liegt.

In Brixen finden sich auch mancherlei Klöster; das Kloster der Clarissinnen wird schon 1235 erwähnt, zu einer Zeit, da die heilige Clara, die Ordensstifterin selbst noch lebte. Ihre Ordensregel legt den Clarissinnen strenges und häu-

figes Fasten, sowie auch beständiges Stillschweigen auf. Ueberdieß beschäftigen sie sich mit lateinischen Gebeten und tiefgehenden Betrachtungen. Sie dürfen ihre Klostermauern nie verlassen und heißen darum beim Volke „die Eingesperrten."

Außerdem sind hier noch Franciscaner, Capuciner, Tertiarinnen, englische Fräulein und barmherzige Schwestern. Die Wirksamkeit der beiden letztgenannten Anstalten wird gerühmt; die anderen loben zwar den lieben Gott den ganzen Tag, thun aber sonst nicht viel.

Die ursprüngliche Stadt ist ein regelrechtes Viereck, welches jedoch, da den größten Raum das Münster, die Pfarrkirche, der Domfriedhof und die Burg des Fürstbischofs einnehmen, nur eine einzige erhebliche Gasse in sich hält, nämlich „die Lauben". Die Häuser sind nach tirolischer Art reichlich mit Erkern und Jalousien versehen und unten mit Bogengängen ausgestattet, in welchen die Läden der Handelsleute aufgeschlagen sind. Unter diesen Lauben hält auch Herr Johann Fallmerayer, des Fragmentisten Neffe, ein wohlversehenes Waarenlager.

Nicht zu übersehen ist hier das Pfaundler'sche Haus, ein geschmackvoller, italienischer Bau aus dem sechzehnten Jahrhundert, ursprünglich ein Sitz des Geschlechts der Kempter, die dem fürstbischöflichen Adel angehörten und zur Zeit noch blühen.

Außerhalb der alten Stadt, der Richtung des rauschenden Eisacks folgend, zieht sich eine lange Straße hin, welche etwas krumm, eng und winklicht ist. Manche Herbergen von minderer Zierlichkeit stehen da in gleicher Reihe mit den stolzen Häusern, welche einst die Domherren und

die Brixener Ritterschaft besaßen. Ein anderer Theil der Stadt liegt auf der Landzunge zwischen dem Eisack und der Rienz, und zwar der älteste, welcher ebenfalls krumm, eng und winklicht ist. Er wird jetzt als Vorstadt betrachtet und Stufels genannt. Dieser Name, welcher von romanisch stavels, Ställe, herrührt, und der Name Rungad, romanisch runcata, Gereut, wie der untere Theil jener langen Straße heißt — sie bezeugen, daß zu der Zeit, als die Stadt Brixen erstand, also um das Jahr 1000 herum, die Einwohner der Mehrzahl nach noch romanisch waren und daß damals der Wald, der gereutet wurde, noch bis an den Domplatz reichte.

Eines größeren Rufs und lauteren Ruhms, als alle die genannten Denkwürdigkeiten erfreut sich aber bei den gewöhnlichen Menschen dieses Jahrhunderts der hiesige Gasthof zum Elephanten. Unter seinem Dach nahm am 2. Januar 1551 der erste Elephant, der durchs heilige römische Reich zog, seine Einkehr; der damalige Wirth aber war sinnreich genug, sein Haus an diesem Tag umzutaufen und ihm den neuen, wohl und bedeutsam klingenden Namen „zum Elephanten“ zu verleihen. Ja, er gieng noch einen Schritt weiter, indem er den neu benannten Gasthof sofort unter den Schutz der allerheiligsten Jungfrau stellte, diese demgemäß, wie sie die Schlange zertritt, auf die äußere Wand malen und darunter die Verse setzen ließ:

„O Jungfrau, die der Schlange Feind,
Bleib immer Elephantens Freund.“

Ueberdieß ließ der Wirth auf der Vorderwand des Hauses

auch den Elephanten bildlich darstellen nebst seinen beiden menschlichen Führern in der Tracht der damaligen Zeit und setzte ferner eine lapidare Inschrift bei, welche das seltsame Ereigniß auch noch den Nachkommen vermitteln sollte.

In der guten alten Zeit, wo die Brennerstraße noch mit Last-, Post- und Stellwagen befahren wurde, kennt man kaum ein Beispiel, daß je ein Fuhrwerk der magnetischen Kraft des Elephanten entkommen wäre; für die Fußgänger, die von Nord und Süd oder von der Pusterthaler Seite heranzogen, war er aber gerade wie jenes Licht am Sommerabend, in das alle Mücken stürzen, oder, um ein selteneres und edleres Beispiel zu versuchen, wie der Ocean, in den alle Ströme münden (mit einziger Ausnahme des Hachinger Baches bei München, welcher mehrere Mühlen treibt und dann auf freiem Felde versiegt.) Sind ja doch die Potentaten kaum zu zählen, die hier schon Herberge genommen und nach einer unverbürgten Sage sollen sogar die heil. drei Könige einst da eingekehrt sein. Hatten früher die Kaiser, Könige oder minderen Monarchen hier einmal christlich übernachtet, so wurden sie gleichsam in den Orden des Elephanten aufgenommen, von den besten Pinseln der Brixener Schule mehr oder minder kenntlich in Oel gemalt und darauf im obern Vestibulum ehrenvoll aufgehängt. Die größte Reinlichkeit, gute Speisen, edler Wein und billige Preise führen diesem Hause auch jetzt noch der Reisenden zahllose Geschwader zu, obgleich keine Last-, Post- und Stellwagen mehr vor seiner Pforte landen. Herr Hans Heiß, der Schwiegersohn der letzten hochverehrten Elephantin, der noch lebenden Frau Wittwe

Mayr, welcher seit 1869 auf dem Elephanten sitzt, versäumt auch nichts, um seinem Schilde den alten Glanz zu erhalten. Er hat sogar die dichten Heerschaaren der frommen Brixener Fliegen, welche früher manchen Landfahrer arg belästigt, mit überlegener Kriegskunst zum größten Theil besiegt und wird wohl auch deren letzten, eingeschüchterten Rest noch aus dem Felde schlagen. Sein Haus zieht überdieß jahraus jahrein ein anhängliches Häuflein italienischer Familien bis zu den Conti und Principi hinauf in seinen Zauberkreis. Sie kühlen sich hier von den Erhitzungen ihres Klima's und ihrer Politik nicht ungern ab und finden unter den Barbaren mit Erstaunen jene Appetitlichkeit, jenen Comfort, jene mäßigen Rechnungen, welche sie in der Heimath so oft vermissen. Ha, könnte man ihnen zurufen, wenn ihr ebenso civilisirt sein wollt, wie wir — so zeigt uns eure Elephanten!

Jener mehrgedachte Brixener Elephant aus dem Jahre 1551 scheint aber auch der Anfang der neueren Elephantologie zu sein. So tief war damals die zographische Kunst gefallen, daß sie die Umrisse jenes mächtigen Thieres ganz vergessen hatte. Der Elephant in dem hiesigen Kreuzgang, der aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, ist der deutlichste Beleg dafür, daß sich die damaligen Maler diesen Pachydermus als eine hellgraue Bestie dachten mit schlanken Beinen und Doppelhufen, einem Pferdehals, einem Schafsgesicht mit cannellirten Ohren und einem Rüssel, der wie ein Waldhorn gestaltet war. Erst vom Jahr 1551 an und von Brixen aus kam wieder ein Licht unter die Völker und der wahre Bericht, wie der größte Vierfuß der Schöpfung aussehe und beschaffen sei.

In der sonnigen Breite von Brixen hat sich von jeher auch der einheimische Adel gern gesonnt. In älteren Zeiten war die Landschaft allenthalben mit Schlössern und Edelsitzen besetzt; allein bis auf unsere Tage hat sich wenig erhalten von jener Pracht. Das Schloß Salern, so einst höchst ansehnlich auf einem Hügel stand, ist nur noch ein hohler grauer Thurm. Voitsberg und Pfeffersberg, Tschötsch und andere ehedem berühmte Burgen sind ganz verschwunden. Krakofel steht noch hoch oben zwischen felsigen Weinbergen und sieht weit hinaus ins Land, allein seine Ritter sind längst ausgezogen und haben ihren Horst den Bauern überlassen. Als die ansehnlichste Burg der Gegend stellt sich Palaus dar, mit Zinnen und Thürmen stark bewehrt. Seine einstigen Herren sind nach Bayern ausgewandert und haben den Stammsitz ebenfalls an einen Landmann verkauft, aus dessen schwieliger Hand ihn der k. k. Kämmerer Freiherr von Unterrichter erwarb, um ihn mit vielem Aufwand wieder zu ritterlichen Ehren zu bringen. Unter seinem Dach, unter seiner Kastanien Schatten haben schon manche gebildete und angesehene Familien des südlichen Herbstes Wonnen genossen. Noch mehr in unsere Zeit herein schaut das reingeweißte, vielfenstrige Köstlan (ehemals Castellano), in dessen Burghof sich nunmehr statt der turnierender Ritter die Brauknechte tummeln, die zum Besten eines anspruchslosen Publikums, dem in den letzten Jahren die Weine zu sauer und zu theuer werden wollten, ein anspruchsloses Bier bereiten.

Auch Neustift, die Augustiner Probstei, eine kleine Stunde oberhalb Brixens am Ufer des Eisacks gelegen, welche Bischof Hartmann von Brixen 1141 gegründet und

Herr Reinbert von Seben begabt hat, darf wegen seiner Sehenswürdigkeiten nicht unerwähnt bleiben; ebenso wenig das liebliche Varn, das der deutsche Wanderer in früheren Zeiten, ehe noch die Eisenbahn gelegt war, so fröhlich begrüßte als das erste Dorf auf hesperischer Erde. In der That konnte es ihm, wenn er aus den wilden Eisackschluchten gekommen, ein überraschendes Bild südlicher Landschaft gewähren, mit seinen hohen schattigen Nuß- und Kastanienbäumen und seinen Rebengeländen, welche bis an die Lärchenwälder hinaufreichen. In felsigem Rinnsal rauscht der Schalderer Bach durch die Ortschaft und vermehrt mit seinen Brücken und Stegen die Mannigfaltigkeit der kleinen Veduten. Ueber dem Dorfe ragt die Kirche mit ihrem alten Spitzthurm auf und bietet an der äußern Wand ein sehenswerthes Frescobild aus dem Jahr 1474. Im Schatten der Bäume lauschen und lauern allerlei alte Ansitze, einst des Brixener Adels Sommerfrischen, jetzt zum Theil in Bauernhöfe verwandelt, zum Theil wieder neu hergestellt. Auch einige ganz moderne Landhäuser treten hinzu, denn das schöne Varn hat — wie die Weisen der Gegend ahnen — eine Zukunft und da heuer schon ein halbes Dutzend Familien aus dem Flachlande sich hier eingenistet, so können die ehrsamen Varner nächstes Jahr gewiß alle Stuben voll haben, vorausgesetzt, daß sie deren mittlerweile herrichten lassen.

Bei diesem Dorfe geht eine waldige Schlucht ein, aus welcher der eben erwähnte Schalderer Bach herauskommt. An seinen raschen Wassern führt ein guter Weg ins vielbeliebte Schalderer Bad hinauf, welches wir aber

schon einmal beschrieben haben und deßhalb jetzt in Ruhe lassen können.

Zu bemerken wäre noch, daß für die Physiognomie der Brixener Gegend namentlich der 6. December 1809 ein verhängnißvoller Tag gewesen ist. Die Tiroler wollten nämlich damals nicht an den Schönbrunner Frieden glauben, obwohl er schon längst verkündet war, und führten den Krieg noch ein Vierteljahr nach eigenen Heften fort. Um jene Zeit versuchten nun die Bauern auch einen Angriff auf die Stadt Brixen, in welcher ein paar tausend Franzosen lagen, konnten aber nichts ausrichten, wogegen jene herausbrachen, sie auseinanderjagten und aus Rache die ganze Umgegend in ein Feuermeer verwandelten. In jener Nacht brannten fünf Dörfer und achtundzwanzig Edelsitze oder Landhäuser nieder; nur Köstlan, Karlsburg und Palaus blieben verschont. Wie viele von jenen achtundzwanzig Gebäuden sich wieder aus der Asche erhoben, und welche ganz verschwunden sind, ist aber schwer zu erfragen.

Zu den Reizen der Brixener Gegend gehören auch die Hochebenen, die sie rings umfangen. Ist nur erst der ziemlich steile Anstieg überwunden, so mag der Wanderer hoch über dem Thal durch Feld und Wald auf den gemächlichsten Pfaden dahinschlendern, unter sich die Stadt Brixen, deren Glocken heraufschallen, und die grüne Landschaft am Eisack, die das Auge wunderbar erfreut. Auf diesen Pfaden begegnen ihm dann verschiedene Dörfer mit alterthümlichen Kirchlein, die höchst anmuthig gelegen sind. Verschiedene Gießbäche, welche von oben herunterkommen, reißen zwar tiefe Schlünde in das Erdreich, erhöhen aber

eben dadurch den malerischen Werth des Ganges. Auf der östlichen Halde, auf den Höhen des Andreasberges, ist sogar ein „Badel“ Namens Burgstall angebracht, wo der Wanderer nicht schlecht zu Mittag essen kann. Stille und vielleicht etwas scheue oder wohl gar menschenscheue Menschen, welche gern weit umherschauen, aber nicht gern gesehen sein wollen, können schwerlich eine Zuflucht ausfindig machen, die ihnen besser anschlagen dürfte. Auf der westlichen Halde liegt unter anderem das weit zerstreute Dorf Tschötsch, in dessen Bezirk, „auf der Tschötscher Haide“, das baufällige Hüttlein zu finden ist, „das Baumgartner Häusel zu Baierdorf“, wo „der Fragmentist“ das Licht der Welt erblickt hat. (Der Verschönerungsverein zu Brixen dürfte dieses Häuslein wohl einmal durch ein billiges Schildlein ausmerken, da sonst auch dieses Gedächtniß bald verloren gehen wird.) Unter den dortigen Kastanienbäumen hat der Geschichtschreiber von Trapezunt als Jockele vor fünfundsiebenzig Jahren seine Schafe gehütet.

Ueber Tschötsch hinaus zieht der Weg an der sonnigen Bergseite hin nach Velthurns, wo ein ehemaliger Landsitz der Bischöfe von Brixen steht, jetzt ein Besitz der Ritter von Goldegg zu Bozen. In diesem findet sich verschiedene Malerei und allerlei alterthümliches Getäfel, das jetzt, nachdem es bekannt geworden, die reisigen Schaaren der Zeichner, Maler und Kunstkenner mächtig anzieht. Namentlich der Fürstensaal, der 1583 unter dem Fürstbischof Johann Thomas Freiherrn von Spaur vollendet wurde, tritt durch die Trefflichkeit seiner eingelegten Arbeit hervor. Das ehemals fürstbischöfliche Schloß ist übrigens

ein einfaches zweistöckiges, mit einem Glockenthürmchen versehenes Gebäude, das in einem Baumgarten steht, der mit hohen Mauern umfangen ist.

Auf dem Wege von Tschötsch nach Velthurns, welcher die herrlichsten Aussichten in die dämmernden Bergfernen und ins grüne Thal bietet, sieht man plötzlich die gegenüberliegenden Rücken einsinken, vielmehr einen niederen Sattel bilden, hinter welchem sich zuerst drei unverschämt nackte Zacken von bedeutendster Höhe und niederschlagender Arroganz erheben, denen aber sofort, wenn der Wanderer vorschreitet, wieder andere und andere folgen, so daß zuletzt eine ganze Kette der wildesten Häupter vor den Augen steht. Dieß sind die Geislerspitzen, welche das krautwälsche Enneberg von dem Eisackthale scheiden, eine Dolomitengruppe ersten Rangs. Nicht zu vergessen ist ferner, daß von der andern Seite, von Norden her, auch die Zillerthaler Ferner, drei oder vier ewig weiße Spitzen, über mancherlei Vorberge herüberschauen und selbst unten am Eisack im Thal gesehen werden.

Geheime Memoiren aus der guten alten Zeit des Hochstifts Brixen sind bisher noch nicht aufgefunden worden, indessen weiß man genug aus seinem öffentlichen Leben, um die Segnungen seines Krummstabes würdigen zu können. Daß es am Ausgang des Mittelalters in wilder Zuchtlosigkeit und sittlicher Auflösung darniedergelegen, wird selbst von den Hoftheologen nicht bestritten. Im Brixener Ländchen war es auch, wo 1525 aus Kummer und Noth der tirolische Bauernkrieg entstand. Er war vorzüglich gegen die Urbar- und Zinsbücher gerichtet, welche die Aufständischen vernichten wollten, auf daß ihre

überspannten Giebigkeiten der ewigen Vergessenheit anheimfallen sollten. Hier setzten die Rebellen auch jene famosen zwanzig Artikel auf, welche den Frankfurter Grundrechten um mehr als dreihundert Jahre vorausgegangen sind, aber doch schon ungefähr denselben Inhalt hatten.

Das gemüthliche Leben der Haupt- und Residenzstadt war auch im Jahr 1562 wieder bedroht, als Balthasar Dosser, ein Müller aus dem nahen Lüsenthale, den Vorsatz faßte, der großen Theurung und den unerschwinglichen Steuern durch einen allgemeinen Aufstand abzuhelfen. Er suchte seine Verbündeten in ganz Tirol zusammen und man kann nicht wissen, was er alles angestellt hätte, wenn er nicht vorher zu Klausen ergriffen, zu Brixen verurtheilt und zu Innsbruck geviertheilt worden wäre. Das gleiche Schicksal begegnete seinem Mitschuldigen, Christian Wachtlechner, zu Brixen und wurden dessen vier Stücke „auf gemeinen vier Straßen" öffentlich aufgesteckt. Ein anderer Mitverschworener ward zu Brixen bis in die Vorstadt mit Ruthen ausgestrichen, dortselbst zur besseren Erinnerung des rechten Ohrs mittelst eines Schnittes entledigt und für Lebenszeit aus den Bisthümern Brixen und Trient verwiesen. (Der Grafschaft Tirol schien man ihn vergönnen zu wollen.) Wer möchte sich nicht aus unserem Jahrhundert, das der Fortschritt täglich mehr verweichlicht, in jene kräftigen Zeiten zurücksehnen!

Das Städtchen selbst, das jetzt nur wenig mehr als viertausend Einwohner zählt, führte in der guten alten Zeit dasselbe behagliche Moderleben, wie es damals Freising, Eichstädt und andere bischöfliche Residenzen führten, die, so klein auch immer, für ihr Bisthum doch zu groß

waren. Von dem Herzogthum, das einst (1027) Kaiser Konrad II. den Kirchenfürsten zu Brixen verliehen, von den Grafschaften im Inn- und Pusterthal, die sie einst besessen, war ihnen schon lange nichts mehr geblieben als ein kurzer Landstreifen am Eisack, in welchem ihre Hauptstadt und die wunderliche Stadt Klausen lag, ferner die Stadt Brunecken im Pusterthale, sowie etliche kleine Herrschaften daselbst und im ladinischen Gebirge, endlich das armselige Faßathal — alles zusammen siebzehn Quadratmeilen und 26,000 Einwohner enthaltend.

Aus den Steuern und Abgaben dieses darbenden Häufleins mußten der ehemalige Herzog, nunmehrige Reichsfürst und Bischof, sein ganzer Hofstaat, sein Domcapitel mit zwanzig gesalbten Häuptern und allerhand der Hauptstadt zur höchsten Zierde gereichende Collegien, Mönchs- und Nonnenklöster, beschauende und bettelnde, erhalten, mußten namentlich im letzten Jahrhundert auch kostbare Bauten aufgeführt und so manches romanische oder gothische Gotteshaus in die Schönheit des Zopfstyls umgestaltet werden.

In seinem Ländchen waltete der Fürstbischof als unumschränkter Herrscher und Despot, war aber allerdings, wie es im Charakter der Tiroler liegt, meist eine gute alte Haut. Hochderselbe erschien zwar als tirolischer Landstand auf den alten Landtagen der gefürsteten Grafschaft entweder in Person oder durch seine Gesandten, allein in seinem Bisthum waren ihm keine constitutionellen Schranken gesetzt. Die wenigen „Hantirer“ oder Gewerbsleute, die in der Stadt neben den geistlichen Herren noch Platz gefunden, lebten auch zumeist nur von seinen Gnaden, d. h.

von den Arbeiten, die der Hof ihnen zukommen ließ. Man will übrigens wissen, daß in der guten alten Zeit ein Stadtbürger oder niederer Hofbeamter zu Brixen durch die blauen Augen seiner jungen Frau viel leichter auf einen grünen Zweig kommen konnte, als durch frühes Aufstehen und langes Schwitzen bei der Arbeit. Werden ja selbst am päpstlichen Stuhle derlei Mittel und Wege zu irdischem Fortkommen nicht übel angesehen.

Soweit die Geschichte zurückgeht, fiel es keinem Brixener ein, die ungemein günstige Lage seiner Vaterstadt für Verkehr und Handel auszubeuten. Man sollte meinen, es müßte sich da ein wohlhabender Kaufmannsstand gebildet haben, aber es wird nicht ein Geschlecht genannt, das in dieser langen Zeit etwas merkliches verdient und einigen Reichthum erworben hätte. Doch war der Bürger zufrieden und vergnügt. Er konnte über die Ueppigkeit des Hofes nachsichtig schmunzeln, denn er wurde ja ebenfalls feist dabei. Gegenüber dem armen, geschundenen Landmann, bei dem das Sprichwort galt: „Soweit die Brixener Domglocke schallt, kann kein Bauer gedeihen," sprach der Bürger nicht ohne Stolz: „Wenn einer vom Himmel runter fiele, müßte er auf Brixen fallen."

Das Sprichwort: „Unterm Krummstab ist gut wohnen," scheint der deutsche Episkopat selbst erdacht zu haben; möglich auch, daß es von seinen Hoffleischern und Hofschneidern ausgieng; die bischöflichen Bauern sind schwerlich irgend einmal jener Meinung gewesen.

Wenn man aber da auf der Karte links hinüberschaut, z. B. nach St. Gallen, Zürich, Basel, nach anderen Städten, die vor fünfhundert Jahren auch nicht größer

gewesen als die heilige Stadt am Eisack und jetzt in Wohlstand und Bürgerglück, in Wissenschaft und Gelehrsamkeit, in stolzen Bauten für das Wohl der Menschheit prangen und vergleicht damit dieses ärmliche Brixen mit seinem ehrwürdigen Bischofsitz, seiner ehemaligen Souveränität, seinen andächtigen Kirchenhäuptern, seinen Weihbischöfen und Domherren ohne Zahl, mit allen seinen Augustinern, Capucinern, Franciscanern, Tertiarinnen, Clarissinnen und seinem geringen Gedeihen in weltlichen Dingen, seinen geringen Verdiensten um die höhere Entwicklung der Menschheit, so kommt man wohl auf die Frage: woher denn dieser Unterschied des Segens? — Vielleicht doch daher, daß jene den Schurf des Mittelalters zeitig abgespült haben, selbstdenkend, fleißig, unternehmend, oder mit andern Worten protestantisch, ketzerisch geworden, kurz, dem Teufel in die Hände gefallen sind und unter seinem Schutz jene höllischen Blendwerke aufgestellt haben. Wenn diese Antwort die richtige, so könnte man unter Einbeziehung sicilisch-calabrischer, kirchenstaatlicher, niederbayerischer und anderer ähnlicher Zustände leicht auf den bedenklichen Gedanken verfallen: daß die Werke der Hölle auf dieser Welt sich oft viel lieblicher und angenehmer ausnehmen, als die der Kinder des Lichts.

Der letzte Bischof, der als Reichsfürst auf dem Stuhl zu Brixen saß, war übrigens Karl Franz, ein Graf von Lodron und ein gütiger Herr. In die damalige Hofhaltung leuchtete Ludwig XIV. und sein Versailles noch mächtig herein. Vielleicht war es auch nur ein französischer Zug, daß immer mehr Amoretten als Cherubine dnrch die heiligen Hallen huschten. Wo alles liebte, konnte

Karl Franz allein nicht hassen. Er umgab sich zwar nicht mit öffentlich anerkannten Favoriten, wie seine Amtsbrüder zu Köln und Mainz, aber er blieb den Töchtern seines Landes immer hold. Seine Domherren nicht minder. Einer derselben, ein Freiherr von Rechberg, der gewöhnlich mit Stiefeln und Sporen in den Chor kam, ist wegen seiner galanten Abenteuer jetzt noch nicht vergessen. Es gab damals noch Hofbälle, auf welchen die Domherren in zierlichem Menuett ihre Gelenkigkeit zeigten. (Auf dem Concil zu Trient tanzten die Bischöfe noch durch die Bank.) Auch war eine Hofbühne vorhanden, wo jedoch die weiblichen Rollen durch die studierende Jugend dargestellt wurden. Diese brauchte sonst wenig zu lernen, wenn sie mit fünfzehn Jahren nur ein flüssiges Küchenlatein zum Besten geben konnte. Von deutscher Sprache und deutscher Literatur war noch keine Rede. Lessing, Göthe, Schiller sind erst 1806 mit den bayerischen Fahnen in das Land gekommen. Sie sollen sich aber noch zur Zeit etwas fremd fühlen, da sie als Protestanten mehr gefürchtet, denn als Schriftsteller geliebt werden. Vor zwanzig Jahren sagte ja auch ein Jesuitenpater, der im Gymnasium zu Feldkirch über deutsche Literatur vortragen sollte, daß er eigentlich nichts vorzutragen habe, weil es eine deutsche Literatur, beim Lichte betrachtet, noch gar nicht gebe. Auch Beda Weber meinte — und vielleicht nicht ohne Grund — ein christkatholischer Tiroler könne in des heiligen Paulus Briefen viel mehr heilsames lernen, als in Göthe's oder Schillers Schriften. Er ärgerte sich notorisch, als Dr. Streiter in seinem Garten zu Bozen die Marmorbüsten der beiden deutschen Dichterfürsten aufstellte und rief vor dreißig

Jahren in der „Postzeitung“ entrüstet aus: „Was haben denn diese Männer für unsern heiligen katholischen Glauben gethan, daß sie in einem Bozner Garten paradiren dürfen?“ Viele gebildete Tiroler helfen sich aber seitdem dadurch aus dem Dilemma, daß sie den Apostel so gut ignoriren, wie die beiden Poeten.

Um alles zu erwähnen, was die Sage noch von der alten Pracht erzählt, wollen wir auch der fürstbischöflichen Grenadiercompagnie gedenken, welche aus vierundzwanzig großen und schönen Leuten bestand. Als letzter Generalcapitän befehligte sie ein Freiherr von Palaus. Sie marschirte, wenn der Bischof selbst das Hochamt hielt, im Chor des Domes auf, präsentirte bei der Wandlung das Gewehr, schlug auch den Wirbel und wirkte in jeder Weise zur größeren Ehre Gottes mit. Bei solchen Feierlichkeiten umstanden den Kirchenfürsten auch zwölf Pagen oder Edelknaben, die aus den ersten Geschlechtern des Landes erkoren waren. Der Brixener Adel, im Mittelalter sehr zahlreich, kam zwar im Laufe der Zeiten immer mehr herunter, hielt sich aber bis zu Ende der weltlichen Bischofsherrschaft gleichwohl noch in leidlichen Ehren. Jetzt ist er bis auf zwei oder drei Familien verschollen. Daß der Fürstbischof und Landesherr immer nur vierspännig ausfuhr, von Vorreitern und Läufern begleitet, versteht sich von selbst.

So ungefähr war das Fürstbisthum Brixen äußerlich beschaffen, ehe das heilige römische Reich zusammenfiel. Es sah zwar etwas anders aus, als es sich unser Herr Jesus Christ, da er noch auf Erden gieng, gedacht haben mochte, war aber doch in seinem harmlosen Marasmus viel liebenswerther, als die meisten weltlichen Höfe der damaligen Zeit.

Der jetzige Fürstbischof Vincenz Gasser, hat sich seinen Hofhalt viel apostolischer eingerichtet. Er führt weder Vorreiter noch Läufer und wenn er an hohen Feiertagen vor seinem Dom auffahren muß, so nimmt er Roß und Wagen bei einem Lohnkutscher zu leihen. Er hält keine Pagen und keine Grenadiercompagnie, eben so wenig gedenkt er die bischöfliche Bühne oder die Hofbälle wieder einzuführen. Die früheren Galanterien sind gänzlich eingestellt. Seinen betagten Domherren ist der Tanz ebenso streng verboten, wie der bäuerlichen Jugend des Bisthums — eine Fessel, welche jene wahrscheinlich viel leichter tragen als diese.

Bald nachdem diese Schilderung von Brixen und die Besprechung des Elephanten am 5. August 1875 in der A. A. Z. erschienen war, erhielt diese zwei Zusendungen, welche der Leser wohl nicht ungern hier wieder finden wird. Die erste (Beilage zur A. Z. vom 8. Aug. 1875) lautet:

= **Frankfurt a. M.**, 6. Aug. (Zu L. Steub's Lyrischen Reisen.) Daß der Elephant, welcher am 2. Januar 1551 in dem jetzt nach ihm genannten Gasthaus in Brixen übernachtete, der erste gewesen sei, „der durchs heilige römische Reich zog", steht nicht so fest, als der Herr Einsender anzunehmen scheint. Bereits 1443 führt Lersners Chronik von Frankfurt und 1473 Saurs Städtebuch Elephanten auf, welche auf der Frankfurter Messe gezeigt worden seien. Ein aus dem Jahre 1515 stammendes Wandgemälde von der Anbetung der heiligen

drei Könige, welches im Kreuzgang des Carmeliterklosters dahier war und von welchem der Kunsthistoriker J. D. Passavant eine Beschreibung mit guter Abbildung im achten Hefte des Archivs für Frankfurter Geschichte und Kunst (1858) gegeben hat, zeigt Elephant und Kameele im Troß der Könige in treuen, charakteristischen Abbildungen. Die Beschreibung, welche Herr Steub von der mittelalterlichen Abbildung des Elephanten im Kreuzgang zu Brixen gibt, wonach offenbar in der Phantasie des ausführenden Künstlers eine Verschmelzung der Attribute von Kameel und Elephant stattgefunden hat, ist ein interessantes Seitenstück zu der von J. Grimm auch sprachlich (Deutsches Wörterbuch III, 403) nachgewiesenen Verwechslung großer Thiere: Aleph, Ochs; bos lucanus, Elephant; elaphos, Hirsch; gothisch ulbandus, althochdeutsch olpenta, angelsächsisch olfent, altnordisch ulfaldi = Kameel. Wie die Römer die Elephanten des Pyrrhus lucanische Ochsen nannten, so war dem Spanier in Amerika der Jaguar ein Löwe, das Llama ein Kameel, so redet der Nordamerikaner vom Prairiehund u. dgl. m. Da nach dem oben gesagten nicht feststeht, „daß der Brixener Elephant der Anfang der neueren Elephantologie sei," so wäre es wünschenswerth, wenn die Herausgeber deutscher Städtechroniken auf die culturhistorisch interessante Thatsache der ersten Einführung fremder Thiere achteten.

Die zweite (Beilage zur A. Z. vom 19. Aug. 1875) läßt sich vernehmen wie folgt:

A. Z. **Prag,** 10. Aug. (Der erste Elephant in Mitteleuropa.) Auf seinen „Lyrischen Reisen" in Brixen angelangt, erwähnt Ludwig Steub (s. Beil. zu Nr. 217

der „Allg. Ztg.“) unter den Denkwürdigkeiten dieser Stadt halb im Ernst, halb im Scherz, auch des Gasthofs zum Elephanten und sagt: „Unter seinem Dach nahm am 2. Januar 1551 der erste Elephant, der durchs heilige römische Reich zog, seine Einkehr.“ Nun ist diese Brixener Tradition aber unrichtig: schon mehr als 700 Jahre vorher sah Deutschland einen Elephanten. Bekanntlich unterhielt Karl der Große freundschaftliche Beziehungen zu seinem berühmten Zeitgenossen, dem Chalifen Harun Alraschid, dessen glänzender Hof — wie selbst unsere Jugend aus „Tausend und Eine Nacht“ schon weiß — in dem herrlichen Bagdad am Tigris seinen Sitz hatte. Das Oberhaupt der islamitischen Welt gab — wie Karls des Großen Geheimschreiber Eginhard berichtet — seiner Hochachtung für den Beherrscher des christlichen Abendlandes wiederholt einen unzweideutigen Ausdruck. So räumte ihm Harun die Schutzherrlichkeit über das heilige Grab in Jerusalem ein; so suchte er dessen Herz durch reiche und auserlesene Geschenke zu erfreuen. Im Jahre 807 nach Ch. G. überbrachte z. B. sein Gesandter Abdella (Abdallah?) Kaiser Karl dem Großen in dessen gewöhnliche Residenz Aachen ein orientalisches Prachtzelt mit zwölf Vorhängen aus buntgefärbten Stoffen, eine reiche Anzahl kostbarer Seidengewänder, wohlriechende Salben, zwei Messingleuchter von ausgezeichneter Form und Größe und eine Kunstuhr von Messing, deren Mechanismus durch eine Wasseruhr getrieben wurde und so eingerichtet war, daß nach Ablauf jeder Stunde ein Metallkügelchen auf ein Becken herabfiel und dasselbe erklingen ließ, also eine Art Stundenschlag vermittelte, und daß ferner nach Ablauf von

zwölf Stunden zwölf Reiter durch zwölf Fensteröffnungen aus dem Innern hervorkamen. Doch schon fünf Jahre zuvor hatte Harun seine freundschaftliche Gesinnung gegen Karl den Großen durch einen noch sprechenderen Beweis, ja man kann sagen, sogar durch ein nicht zu unterschätzendes Opfer beglaubigt, denn damals schickte er ihm, neben vielen andern Kostbarkeiten des Morgenlandes, auch einen — Elephanten, den einzigen, den er eben besaß, aber nicht aus eigenem Antrieb, sondern um den ihm kundgegebenen Wunsch seines abendländischen Freundes zu erfüllen. Uebrigens gieng damals, trotz mancher Besorgnisse in Bagdad, der Transport des Thiercolosses glücklich von statten. Karl der Große ließ, sobald er benachrichtigt worden, der Elephant sei unterwegs, in Ligurien, d. h. im Genuesischen, Schiffe ausrüsten, die den sehnlich erwarteten Fremdling an der afrikanischen — wahrscheinlich egyptischen — Küste abholten und mit ihm gegen Ende Octobers des Jahres 801 in Porto Venere — nordwestlich von Livorno und unweit Massa — landeten; weil aber die Weiterreise über die Alpen des Schnees halber nicht mehr möglich war, blieb das Rüsselthür den Winter über in Vercelli; erst im nächsten Frühjahr setzte Abulabaz (so hieß unser Elephant) seinen Weg nach Norden fort und hatte am 19. Juli des Jahres 802 die Ehre, zu Aachen seinem neuen Herrn und Gebieter übergeben zu werden.

XVI.

Schloß Rodeneck.

Im Herbste 1875.

Das grüne Pusterthal, einst so still und unbesucht, ist jetzt ein sehr beliebter Tummelplatz der Touristen geworden. Es gibt da in der That mit Augen mancherlei zu sehen und ebensoviel mit anderen Organen zu genießen, denn Hasen, Spielhühner, Forellen und dergleichen anziehende Naturprodukte, welchen das Reisevolk, ohne es gleichwohl zu gestehen, oft beflissener nachgeht, als alten Glasfenstern, Grabsteinen und Schloßruinen oder auch als Wasserfällen, Gletschern und Dolomiten, sie sind in der Pusterer Küche noch nicht so selten, wie sonst im rhätischen Alpenlande.

Wer nun seinen Sinn auf das Pusterthal gestellt hat und von der Stadt Brixen, dem stillen Bischofssitz, oder von der Franzensfeste gegen des Thales ersten Flecken, das jüngst abgebrannte, aber wieder in junger Schönheit erstehende Mühlbach geht oder fährt, der gewahrt auf dem andern Ufer der rauschenden Rienz in erhabener Lage ein großes, weißes Gebäude, welches sich aus einer langen

Zeile weißer Mauern erhebt. Das Ganze sieht nicht aus wie ein romantisches Ritterschlößlein, denn die zackigen, grauen Thürme mit ihren Epheuranken und die Zinnen auf den Mauern fehlen gänzlich, sondern eher wie eine kleine Bergfestung aus der neueren Zeit. Historisch betrachtet ist es aber gleichwohl ein uralter Herrensitz und sein Name lautet Rodeneck. Der Weg, der von dem Flecken Mühlbach hinaufführt, läuft anmuthig über Wiesen und Felder dahin. Die Gegend ist sehr fruchtbar, mit mancherlei Höfen, Weilern und Dörfern besetzt und heißt beim Volke der goldene Berg.

Nicht weit vor dem Eingang der Burg steht die Pfarrkirche zu Maria Himmelfahrt „in der Vill", die alte Rodenecker Haus- und Hofkirche. Dort sind ihre Grabsteine, theils auf dem Boden, abgetreten und unleserlich, theils an den Wänden aufgestellt, die meisten aus den letzten zwei Jahrhunderten und ohne künstlerische Bedeutung. Betrachtenswerth dagegen ist das Denkmal des edlen und vesten Caspar zu Gufidaun auf Rodeneck aus dem Jahre 1480 und ein anderer Grabstein, viel älter und vielleicht aus dem dreizehnten Jahrhundert stammend, der da anhebt mit den Worten: „Hic est sepultura Heinrici de Line." Dieser steht aber an einem dunkeln Orte und wer sich nicht ein Licht geben läßt, der wird die Buchstaben schwerlich lesen können. Die Herren von Line, von denen der Grabstein spricht, sind längst verschollen. Auf der Stelle, wo ihr Stammsitz einst gelegen, steht jetzt ein Bauernhof, beim Liner genannt, und einiges verfallenes Gemäuer.

Nunmehr in die Burg! Sie liegt auf einer vorsprin-

genden Felsennase, die von schauerlichen Abgründen umgeben ist. Unten in der Schlucht rauscht die rasche Rienz dahin. Den einzigen Zugang gewährt eine jetzt sehr abgetretene hölzerne Brücke, welche über einen ziemlich tiefen Graben führt. Letzterer ist in den Felsen gehauen und sichert das Castell auf dieser schmalen Seite, der einzigen, welche so zu sagen die Verbindung mit dem Lande Tirol erhält.

Die Schaffnerin räth dem Wanderer, sich mehr an die rechte Seite der Brücke zu halten, denn die linke sei wegen Fäulniß der Bretter lebensgefährlich. Die Burg selbst tritt zuerst als ein mächtiger, mehrfach geborstener Thurm entgegen. Derselbe ist von runder Gestalt, aber mäßiger Höhe. Neben diesem führt ein Thorweg in den ersten Hof, wo in verfallenen Herbergen die Pächtersleute wohnen. Hier ist alles Scheuel und Gräuel der Verwüstung. Die Mauern scheinen dem Einsturz nahe und ein Theil derselben ist auch schon in die Rienz hinuntergesunken. Hier herrschen Ackerbau und Viehzucht in des Wortes verwegenster Bedeutung. Den Ehrenplatz nimmt ein mächtiger Misthaufen ein, den ein Graben voll duftender Jauche vor allen Angriffen zu schützen scheint. Ihn umgeben hundert malerische Gegenstände, zerbrochene Räder, Wagengestelle, Heugabeln, Dreschflegel, Schubkarren, Schleifsteine, kurz, eine vollständige Sammlung landwirthschaftlichen Gerümpels, das hier aber nicht Stück für Stück aufgezählt werden kann.

Ist dieser Eingang mit seiner Ländlichkeit überstanden, so beschattet uns wieder ein Thorhaus, und wer auch diesen dämmernden Durchgang hinter sich hat, der tritt in den

zweiten und letzten Hof, welcher sanft ansteigt und mit kurzem Grase bewachsen ist. Hier herrscht wieder volles Ritterthum und reine Luft, was auf die Aermlichkeit und die schlimmen Dünste des ersten Hofes eine angenehme Abwechslung bietet. Hier sind auch Wappen, Inschriften, Freitreppen, Bogengänge u. s. w. zu sehen.

Wir steigen nun eine steinerne Treppe hinan und betreten so das eigentliche Schloß und die Gemächer, in welchen einst die alten Rodenecker gehaust. Etliche wenige Stuben wurden in neuerer Zeit wieder mit der nöthigsten Einrichtung versehen und bewohnt. Die anderen sind ganz leer und öde, zwar ausgekehrt und gereinigt, sonst aber noch ebenso beschaffen, wie sie vor zwei oder drei Jahrhunderten gewesen, nämlich etwas niedrig und durch ziemlich kleine Fenster erleuchtet. Diese kleinen Fenster und die halbdunklen Stuben finden sich ja in allen Burgen, die noch aus jenen Zeiten stammen, welche ihr Augenmerk mehr auf standesmäßige Vertheidigung, als auf behagliche Wohnung zu richten pflegten. Die Wände sind meist getäfelt.

Den ersten Stein zu dieser Burg mag in grauer Vorzeit ein germanischer Häuptling, ein Gothe, ein Langobarde, ein Bajuvare gelegt haben. Rodanus kommt nämlich in jener Zeit als deutscher Mannsname öfter vor und davon leitet sich Rodanicum, Rodanic ab, woraus zuletzt Rodeneck wurde. Die ersten Rodenecker sind aber schon am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ausgestorben und ihre Burg gerieth dann in verschiedene Hände, einmal auch in die des Landesherrn, des Kaisers Maximilian, der sie sammt der Herrschaft 1491 für treu geleistete Dienste

dem Ritter Veit von Wolkenstein schenkte. Bald darauf theilten sich die Wolkensteiner in die Linien zu Rodeneck und zu Trostburg.

Warum aber der alte Herr Rodanus seinen Horst auf diesem einsamen Felsen erbaut, ist eine Frage, die nicht schwer zu beantworten. Die gehoffte Sicherheit für Hab' und Gut, für Leib und Leben wird seine Wahl wohl allein bestimmt haben; denn die Aussicht ins Land hinaus ist da weder weit noch breit. Außer der langen Alpenkette gegen Westen und den Bergdörfern auf der Höhe, wie Spinges und Meransen, ist eigentlich nur der weißgetünchte Flecken Mühlbach zu sehen, da den Blick ins Eisackthal der Natzerberg verhindert. Abstoßend und schauerlich, aber doch wieder seltsam fesselnd ist der tiefe Schlund, in dem sich die Rienz halbrund um den steilen Burgfelsen wälzt. Selbst vom sicheren Fenster aus in den dunkeln Abgrund zu schauen, erregt ein unheimliches Gefühl. Wir wenden uns starrend ab, um doch gleich wieder zu versuchen, ob wir uns nicht an diese Schau gewöhnen können. Es ist, als ob der Acheron in den Orcus stürzte und als ob wir uns selber mit hineinstürzen müßten.

Dieses Schloß war einst eine weltberühmte Kunst- und Schatzkammer und von unten bis oben vollgepfropft mit Sehenswürdigkeiten aller Art. Erzherzog Ferdinand, der Gemahl der schönen Philippine Welser, hatte in seinem Schloß zu Ambras ein fürstliches Beispiel gegeben und ein Museum hergestellt, welches auch die Sammellust des tirolischen Adels weckte. Christoph Freiherr von Wolkenstein, der gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts lebte, suchte ihm nach besten Kräften nachzueifern, wußte allerlei

merkwürdige und kostbare Sachen zu erwerben, gründete eine Bilder-, eine Münzen-, eine Waffensammlung und einen höchst werthvollen Büchersaal. Um alle diese Seltenheiten zu besehen, kamen mitunter sehr vornehme Besuche auf das alte Schloß, deren Gedächtniß noch jetzt durch eherne Tafeln an den Wänden des inneren Hofes erhalten wird. Wir können da heute noch lesen, daß im Jahre 1610 Erzherzog Karl von Oesterreich, Bischof von Brixen, 1628 Erzherzog Leopold, der Landesfürst, mit seiner Gemahlin Claudia von Medicis den Burgherrn durch ihre hohe Anwesenheit beglückt haben.

Von allen jenen Schätzen sind nur einige Familienbilder übrig geblieben. Wie, wann und wohin die übrigen vertrödelt worden, ist jetzt kaum mehr zu erfragen. Auch in Rodenecks Umgebung verlauten jene unheimlichen Gerüchte, die hierzulande so manches andere Schloß umschweben, als zum Beispiel, daß man die wichtigsten Pergamente aus dem Archive centnerweise an die Juden, die kostbarsten Rüstungen als altes Eisen an die Hufschmiede verkauft habe und dergleichen. Verläßlicher scheint die Angabe, daß die Waffensammlung und die Armirung der ganzen Veste mit allen Kriegsvorräthen im Jahre 1700 um 10,000 fl. käuflich an das kaiserliche Zeughaus zu Wien übergegangen und daß das Archiv noch in ziemlicher Vollständigkeit beisammen sei. Die Bibliothek dagegen wurde vor dreißig Jahren um dreihundert Gulden an einen Antiquar in Berlin verkauft und in drei Wagenladungen fortgeführt. Eine zeitlang scheint auch völlig offenes Haus gewesen zu sein, so daß jeder Nachbar vorfahren und sich von den Bildern mitnehmen konnte, was

ihm anstand; wenigstens sieht man in allen anständigen Häusern der Gegend Gemälde aus dem Schlosse. Eine frühere Schaffnerin, die lange Zeit mit einer Magd hier die ganze Besatzung bildete, soll auch angeblichen Schätzen nachgespürt und, um diesen beizukommen, viel schönes Getäfel zerrissen und zersprengt haben.

Nachdem das erbgesessene Geschlecht der Wolkensteiner zu Rodeneck ausgestorben war, fiel das alte Schloß durch Heirath der Erbtochter an den Freiherrn Guido von Seyffertitz, dessen Erben es im vorigen Jahre an den ungarischen Grafen Guido Karacsonyi um 8700 fl. veräußerten. Da der Graf nur die leeren Wände gekauft hatte, so wurde im letzten Juni, um gänzlich aufzuräumen, noch alles versteigert, was nicht niet- und nagelfest war. Zu dieser Versteigerung fanden sich nur Bauern, Juden, ein Vertreter des jetzigen Besitzers und Herr Rath und Archivar Dr. Schönherr von Innsbruck ein. Die größeren, mit ansehnlichen Rahmen versehenen Familienbilder aus dem vorigen und vorletzten Jahrhundert wurden zumeist für den neuen Burgherrn ersteigert; die anderen fielen zu höchst mäßigen Preisen den Landleuten zu. Die Meßgewänder und die ganze Einrichtung der Capelle wurden dem Schlosse erhalten. Ein geschichtsfreundliches Consortium, dessen eine Hälfte ein Christ, dessen andere ein Jude bildete, erstand um zweihundertsiebzig Gulden das Archiv der Rodenecker.*)

*) Es scheint aber für das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg erstanden worden zu sein. In dessen Rechenschaftsbericht für das Jahr 1875 findet sich nämlich folgende Stelle:

Unser Archiv wurde durch Ankauf des gräfl. Wolkenstein'schen

Haus Wolkenstein scheint sich für dieses Geschäft gar nicht interessirt zu haben, aber Herrn Dr. Schönherr gelang es, für das Ferdinandeum noch einige Hexenprocesse zu retten.

Nach anderer Aussage hatte ein sachverständiges Mitglied des gräflichen Geschlechts das Archiv vor der Versteigerung besichtigt, aber gefunden, daß die besten Stücke schon beseitigt und das Uebrige nicht viel werth sei.

So scheint denn über den Wolkensteinischen Archiven dasselbe finstere Geschick zu walten, welches die Urkundenschätze in den tirolischen Burgen fast insgesammt verfolgt. Auch auf der Trostburg kann man hören, die werthvollsten Pergamente habe weiland Beda Weber mit Bewilligung des Burgherrn zuerst nach Meran, dann, als er Stadtpfarrer zu Frankfurt geworden, dahin mitgenommen; nach seinem Tode habe man aber versäumt, sie zurückzufordern und jetzt seien sie verschollen.

Als aber das letzte bewegliche Stück bei jener Versteigerung seinen neuen Herrn gefunden hatte, entfernten sich die Steigerer aus den öden Räumen und es gieng eine leise, elegische Stimme hindurch und wer Lateinisch verstand, dem klang es hörbar wie: Sic transit gloria mundi!

Archivs aus dem Schlosse Rodeneck in Tirol erweitert, das als Ganzes sammt den Originalschränken, worin es seit Jahrhunderten aufbewahrt war, in unser Museum geführt wurde, wobei die k. k. österreichische Südbahngesellschaft die Beförderung um halben Tarifpreis bis Kufstein übernahm, während die kgl. bayerische Staatsbahn auf die Frachtkosten von Kufstein bis Nürnberg verzichtete.

Der neue Burgherr aus Ungarland soll mit irdischen Glücksgütern reich gesegnet und gesonnen sein, auf die volle Wiederherstellung der Veste erkleckliche Mittel zu verwenden. Man hofft, daß der edle Graf wenigstens die Sommermonate auf Rodeneck verleben und daß die ideale Heiterkeit und der poetische Schimmer seines Hofhalts auch auf die nähere und weitere Umgebung belebend wirken werden. Eine alte, aber neuaufgerichtete Burg mit gastlichen Räumlichkeiten, mit allen Erinnerungen des Mittelalters und allem Comfort der neuen Zeit, eine Burg, deren Herr und Gebieter für Kunst und Wissenschaft schwärmt, deren Pforten ihren Vertretern immer offen stehen, eine Burg, wo die Enkel Walthers von der Vogelweide, die Nachfolger Oswalds von Wolkenstein, die Sänger und Maler bei einem Becher edlen Weines in die herrliche Welt hinausjubeln, wo auch andere Jünger der rhätischen Muse, die Geschichts- und Naturforscher, kurz alle Leute, denen der liebe Gott einen guten Kopf, eine schöne Stimme oder ein anderes Talent verliehen, sich an gastlicher Tafel zusammenfinden und den Ruhm des Hausherrn an die Glorie und den Glanz des sechzehnten Jahrhunderts, an des Landes schönste Tage anbinden könnten, eine solche Burg, wie sie sich auch die Brixener und Mühlbacher nicht anders denken, sie ist in Tirol wahrhaftig „ein längst gefühltes Bedürfniß".*)

*) Diesem Bedürfniß scheint gleichwohl noch nicht abgeholfen werden zu sollen, denn der edle Graf aus Ungarland war nur einmal da um das Schloß zu besichtigen, ist aber seitdem nicht wieder erschienen.

XVII.

Das Mädchen von Spinges.

Im Herbste 1875.

Zwischen der Franzensfeste, die oberhalb Brixen zu finden, und dem pusterthalischen Mühlbach schiebt sich ein niederer Bergrücken vor, auf dem das Dörflein Spinges (monte de spines, Dornberg) liegt. Die Wege von der Abend- und der Mittagseite ziehen sich durch niederen Föhrenwald sanft in die Höhe, lange hin von großen Granitblöcken begleitet, welche die Arbeiter der Eisenbahn zwar aus dem Felsen gesprengt, aber nicht mehr verwendet haben. Endlich taucht der Thurm von Spinges aus den Eschen auf, welche hier den herrschenden Baumschlag bilden. Der Thurm ist aus Quadersteinen erbaut, von schlanker Höhe, mit rothem Spitzhut bedeckt, eine zierliche Form, welche sich in der Gegend von Brixen so ständig wiederholt, wie wenn alle diese Thürme aus einer Hand hervorgegangen wären.

Die breite Hochebene ist sehr gut bebaut, trägt Haidekorn, Weizen und Mais. Ein Häuflein bescheidener Häuschen umringt die Kirche; die anderen stellen sich in weiter

Zerstreuung die Halde hinan, welche hinter dem Dorfe gegen Norden aufsteigt. Ihr Erdgeschoß ist von Stein und weiß getüncht; auf diesem ruht ein hölzerner Oberbau und ein Dach von Holz. Jeder Hof steht in seiner Markung, die durch Zäune oder kunstlose Mauern aus Felsenstücken abgegrenzt wird. So anspruchslos diese Herbergen scheinen, so lebt in ihnen doch ein wohlhabendes Völklein, das hart und fleißig arbeitet. Die Gemeinde Spinges zählt keine Armen. Erst vor Kurzem starb ein Bauer, der seinen acht Kindern ein Vermögen von hunderttausend Gulden hinterlassen haben soll.

Der Name Spinges strahlt im hellen Ruhmesglanze der tirolischen Geschichte. Es war im Jahre 1797, als Bonaparte in der Po-Ebene die Armee des Kaisers vor sich hertrieb und den General Joubert mit fünfzehntausend Mann nach Tirol entsandte. Dort, in den rhätischen Alpen, sollte dieser seinen linken Flügel decken und durch das Pusterthal eine Vereinigung mit demselben an der Drau erstreben. In jenen Tagen ergriff nach fast hundertjähriger Ruhe wieder ein kriegerischer Eifer das ganze Tirolervolk; die Sturmglocken erschollen, die Kreidenfeuer*) leuchteten von den Höhen. Im Innthal, in der Gegend von Innsbruck, erhob sich der Landsturm, zog über den Brenner und theilte sich so, daß der eine Haufe oberhalb Brixen bei Varn, der andere bei Spinges Stellung nahm. Der letztere wurde dort am 2. April von den Franzosen,

*) Kreiden- oder Greidenfeuer, von ital. grida, Kriegsgeschrei, nennt man in Tirol die Feuer, welche bei Kriegszeiten als Signale auf bestimmten Berghöhen angezündet werden.

die durch den Bergwald heraufdrangen, mit Uebermacht angegriffen. Die Bauern zogen sich in den Kirchhof zurück und hielten diesen mit Sensen und Morgensternen, mit Jagdgewehren und Scheibenstutzen lange Zeit gegen den Andrang der Feinde, bis sie der Uebermacht weichen und in dem nahen Wald eine Zuflucht suchen mußten. Unter die Vertheidiger hatte sich aber auch ein Mädchen gestellt, das mit einer Heugabel drei stürmende Franzosen von der bereits erklommenen Mauer herunterstürzte. Das ist das Mädchen von Spinges.

Die heutigen Tiroler suchen sich aber, unähnlich den Schweizern, aller Celebritäten, die nicht urkundlich zu documentiren sind, mit besten Kräften zu entledigen. Das Mädchen von Spinges steht nun leider auch in dieser Categorie, und die tirolischen Zweifler erklären es daher ziemlich einstimmig für eine schöne Fabel. Der jetzige Curat zu Spinges, Herr Joseph Stecher, aus Graun im Vinschgau gebürtig, aber schon mehr als dreißig Jahre in dem Dörflein als Priester wohnhaft, übrigens ein Mann von siebenundsiebzig Jahren, doch noch sehr rüstig, gesprächig und gegen die Wanderer, die zu ihm hinaufgestiegen, sehr freundlich und zuvorkommend — dieser hat sich schon viele Mühe gegeben, um der Sache auf den Grund zu kommen, aber keine Bestätigung gefunden. Es gehe übrigens eine alte Sage, daß der Urheber der Geschichte der französische General Joubert selber sei, denn dieser soll am nächsten Mittag nach jenem blutigen Abend im rühmlichst bekannten Gasthof zum Elephanten zu Brixen seinen Tischgenossen allerlei Anekdoten über die Gefechte auf dem Spingeser Berge vorgetragen und dabei erzählt haben, tapfer vor

allen habe sich auf dem Kirchhofe ein junges, schönes Mädchen mit einer Heugabel geschlagen. Woher dem General diese Eingebung gekommen, sei aber nicht mehr zu constatiren, dagegen sehr wahrscheinlich, daß seine Kriegshauptleute zuerst die Geschichte im Lande verbreitet. Freilich wird jetzt noch die Zinne in der Kirchhofmauer, hinter welcher das Mädchen gestanden haben soll, mit Bestimmtheit gezeigt, allein der Curat Pfaundler, der später zu Dietenheim gestorben, versicherte seinem Amtsbruder zu Spinges, so oft es dieser hören wollte, er sei als Student und Landesschütze damals an der nächsten Zinne gestanden und hätte das Mädchen, wenn es vorhanden gewesen, unter allen Umständen wahrnehmen müssen, habe aber nichts davon gesehen. Ferner berichtet der Curat, es sei wenige Wochen nach dem Kampf bei Spinges eine fürstbischöfliche Commission ins Dorf gekommen, um den Schaden zu schätzen, den die französischen Verwüstungen angestiftet, und diese Commission habe fünf Ducaten mitgebracht, um sie im Auftrage des Fürstbischofs und Landesherrn dem tapferen Mädchen, das sie ausfindig machen sollte, zu verehren — allein die Heldin sei trotz alles Nachfragens nicht zum Vorschein gekommen.

Gleichwohl geht noch eine andere Sage um, welche das Mädchen von Spinges mit seiner Heldenthat festhält und sogar wissen will, es habe noch lange hernach gelebt und sei als alte Köchin hinten in Enneberg gestorben.

Die Geschichte vom Spingeser Mädchen findet sich zuerst gedruckt im Tiroler Almanach von 1802, in einem Aufsatze, den wahrscheinlich der Freiherr von Hormayr geschrieben hat. Auch das nicht sehr gelungene Titelkupfer

dieses Jahrgangs ist der tapferen Jungfrau gewidmet. Auf demselben sieht man nämlich den Kirchhof, den die Franzosen angreifen, den aber die Bauern vertheidigen, und unter diesen, als ein sehr bescheidenes Figürchen, auch die kämpfende Maid. Später drang das Mädchen in viele Geschichts- und Reisebücher ein, ist auch in neuerer Zeit wohl schon mehrmal gemalt und besungen worden. Weniger zweifelhaft als das Mädchen von Spinges, vielmehr ganz unbestritten sind aber die damaligen Heldenthaten des Georg Fagschlunger von Axams, welcher, von elf Bayonnetstichen durchbohrt, zwischen sieben erschlagenen Feinden gefunden wurde, und des Anton Reinisch von Volders, des Sensenschmieds, der eine zweischneidige Sense an einem langen Stiel als Waffe führte, mit dieser, wie einst Arnold von Winkelried, um eine Bahn zu brechen, mitten in den feindlichen Haufen stürzte und endlich, nachdem er fünfzehn Franzosen niedergemäht, an seinen Wunden zusammenbrach. Der Ort, wo der tapfere Sensenschmied gefallen, ist jetzt noch bekannt.

Dem Feinde sind damals auf dem Spingeser Berge drei Bataillone verhauen worden. Die umgekommenen Franzosen wurden stellenweise in den Feldern und Wiesen verscharrt. Freilich sind in jenen Kämpfen auch hundert und drei Tiroler gefallen. Ein Theil derselben wurde damals an der nördlichen Kirchhofmauer beerdigt und ihnen fünfzig Jahre nach dem Tage der Schlacht, 1847, eine steinerne Gedenktafel, leider in lateinischer Sprache gesetzt.

Ob die Sieger damals Trophäen erbeutet und wo diese hingekommen, ist auch nicht mehr ganz festzustellen. Eine französische Fahne, die hier erobert worden, soll in

der Kirche zu Hötting bei Innsbruck hängen. Ein anderes Stück hat der Herr Curat in Händen — einen republicanischen Ringkragen (hausse-col), wie ihn damals die französischen Offiziere trugen. Dieser sollte wohl als einziges Denkmal jener Tage für ewige Zeiten in der Gemeindelade zu Spinges hinterlegt werden, obgleich er an und für sich ganz werthlos ist. Er besteht nämlich nur aus einem messingenen Schildchen, auf das eine Figur von falschem Silber aufgelöthet ist, nämlich die Freiheitsgöttin, in der einen Hand eine Fahne, auf der die Worte: République française, in der andern eine Gesetzestafel, auf welcher die Worte: Droits de l'homme zu lesen sind. Sie steht auf einem Würfel mit der Inschrift: La liberté ou la mort!

XVIII.

Laurein und Proveis.

1.

Oktober 1875.

Unsere Pfleglinge, die deutschen Schulen in Wälschtirol, wollen nicht immer nur durch das Fernrohr der Liebe betrachtet, sondern mitunter auch persönlich besucht werden. Das Häuflein der Getreuen soll zuweilen nachsehen, wie es ihnen geht und ob ihnen unsere Spenden zum Nutzen gereichen. Herr Curat Franz Mitterer zu Proveis lud mich daher schon öfter mündlich und schriftlich ein, doch auch einmal hinaufzusteigen in seine kühle Höhe, um seine Schule, sowie auch seine Kirche und seinen Widum zu betrachten. So nahm ich mir denn endlich vor, seinen Wunsch zu erfüllen und gieng im angehenden October auf die Fahrt.

Wir wollen hier Eingangs nur erinnern, daß sich am rechten Etschufer aus dem Ultenthal heraus von Lana bis Eppan, von Eppan bis Deutschmetz eine schroffe und hohe Bergwand hinzieht, welche hier die deutsche Sprache von

der wälschen scheidet. Jenseits liegt die alte Anaunia; jetzt Val di Non, der Nonsberg, diesseits das Etschland. In der nördlichsten Spitze des italienischen Nonsberges finden sich nun aber die vier deutschen Dörfer: Unser lieben Frau „im Wald", St. Felix, Laurein und Proveis, welche je zwei oder drei Stunden von einander entfernt liegen und zwar so, daß sie ein Viereck bilden. Sie sind dem Beobachter von jeher aufgefallen, weil sie, obwohl jenseits der Wasserscheide, dennoch deutsche Sprache und Sitte bis zum heutigen Tage bewahrt haben.

Der Bau unserer Erdkugel, ihrer Berge und Thäler ist übrigens in dortiger Gegend so gestaltet, daß die genannte Tetrapolis, die vier Nonsbergischen Waldstätten, sowohl von oben her über den Gampen, als als auch von unten herauf durch den Nonsberg zu erreichen sind. Wer diesen letzteren Weg einschlagen will, der mag auf der Eisenbahn bis nach Mezzo-Lombardo, zu deutsch Wälsch Metz, einem ansehnlichen, stadtähnlichen Orte, fahren, welcher am Eingange des Nonsberges liegt. Dort wird der Wanderer in der „Krone" um elf Uhr den Stellwagen finden, in dem er, wenn er sich nirgends aufhält, nach wenigen Stunden den Flecken Fondo, zu deutsch Pfund, erreicht, so daß er wohl noch am nämlichen Tage nach Unser lieben Frau oder nach Laurein kommen kann.

Der Nonsberg ist das Land der Abgründe und der schönen Aussichten. Was die Abgründe betrifft, so fallen sie alle dem Thalbach zur Last, dem Noce, zu deutsch Ulz, der sich eine mehr als hundert Fuß tiefe Schlucht ausgefressen und dadurch auch alle seine Zubäche veranlaßt hat, sich eben so tief einzubohren. Die Hochgestade des

wilden, verheerungssüchtigen Baches stehen oft so nahe bei einander, daß sich die Einwohner von dies= und jenseits einen vernehmlichen guten Morgen wünschen können; wenn aber einer zum andern kommen und diesem die Hand schütteln will, so muß er diesseits so tief hinunter und jenseits so hoch hinauf klettern, daß er leicht drei Viertelstunden dazu braucht. Die Seitenbäche, die dem Noce zuströmen, rinnen in wilden Felsenklüften, die oft so enge sind, daß oben Brücken und Stege darüber gehen, von denen der Wanderer schwindelnd in die Tiefe schaut.

Die schönen Aussichten rühren aber davon her, daß die Hochebene zu beiden Seiten des Baches in gemächlicher Breite und in milder Neigung gegen das Gebirge hinzieht und daß die weite Landschaft ungemein zahlreich mit Häusern, Dörfern, Flecken und Schlössern besetzt ist. Es finden sich daher unzählige Stellen, wo man den ganzen Nonsberg und alle seine Herrlichkeiten, die üppigen Thalgelände und die beschneiten Bergreihen meisterhaft übersieht. Wie reichlich diese Landschaft bebaut ist, mag man daraus entnehmen, daß ihr der alte „Landreim" von Tirol vierundzwanzig Schlösser und vierthalbhundert Dörfer zuschreibt.

Viel mehr können wir heute, da uns anderes obliegt, über diese Gegend nicht mittheilen. Nur eines alten Freundes sei in Ehren gedacht, des hochansehnlichen Dr. Alfons von Widmann, der hier im Nonsberg zu Sanzeno geboren ist und da als heiterer Greis seine alten Tage verlebt, die schon ins achtzigste Jahr hineingehen. Sein Geschlecht kam vor zwei Jahrhunderten aus der Reichsstadt Ulm in dieses entlegene Thal und verbreitete

sich mit solcher Macht, daß der Name in Wälschtirol jetzt vielfach gefunden wird. Alfons von Widmann hat früher viele Jahre zu Innsbruck als Rechtsanwalt gelebt, ist dort mit unserer Literatur vertraut geworden und dadurch in die deutsche Strömung gerathen, aus der er sich nicht mehr herauszukommen bemühte, obwohl seine Muttersprache die italienische ist. Das Haus zu Sanzeno ist übrigens, wie ein Landhaus am Rhein, mit literarischem und musikalischem Geräthe vortrefflich ausgestattet und überdieß wegen seiner Gastlichkeit im ganzen Lande berühmt. Die beiden edlen Nationen, auf deren Grenze es steht, sind unter seinem Dache gleich willkommen. Jene verderbliche Leidenschaft, welche die trentinischen Italianissimi verzehrt, so daß sie vor Patriotismus ganz gelb und hager werden, sie wird hier nicht geschürt; dagegen glaubt man, da die Freunde meistens zweisprachig sind, hin und wieder auch Engländer und Franzosen einfallen, sich mitunter in Babylon zu befinden. Des Hausherrn Milde und Edelmuth gehen so weit, daß er in vergangenen Herbsten oft fünf und sechs Studenten auf einmal verschrieb. Seine Laune wurde dann immer rosiger, je betäubender der Lärm, den die jungen Herren in seinem Hause veranstalteten. Ihn erfrischte dabei der Gedanke, sie würden sich einst im Tempel der tirolischen Wissenschaft ebenso bemerklich und vernehmlich machen, wie damals in dem stillen Sanzeno.

Dieser Lärm hat sich nun allerdings gelegt, aber noch immer webt in dem Hause ein wechselvolles Leben. Ein Tanzsaal, ein Garten mit Sommerhaus und Kegelstatt, die Jagd, im October auch traubenreiche Weingelände, ein Marstall mit Wagen und Pferden — alles steht den Gästen

zur Verfügung. An diesem edlen Hause wollte ich, obgleich in sichtlicher Eile, nicht vorbeigehen, ohne es zu rühmen und meinen Dank für seine Gastfreundschaft abzustatten.

Trotz aller Eile muß aber doch noch erwähnt werden, daß Sanzeno das St. Denis des Nonsberges ist. Hier sind nämlich dessen beste Heiligen begraben, Sisinius, Alexander und Martyrius, welche aus Asien hierhergekommen waren, um das Evangelium zu predigen, und am 29. Mai 397 von den annoch heidnischen Anauniern an diesem Orte erschlagen wurden. Da nun auch die Schlacht von Legnano, in welcher unser Friedrich der Rothbart 1175 den Lombarden unterlag, „das lombardische Marathon", wie es ein italienischer Historiker nannte, auf den gleichen Tag fällt, so wurde der Sieg den nonsbergischen Heiligen zugeschrieben und diese auch bei dem letzten siebenten Centenarium desselben als besondere Patronen der italienischen Chauvinisten hervorgezogen und mit Ehren überhäuft, in der Hoffnung, daß sie dereinst auch als tapfere Vorkämpfer bei der Eroberung des Trentino und somit des Nonsberges mithelfen würden. — Von dem heiligen Sisinius rührt übrigens der Name Sanzeno her, welcher eigentlich Sanseno geschrieben werden sollte, von den deutschen Reisebeschreibern aber gewöhnlich San Zeno oder St. Zeno geschrieben wird. Es findet sich im Nonsberg zur rechten Seite des Noce allerdings ein Dörfchen, das nach dem heiligen Zeno benannt ist, dessen Name aber nach italienischer Weise Sanzenone lautet.

Sanzeno ist auch als ein Fundort alter Münzen und etruskischer Alterthümer bekannt, ja in diesem Jahre ent-

deckte man da sogar eine gewölbte katakombenartige Grabstätte, in welcher sich ein hoher Sarkophag spätrömischen Styls vorfand.

Mehr als Martyrer und Sarkophage würde die Freunde der Natur vielleicht ein Ausflug nach der nahen, abenteuerlichen Einsiedelei des heiligen Romedius anziehen, allein ich konnte sie damals wohl besuchen, aber es fehlt mir heute die Zeit, sie zu beschreiben.

Und eines kühlen Morgens fuhren wir, nämlich der Herr Intendant und ich, in raschem Zwiegespann und auf trefflicher Straße dahin und kamen in einer Stunde nach Fondo oder Pfund.

Dieser Flecken, welcher achtzehnhundert Einwohner zählt, liegt zwischen grünen Wiesen, an einem Wildbach, der wie die übrigen in einer engen und tiefen Schlucht dahinströmt. Ueber ihn geht eine Brücke, welche die beiden Theile der Ortschaft verbindet. Hübsche, reinliche Häuser sind hier auf unebenem Boden locker und ohne strengen Plan zusammengestellt. Alles sieht noch schmuck und neu aus, weil der Flecken erst vor zehn Jahren zum größten Theil abgebrannt ist. Zu rechter Hand steht auf einem Hügel das alte Schloß Malosco, wo jetzt der Richter sitzt.

Eine andere Merkwürdigkeit zeigt sich am Eingang des Orts, nämlich ein altes, hohes, von jenem Brande verschontes Haus, dessen Vorderseite von unten bis oben bemalt ist. Die Bilder stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert, sind aber jetzt mehr oder weniger verwischt. Doch ist noch sehr deutlich zu sehen, wie die Griechen einst mittelst des hölzernen Pferdes die Stadt Troja einnahmen. Unter diesem Bilde sind verschiedene andere Malereien

kennbar, welche alle zu verstehen geben, daß das hohe Gebäude vor Zeiten ein Gast- und Weinhaus gewesen. Namentlich machen sich einige trinkende Gestalten bemerklich, meist heitere Landsknechte, über welche verschiedene Sprüche geschrieben sind. So z. B.: „Ich bin ein Landsknecht wohlbekannt und hab' die Kandel in der Hand" — oder: „Lieber Bruder und Geselle mein, wie magst du trinken so viel Wein?" Es ist nicht die hohe Poesie, die uns diese Verse so bemerkenswerth erscheinen läßt, sondern ihre deutsche Sprache. Fondo liegt zwar, wie wir wissen, ganz nahe an der Sprachgrenze, allein wenn das Haus jetzt bemalt werden sollte, würde man die Verse doch schwerlich in deutscher Zunge auftreten lassen. Aber im sechzehnten Jahrhundert scheint hier wenigstens jenes Publicum, das etwas zu vertrinken hatte, noch ein deutsches gewesen zu sein.

Wer von Fondo nach Laurein gelangen will, der wandert westwärts über die Novella, welche hier ebenfalls sehr tief eingeschnitten ist, aber doch oben auf schwindelnder Brücke mühelos überschritten wird. Er betrachtet hierauf im Vorbeigehen die noch wohlerhaltenen Mauern, Zinnen und Thürme von Castelfondo (Kastelpfund) und fängt dann zu steigen an. Es geht über einen waldigen Bergrücken, auf welchem zahlreiche Fußwege durcheinander laufen, so daß sich der Wanderer leicht verirren kann, wenn ihn nicht etwa ein wegekundiger Gewährsmann führt, wie mir einer zur Seite gieng, und zwar der Peter Pichler von Platthof aus der Gemeinde Proveis.

Das war erstlich ein langer, schlanker Mann von vierzig Jahren, mit einem langen regelmäßigen Gesicht und

einer langen, aber wohlgestalteten germanischen Nase, überhaupt eine ganz einnehmende Erscheinung und zweitens ein freundliches, sehr mittheilsames und auch etwas neugieriges Menschenkind. Er gab bald zu verstehen, daß er am liebsten von großen Herren, von Kaisern und Königen, von Krieg und Frieden spreche, so daß wir ihn in unserer Sprache vielleicht einen Politiker nennen dürften. Die Hülfsmittel und Quellen für diese Geistesrichtung scheinen allerdings auf dem Platthof sehr dürftig zu fließen. Der Pichler konnte sich z. B. nicht deutlich erinnern, ob er je eine Zeitung gesehen habe. Ich suchte ihm das Wesen dieser Papiere zu erklären und rieth ihm, sich wenigstens auf die „Constitutionelle Bozener Zeitung" zu abonniren. Zweifelhaft ist auch, ob ihm je eine Landkarte vor Augen gekommen. Ein Politiker dieser Art ist daher ausschließlich auf mündliche Mittheilungen angewiesen, aber auch diese fließen gewiß sehr spärlich, denn unser Pichler scheint mit den Wälschen, die ihm nahe wohnen, wenig Umgang zu haben; nach Fondo wandert er auch nicht oft und selbst im Wirthshaus zu Proveis kehrt er nur selten ein, da sein Hof nicht bei der Kirche, sondern eine Stunde herwärts an der waldigen Berghalde liegt. Diese Entfernung drückt wohl am schwersten auf ihn, denn im innern Gebirge, wo man keine Zeitungen hält, ist das Wirthshaus doch die Hochschule aller Staatsweisheit.

Aber um so anziehender waren des Pichlers Reden und Sprüche über den Gang der Welt. Bis sie zum Platthof auf Proveis durchdringen, gehen auch die neuesten und wahrhaftigsten Begebenheiten in Sagen und Märchen über. Mancherlei Nachrichten, die er bei den Nachbarsleuten ge=

sammelt, legte der Pichler nun mir zum kritischen Gutachten vor, da ich doch aus der Stadt sei und von diesen Geschichten wohl gehört haben müsse. Er sprach dabei eine ganz andere Sprache, als man sie in unsern jetzigen Zeitungen findet — ein alterthümliches Deutsch, wie es vor dreihundert Jahren Aventinus schrieb. Der nachbarlich=hesperische Einfluß zeigte sich viel weniger merkbar, als man erwarten durfte. Nur einmal ließ sich Peter auf einem italienischen Wort ertappen und auch dieses schien er nur tropisch zu gebrauchen, indem er nämlich sagte: „Letzten Sommer hab' ich viel Wehtagen (Schmerz und Krankheit) ausgestanden, bin noch nicht ganz pacifico (hergestellt)." Ich freute mich damals, die besten Stücke aus des Pichlers Reden einmal dem Publicum mittheilen zu können, aber nunmehr, da ich daran gehen will, finde ich zu meinem Aerger, daß ich sie alle vergessen habe bis auf zwei derselben. Der eine unvergessene Spruch, den der Peter that, als wir uns noch in der hohen Politik bewegten, lautete: der obere König (nämlich der von Preußen) ist jetzt weit voraus, aber der untere (der von Italien) macht sich auch nicht übel. Die zweite Rede, die ich mir merkte, ergieng, als wir unsere häuslichen Angelegenheiten besprachen und ich ihn gefragt hatte, ob er verheirathet sei. O ja, antwortete da der Pichler, i han a feins Weibele, klein ist sie, aber camót (commode). Wie er diese Bequemlichkeit der Gattin eigentlich verstanden wissen wollte, habe ich mir gleichwohl nicht erklären lassen.

Der waldige Bergrücken, den wir jetzt überstiegen hatten, zieht sich auf seiner Abendseite in mäßigem Abfall fort, bis er verendend noch eine kleine Hochebene bildet,

von der nur etliche steile Alpenpfade in die Niederung, in das Thal der Pescara führen.

Auf jener Hochebene liegt nun Laurein, das Dörflein, das ich suchte, eine Kirche, ein Thurm, der Widum und in der Zerstreuung noch einige Bauernhäuser, in welchen gegen fünfhundert Menschen wohnen. Als wir näher gekommen, nahm der Pichler Abschied, um einen Seitenweg nach seinem Hof einzuschlagen. Wir gaben uns herzlich die Hand und sprachen die Hoffnung aus, uns in diesem Leben noch einmal zu begegnen, ließen aber den Ort des Wiedersehens allerdings unbestimmt.

Die Dämmerung begann sich mächtig über Berg und Thal zu legen, als zwei Männer über den Grasboden lustwandelten, der sich am Friedhof in Laurein, vielmehr zwischen diesem und dem Widum, ausbreitet. Sie unterhielten sich dabei in ruhigem Gespräch. Der jüngere schien etwa zwanzig Jahre, der ältere fast noch einmal so alt zu sein. In jenem glaubte ich den Lehrer, in diesem um so mehr den Priester des Orts zu erkennen, als er den langen schwarzen Talar trug.

Ich näherte mich, nahm den Hut ab und sagte: „Guten Abend, Herr Curat! Wie befinden Sie sich?"

„Ja, kennen Sie mich denn?" erwiederte der Priester überrascht, aber freundlich.

„Allerdings habe ich die Ehre — Hochwürden Herr Nikolaus Schweighofer, Curat zu Laurein, wo noch deutsche Biedermänner leben, zweifelhaft ob Gothen, Langobarden oder Bajuvaren, was übrigens die hiesigen Gelehrten schon längst hätten untersuchen sollen —"

„O nur Geduld," sagte er lachend; „aber Sie sind

gewiß kein anderer als der Dr. — —" (Meinen eigenen Namen schreib' ich in solchen Fällen nicht gern und lasse ihn daher lieber errathen.)

„Gut getroffen!" sprach ich mich verneigend, „und eben weil ich jener bin, gedenke ich Ihnen jetzt einen höflichen Besuch abzustatten."

„Nu, dann sind Sie auch gleich eingeladen, bei mir über Nacht zu bleiben."

Dieß war — unter uns gesagt — für diesen Abend eine Hauptfrage. Die Wirthshäuser in Laurein und Proveis sind nämlich für Touristen zur Zeit noch gar nicht eingerichtet, und eine Frau Auracher, eine Frau Tiefenbrunner, Frau Emma Hellensteiner sucht man in diesen Urwäldern, die aber doch schon sehr licht geworden sind, vergebens.

Vor uns stand es ja auch, das stille, drei Fenster breite Häuschen, das ein vorspringendes Dach beschattet, während zu der schmalen Thüre eine steinerne Freitreppe hinanführt — harmloser Sitz des Friedens, wo der Freund der Einsamkeit die Wogen der Zeit nur von ferne branden und tosen hört.

Der Nachtwind kam immer kühler heran, im Häuslein zeigte sich hinter den Vorhängen trauliches Lampenlicht; wir stiegen die Freitreppe hinauf und traten in eine kleine, heimliche Stube, welche mit Zirbelholz ausgetäfelt ist. In ihr stand nicht nur ein gedeckter Tisch, sondern auch ein warmer Ofen, hier im Urwald, 1144 Meter über dem Meer und am vierten October immerhin ein sehr willkommener Freund. Er zeigte mir auch, daß sich der Hausherr über ein tiefgewurzeltes Vorurtheil empor=

geschwungen hat und sich zu dem in Tirol noch vielbestrittenen Satz bekennt, daß man einheizen müsse, wenn es kalt ist.

In diesem traulichen Stübchen, auf dem reinlichen Tische wurde nun zuförderst eine Flasche wälschen Weines aufgestellt und dann auch bald der Abendimbiß aufgetragen, eingelegter Schmarren und ein leckerer Hasenbraten. Dabei ergab sich eine sehr angenehme Unterhaltung, denn die beiden Herren waren als lebendige Quellen über Dichten und Trachten, Sitten und Gebräuche der biederen Laureiner unerschöpflich. Wir plauderten fort, bis es zehn Uhr schlug. Meine Liegerstatt war im Gastzimmer, welches in diesen weltentlegenen Curatien nie zu fehlen pflegt. Geht auch der Zug der großen Welt einen anderen Weg, so klopft doch von Zeit zu Zeit ein verschlagener Wanderer an, dem man freundlich eine Herberge bietet.

Der andere Morgen wurde mit einem Gang in die Kirche eröffnet, welcher ein schöner Altar aus der Zeit der Renaissance zur Zierde gereicht. Ihr zur Seite steht ein schöner gothischer Spitzthurm. Auf dem Friedhof öffnet sich eine idyllische Aussicht über das tiefe Thal der Pescara bis zu den weißen Spitzen, die hinter dem Nonsberg aufsteigen. Der Herr Curat wußte mit poetischem Gefühle die Herrlichkeit seines Sommers zu schildern, wenn die ganze Berghalde von blühenden Alpenrosen strotze. Deßwegen sei auch hier vielleicht eher als anderswo König Laurins Rosengarten zu finden. An dieser Halde wehen auch im frühen Lenz schon milde Lüfte und das Obst gedeihe vortrefflich. Vielleicht geht's nicht mehr lange her, bis auch die Laureiner von einer Luftcur träumen, von

europäischen Gasthöfen und von reichen Sommerfrischlern, die das goldene Vließ über diese stillen Fluren breiten. Vielleicht findet sich bald eine Actiengesellschaft, die ihren Wunsch erfüllt und unter ihren Alpenrosen ein stattliches Hotel aufstellt.

Nachdem wir die Kirche, den Friedhof und die Landschaft besehen hatten, begaben wir uns in die Sacristei, wo auch etliche Dutzend staubiger Urkunden liegen. Davon schleppten wir was uns beachtenswerth schien, in den Widum hinüber, um es etwas durchzustöbern.

Deutsche Schriften sind da nicht zu finden, auch nur wenige in italienischer Sprache und diese aus der neueren Zeit; die meisten sind lateinisch und von den Notaren zu Fondo aufgenommen. Eine Urkunde ist aber auch darunter, die von dem berühmten Cardinal Bernhard von Cleß, dem Fürstbischof von Trient, im Jahre 1535 auf seinem Schlosse Buon Consiglio daselbst erlassen wurde. Nach ihrem Inhalte haben die getreuen Leute vom Berg Laurein (fideles nostri homines de Montanea Lauregni) damals in einer Bittschrift vorgestellt, daß die Pfarrherren von Cloz, einem Dorf unterhalb Fondo's, in welches die Laureiner noch heutzutag eingepfarrt sind, früher sowohl italienisch als deutsch zu verstehen pflegten und daher der Seelsorge unter den Laureinern, qui Allemanni sunt, volles Genüge thun konnten. Dieß sei aber jetzo nicht mehr der Fall, da der zeitweilige Pfarrer von Cloz, Franciscus von Vigolo Vattaro (bei Trient) der deutschen Sprache nicht kundig sei. Der Fürstbischof findet diese Beschwerde begründet und verspricht ihr thunlichst abzuhelfen. Bei dieser Gelegenheit werden auch die Giebigkeiten der Laureiner ge-

regelt und jedem Hausvater sein Antheil zugewiesen. Deßwegen bietet sich denn eine kleine Sammlung von Geschlechtsnamen dar, welche übrigens so ziemlich dieselben, die sonst im deutschen Tirol gebräuchlich sind, wie Weger, Ecker, Reuter, Platner, Gasser, Kerschbaumer u. drgl. Die Aydschwörer finden sich jetzt noch auch im Ultenthale; Hildeprand à Sega ist wohl ein Andersag (an der Säge) gewesen und es kommt auch dieser Name jetzt noch in Ulten vor. Rein enchorisch scheint nur Vertramer zu sein, was jetzt Pertmer lautet.

Die Forschungen mußten bald unterbrochen werden, da mittlerweile die Schulstunde geschlagen hatte. Das Schulzimmer nimmt im Erdgeschoße die eine Hälfte des Widums ein und ist ein helles, freundliches Gelaß. Es waren übrigens heute nur die Anfänger versammelt, die untere Classe, lauter Kinder von sechs bis acht Jahren. Auf den zwei vorderen Bänken saßen etwa fünfzehn Knaben, dann folgten als Demarkationslinie drei oder vier leere Bänke, und auf den hintersten saßen wieder etliche fünfzehn Mädchen. (In ihrem vollen Stande zählt die Schule heuer siebenundsechzig Lernende.) Die Kinder waren sehr prunklos, aber reinlich gekleidet, sahen gesund und munter aus, zeigten meist blonde oder hellbraune Haare und rothe Backen. Sie schienen sehr ruhig und friedliebend zu sein. Auch klagte weder der Lehrer noch der Curat über besonderen Hang zu Ungezogenheiten, vielmehr seien die Kinder durchaus gutgeartet und manierlich.

Der heutige Gegenstand war allerdings nicht geeignet, die Schule in ihrem Glanze zu zeigen. Herr Ignaz Pertmer, der junge Lehrer, der zu Laurein geboren, war nämlich

eben bemüht, die Knaben zu unterweisen, wie die Feder zu halten sei. Er that dies mit jugendlichem Eifer, aber auch mit himmlischer Geduld und sprach dabei in sehr gebildeter Sprache. Letzteres fiel mir einigermaßen auf, allein Herr Pertmer meinte: er wolle gerade in diesem Stück ein gutes Beispiel geben, denn er sei ja zunächst als Lehrer der deutschen Sprache aufgestellt. Dann wurden auch die Schreibhefte eingesehen und vollkommen genügend befunden. Wie weit es die Laureiner Jugend im Lesen und in der Rechnungskunst zu bringen pflege, dieß war allerdings heute nicht zu erproben, da die endgültigen Leistungen der Schule doch nur in der oberen Classe zu Tage treten können. Indessen versicherte der Herr Curat: die Kinder brächten gute Anlagen mit, seien aufmerksam und fleißig, der junge Lehrer, der überhaupt einen sehr günstigen Eindruck macht, sei voll Lust und Liebe zu seinem Berufe und so lebe er denn der angenehmen Ueberzeugung, daß in Laurein gewiß nicht weniger gelernt werde, als anderswo. Ich möcht' es fast selber glauben. (Später erfuhr ich aus zuverlässigster Quelle, daß eben jener junge Lehrer 1874 die Prüfung zu Innsbruck mit Auszeichnung bestanden habe.)

XIX.

Laurein und Proveis.

2.

Oktober 1875.

So vergieng damals zu Laurein die Zeit und der Mittag kam heran und die Freuden der Tafel begannen von neuem. Dieser Stärkung aber folgte gar bald der Aufbruch nach Proveis. Die beiden Herren giengen mit mir durch einen lichten Wald ins Thal der Pescara hinunter und nach einer halben Stunde kamen wir am Gestade des Baches an, wo der Herr Curat sich beurlaubte, um wieder heimzukehren und ich meinen herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme aussprach. Der junge Lehrer aber begleitete mich bis nach Proveis.

Dieses Dörfchen begann nun bald in unsere Schlucht hereinzuschimmern. Es steht auf einer Verruca, einer Warze, welche sich zwar rückwärts an höheres Gebirge anlehnt, aber sich vorn weit herausschiebt und eben so grün als hoch ist. Doch kamen wir endlich wohlbehalten oben

an und waren von Laurein bis dahin zwei Stunden unterwegs gewesen.

Der Kern des Dörfchens, wie er hier auf der Hochebene, 1415 Meter über dem Meere, beisammen liegt, besteht übrigens nur aus einem hohen, schlanken Thurm, aus einer kleinen alten und einer großen neuen Kirche, endlich aus dem Widum, der aber etwas geräumiger ist als jener zu Laurein. Im Erdgeschoß stand eine große Thür offen, welche in einen Kramladen führte. Pfeifenköpfe, Geiselstöcke, Tabaksdosen, Hosenträger, Zuckerhüte und andere Sachen dieser Art ließen nicht verkennen, daß auch die Proveiser ihre Bedürfnisse und die Mittel zu ihrer Befriedigung haben. An der einen Seite stand ein langer Tisch und eine Bank davor, auf dem Tisch aber eine leere Weinflasche und ein Glas dabei — deutliche Zeichen, daß hier auch Getränke, die des Menschen Herz erfreuen, geschenkt werden und der Krämer zugleich ein Wirth sei. Eine artige Ladnerin versieht den Kram.

In diesem Laden war aber zu derselben Zeit zufällig auch der Curat von Proveis, Herr Franz Mitterer, anwesend, und sein Gesellpriester oder Cooperator, Herr Aloys Kröß, der in Dorf Tirol geboren ist. Die Wiedererkennung zwischen den beiden Hauptpersonen gieng leicht und rasch von statten. Der Herr Curat hatte mich einst in München besucht, daselbst sehr eingehend über die Deutschen im Nonsberg gesprochen und mich zu einem Besuche eingeladen, was er dann, wie schon früher erwähnt, später auch brieflich wiederholte. Er freute sich offenbar, daß der Citirte nun endlich einmal erschienen. Wir giengen bald alle drei ganz munter über die Freitreppe in das Priester-

haus hinauf. Dort öffnete der Herr Curat die Thüre zu dem Gemach, wo die ankommenden Wanderer die erste Audienz erhalten, wo sie ihre Creditive überreichen und um freundliche Aufnahme bitten, wo ihnen der erste Trunk zur Feier der Ankunft, der letzte zum Abschied credenzt, wo auch Mittag- uud Abendmahl eingenommen wird.

Der Herr Curat ließ nun zwar zum Willkomm sofort die Becher füllen und wir setzten uns zu vier — denn auch Herr Peitmer war noch unter uns — an den gastlichen Tisch; aber es wollte sich doch der rechte Humor nicht einstellen. Es fehlte ein gewisses Etwas, während ein anderes Etwas sich ungebührlich vordrängte. Jenes möchte ich behagliche Wärme, dieses fröstelnde Kälte nennen. Ja, wir saßen Alle mit blauen Nasen da und der vereinigte Dampf unseres Athems wälzte sich über den Tisch hin, wie Pulverwolken über ein Schlachtfeld. Der Herr Curat schien auch zu bemerken, daß mir nicht ganz wohl zu Muthe sei.

„Sind wohl etwas warm geworden da über den Berg herauf?"

„Allerdings, aber um so kälter find' ich's hier."

„O jerum, will gleich eine Wildschur bringen."

„Nein, bitte, lassen Sie lieber einheizen!" (Es steht nämlich ein sehr achtbarer Ofen in dem Zimmer.)

Der Gedanke schien an und für sich schon rebellisch — doch wurde die Häuserin gerufen.

„Was," sagte diese, „übermorgen ist erst St. Marcus-Tag, und hier heizt man nicht vor Galli!"

Im Gebirge hat nämlich jedes Dorf nach seiner warmen oder kalten Lage seinen eigenen Ofenheiligen,

welcher es, wie man glaubt, übel nimmt, wenn die Ortsangehörigen einheizen, ehe er seinen Namenstag gefeiert.

„Den Herrn Curaten,“ setzte sie hinzu, „friert's auch erst am Galli-Tag.“

„Aber den Hochwürdigen von Laurein hat's gestern Abend schon gefroren und liegt doch nicht so hoch wie ihr. Dort gibt's eine warme Stube.“

„Der Herr Curat da unten,“ entgegnete sie schnippisch, „kann sich über den alten Brauch hinaussetzen, wann er will, aber wir da heroben halten ihn.“

„Und derweilen erfrieren wir mitten im Urwald.“

Aber mit einer Häuserin, welche von so festen Principien ausgeht, ist es schwer zu streiten. Die Vertreterin des guten alten Brauchs stand da dem Neuerer, der sich nur auf seine blaue Nase stützen konnte, in überlegener Höhe gegenüber. Ich zog meinen Antrag beschämt zurück und schlüpfte in die freundlich dargebotene Wildschur. Bald schien auch der Wein seine wohlthätige Wirkung zu bewähren und unsere Gespräche über die armen, aber ehrlichen Proveiser wurden bald so warm, daß sie auch die Stube zu erwärmen schienen, so daß in einer halben Stunde die reinste Behaglichkeit zu herrschen begann.

Nach längerem Geplauder brachen wir aber auf, um des Ortes Denkwürdigkeiten zu beschauen, vor allem die neue gothische Kirche. Von dieser hatte der Curat in schwärmerischen Stunden schon lange geträumt, denn die alte, die noch daneben steht, war wirklich eines so hochgelegenen Ortes nicht würdig und faßte auch die Zahl der Beter nicht mehr, da die Gemeinde jetzt gegen sechshundert Seelen zählt nnd an sommerlichen Sonntagen auch die

nahen Sennhütten manchen Zuschuß senden. Ursprünglich war nämlich hier nur ein schmächtiges Bethäuslein gestanden, welches zwar im Laufe der Zeiten zweimal angestückt wurde, aber immerhin ein unansehnliches, geschmackloses Gebäude blieb. Bei längerem Regenwetter pflegte auch das Wasser hineinzurinnen und bei voller Kirche konnten es manche Beter und Beterinnen unter dem niederen Dache vor Dunst und Qualm nicht aushalten. „Also laßt uns eine neue Kirche bauen," rief eines schönen Morgens der Curat, „ein Gotteshaus, das unserem Orte zur Ehre gereiche und seinen Ruhm erhöhe."

Zur selben Zeit war Herr Joseph Welponer aus Bozen Gesellpriester auf Proveis. Dieser, der bald die trefflichsten Anlagen zum Heischemeister entfaltete, gieng nun nach Wien, Pest, London und brachte den höchsten Herrschaften die überraschende Kunde, daß oben im Nonsberg, an einem unbekannten Orte, Proveis genannt, ein Häuflein vergessener Christen auf ihre Güte rechne und zu Ehren des heiligen Nikolaus eine Kirche erbauen wolle. Dann schrieb er auch, zum Theil in französischer Sprache, an alle christlichen Potentaten und deren Gemahlinnen und pochte mächtig an ihr mildes Herz. Und siehe, es kam der Segen Gottes über sein Thun und die Herzen der Mächtigen wurden weich, und von allen Seiten, namentlich aber vom kaiserlichen Hof in Wien, trafen reiche Spenden ein, so daß sich bald über 30,000 fl. sammelten. Da man in derselben Zeit und mit derselben Mühe für die Schule zu Proveis wohl keine dreihundert Gulden zusammengebracht hätte, so ergibt sich immerhin, daß selbst in unseren verschrieenen Tagen die Andacht bei der

Christenheit noch hundertmal mehr gilt, als der Unterricht.

Also erstand denn die neue Kirche, die im Innern herrlich prangt und funkelt von Gold und Silber und Farben aller Art. Gemalte Fenster fehlen nicht, auch schöne Frescobilder schmücken die Wände; doch ist die Runde derselben noch nicht vollendet, und wenn sich einmal ein christkatholischer Frescomaler einen Sommer nach Proveis setzen wollte, so würde ihm da die würdigste Gelegenheit, seinen Namen im Urwald zu verewigen.

Zwischen der alten Kirche und der neuen steht jener hohe, schlanke Thurm, aus Porphyrstücken mit Sorgfalt erbaut, fensterlos, oben mit einem niederen Zeltdach eingedeckt. Dieser ist wohl schwerlich für das winzige Bethäuslein hergestellt worden; glaublicher scheint, daß er ehemals ein Wart- und Wachtthurm gewesen, der lange schon vor dem Kirchlein bestanden. Ob ihn aber Römer, Gothen, Langobarden, Bajuvaren oder sonst wer erbaut — man weiß es nicht.

Nachdem dieß alles aufmerksam betrachtet war, begaben wir uns in die Schießstätte. Auch diese Anstalt hat der Herr Curat gegründet und errichtet, damit sich seine Proveiser im Gebrauche der Feuerwaffen üben können. Heimkehrend sahen wir oben an der Halde ein Bauernhaus stehen, in dem jetzt eine Klöppelschule blüht. Es gehen nämlich die Mädchen, sowie sie aus der Schule kommen, nach altem Brauch auf Wanderschaft ins deutsche Etschland hinunter („in die Deutsch", sagt man), um da Dienst zu suchen, namentlich zur Winterszeit, wo sie zu Hause nicht vonnöthen. Die Mädchen aber, meint der Curat,

kommen nicht alle wieder heim, wie sie fortgegangen sind, und damit es fürderhin in Proveis nicht an Gelegenheit fehle, auch im Winter etwas zu verdienen, hat er die Klöppelschule eingerichtet. Das Unternehmen gedeiht und die Proveiser lassen sich diese nützliche Anstalt gerne gefallen.

Die Witterung hatte sich aber gegen Abend erheblich verschlechtert und lud nicht zu weiterem Lustwandeln ein; die Wolken hiengen tief herunter und es drohte jeden Augenblick zu schneien. So zogen wir uns wieder in den Widum zurück, wo sich auch einige Urkunden vorfanden, welche anziehende Lectüre boten.

Unter diesen ist ein Heft, das eine Gerichtsverhandlung in lateinischer Sprache enthält, welche Sebastian Ott, vicarius judex (Unterrichter) zu Tisens, im Jahr 1524 aufgenommen hat. Man sieht daraus, daß damals zwischen den deutschen Proveisern und den wälschen Leuten von Rumo und Revò gar böse Händel ausgebrochen waren. Diese hatten jenen, wie Jacob Mair von Gfrill als Zeuge aussagt, das Vieh weggetrieben, es geschlachtet und unter sich vertheilt. Darauf seien beide Parteien zur Untersuchung nach Innsbruck gerufen worden und hätten die von Rumo und Revò sechs der Ihrigen gesandt. Von diesen seien dort vier wegen ihrer Frevelthat enthauptet worden, die anderen zwei hätten sich listig davon gemacht (was unter solchen Umständen auch kein Wunder) u s. w.

Das Heft steckt in einem uralten, pergamentenen Umschlag, welcher von oben bis unten, von außen und innen, in deutscher Sprache beschrieben ist und fromme Betrachtungen oder eine Predigt aus dem zwölften Jahrhundert

enthält. Die meisten Zeilen sind gut zu lesen, nur einzelne sind mehr oder weniger verwischt.*)

Auch ein fürstbischöflicher Brief aus dem Jahr 1672 über die Errichtung der Frühmesserei in Proveis ist vorhanden, für die Profangeschichte aber nur wegen der seltsamen Formen erheblich, in welche der wälsche Notarius die deutschen Familiennamen kleidete. Die Maierhofer z. B. schreibt er Moaroffer, die Thaler Toller, die Berger Pergher, die Bühler Buller u. s. w.

Ueber diesen Studien kam die Zeit des Abendessens heran, zu welchem auch der Lehrer von Proveis geladen war. Wir befanden uns eben einem duftenden Braten gegenüber, welchen ein zarter Endivienſalat begleitete. Da ich nun schon ein tüchtiges Stück herausgenommen, so glaubte ich stille Entsagung üben zu sollen, allein der würdige Gastfreund war anderer Meinung und mahnte mich ganz heiter: „Langen Sie nur zu, Herr Doctor! Ich hab' mich auch nicht genirt, damals zu München, als ich an Ihrem Tische saß.“ „Was,“ entgegnete ich, „sind Sie je an meinem Tisch gesessen?“ „Freilich,“ antwortete jener, „und der Herr Doctor Völk von Augsburg war auch da-

---

*) Um Liebhaber auf diese verlorene Handschrift noch aufmerksamer zu machen, wollen wir ein paar Zeilen mittheilen, wie folgt: die in den grozen wicen dicke getwiuilot heten, daz er die troste und si geuestinote daz si mit Got gestunden und die wice gerne litten durch daz michel lon daz er in gehiez — — da erschein ein sconer jungelinc wizer danne ein sne u. s. w. (Seitdem haben Herr Prof. J. V. Zingerle in Innsbruck und sein Sohn Oswald, auch ein Germanist, diesem Schriftstück ihr Augenmerk zugewendet und wird dasselbe wohl bald veröffentlicht werden.)

bei." Ich mußte beschämt gestehen, daß mir dieser Vorgang entfallen sei, freute mich aber um so mehr, daß ihn mein Gast nicht vergessen hatte, denn ich fühlte mich nun dem Kalbsbraten gegenüber viel selbstständiger als vorher, und nahm sofort einen zweiten Schnitz heraus.

Jenes Zwiegespräch, das in die Geschichte des Jahrhunderts zwar nicht merklich eingreift, verdient doch actenmäßig gemacht zu werden, weil es anzudeuten scheint, daß ich mit den Herren Curaten in Tirol stellenweise auf ganz freundlichem Fuße stehe. Dieß wird nicht ohne alle Rücksicht auf ein gewisses, zu Bozen erscheinendes „Tiroler Volksblatt" constatirt, welches am 3. Juli v. J. behauptete: es sei ja bekannt, auf welch edle (d. h. unedle) Weise ich die bei „Schwarzen" genossene Gastfreundschaft zu lohnen wisse. Nichts ist aber so unbekannt, wie dieses. Die mir in den Widümern gewährten Bewirthungen sind in meinen verschiedenen Schriften getreulich aufgeführt, dadurch in die deutsche Literatur verwoben, ja gewissermaßen der Weltgeschichte einverleibt. Nie habe ich ein Wort gehört, daß diese Schilderungen die Gastfreunde verletzt hätten oder verletzen könnten. Damit übrigens meine Verpflichtungen nicht überschätzt werden, sei gleichwohl bemerkt, daß ich jetzt nur noch zu Marienberg hänge und zwar mit einer Halbe Wein nebst Schmarren, bei Herrn Prof. Mairhofer in Neustift mit Halbe Wein und Aepfel, bei Herrn Decan Declara in Enneberg mit Halbe Wein und Tellerfleisch. Das wäre eigentlich gar nicht viel für das weite Land Tirol mit seinen 526 Quadratmeilen, da erst auf 175$^1/_3$ Meile eine Halbe trifft. Meine Verbindlichkeiten gegen die Herren Curaten in Luserna, Laurein und Proveis wiegen

allerdings etwas schwerer, allein die Damnificaten drängen nicht und es wird sich wohl auf dieser Welt auch noch Ort und Zeit finden, wo wir uns ausgleichen können. Ohnedieß lernt jeder dieser gastlichen und geistlichen Herren bei einem Seidel, das ich mich mit ihm zu schlürfen beehre, viel mehr von Rhätiern, Romanen, Gothen, Langobarden, Bajuvaren, deutschen Alpendörfern und anderen „Hypothesen", als wenn er allein einen Eimer trinkt.

In der That habe ich an den Herren Curaten in Tirol gar nichts auszusetzen, als daß sie nicht eben so tiroloman sind, wie ich. Nach meiner schwachen Einsicht sollten sie alle, und jeder für sich in seinem Sprengel, die vaterländischen Merkwürdigkeiten überwachen, alte Sagen und Lieder, Orts- und Familiennamen sammeln, alte Schriften, Urkunden, Chroniken, Siegel, Wappen, Waffen, Trachten, Bilder vor dem Untergang retten. Sie wären die gebornen Conservatoren der gefürsteten Grafschaft Tirol, die dem scheuslichen Vandalismus, der noch überall (jetzt sogar in dem gebildeten Meran, der ehemaligen Hauptstadt) wüthet, entgegentreten und verhindern sollten, daß dem Ländlein seine letzten Kleinodien nicht auch noch ausgeschunden werden. Dazu gehörte freilich einige historisch-archäologische Bildung, die aber leicht zu erwerben wäre, wenn nicht, wie man behauptet, allgemein die Meinung gälte, daß alles Lesen außer dem Brevier nur der erste Schritt zum Protestantismus sei. Für die Herren Curaten ist's immerhin ein Glück, daß sie auch von den Laien nicht in den Schatten gestellt werden.

Wenn in dreißig oder vierzig Jahren die Tirolomanie auch die Tiroler ergriffen haben, wenn aber alles, was

jetzt etwa noch vorhanden, vergessen, vernichtet, vertrödelt, verkauft sein wird und dann in Innsbruck eine Commission der gelehrtesten Professoren zusammentritt, um zu berathen, wie das alles so gekommen, so wird's an retrospectiven Vorwürfen über Indolenz, Unwissenheit u. s. w. nicht fehlen. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich hab's oft genug vorausgesagt.

Indessen behandelte unser Symposion mit großem Feuer die alten Probleme, die Rhätier, Romanen, die Gothen, Langobarden, Bajuvaren, die Proveiser und die Ultener, wodurch aber der Herr Gesellpriester nicht verhindert wurde, langsam einzuschlummern, gleichwie der nordische Fichtenbaum auf seiner kahlen Höhe, während ein mildes Lächeln zu verrathen schien, daß auch er von einer Palme im fernen Morgenland träume. Als er wieder erwachte, bat er mich, diesen soporösen Zustand nicht etwa meiner Gegenwart und noch weniger den eben behandelten Gothen, sondern dem Umstande zuzuschreiben, daß er fast den ganzen Tag pastorirend auf den Berghöhen herumgestiegen und steinmüde geworden sei. Während wir noch länger fortplauderten, suchte er auch bald die Ruhe.

Als wir diese ebenfalls gesucht und mehr oder weniger gefunden hatten — zehn Uhr war gerade vorbei — da flogen plötzlich schwankende Lichtstreifen über die Kirchenwand; die Hunde fingen zu bellen an, eine rauhe Männerstimme erscholl von unten, verschiedene Stimmen antworteten von oben, die Hausthüre knarrte, andere Thüren folgten, Fußtritte über die Stiege herauf, den Gang entlang — kurz, es gieng ein großer Lärm durch das kleine Haus,

der jedoch bald aufhörte, so daß es wieder mäuschenstill wurde. — Was war das?

Der andere Morgen klärte alles auf. Eine kleine Stunde unterhalb Proveis gegen den Nonsberg zu liegen nämlich etliche Höfe, welche eigentlich zur nächsten wälschen Curatie gehören, aber aus gutem Willen von den Proveiser Herren besorgt werden, weil deren Insassen noch Deutsche sind. Da hatte nun den alten siebenzigjährigen Kofler zu Valors (Val d'orso) ein Herzschlag getroffen, worauf gleichzeitig zwei Knechte mit Laternen entsendet wurden, der eine um den Seelen-, der andere um den Leibarzt zu holen. Dieser ist jedoch in jener Gegend auch wieder ein Bauer und zwar ein hochbetagter, der aber allgemeines Vertrauen genießt. Früher pflegten die Proveiser wenigstens in schwierigen Fällen ihre Zuflucht zum Doctor in Rumo zu nehmen, welcher gegen eine Condotta (Jahrgeld) auf Anrufen zu kommen verpflichtet war. Der Doctor hat aber seit einigen Jahren die Condotta zurückgeschlagen und seitdem haben die Proveiser die Heilkunde wieder in eigenen Betrieb genommen, wie es früher auch gewesen. Sie schröpfen, klystiren und entbinden sich wieder selbst. Auf Beinbrüche sind einige verläßige Bauern eingeschossen, für innere Krankheiten helfen weise Frauen.

Als nun der Herr Gesellpriester hinter der Laterne über Stock und Stein nach Valors gestolpert und in die Stube getreten war, fand er den alten Kofler ganz bewußtlos und wie todt auf seinem Strohsack liegen. Niemand wußte Rath und alle harrten mit innigster Sehnsucht auf den Leibarzt. Dieser aber hatte vor einigen Wochen selbst den Fuß gebrochen und mußte eine gute

halbe Stunde bitterlich hinaufhinken, hinter der Laterne über Stock und Stein. Als er angekommen, öffnete er dem Kofler eine Ader, worauf dieser bald wieder zu sich kam, verwundert um sich sah und den Anwesenden versicherte, er habe sich in seinem Leben nie besser befunden; was denn der Herr Gesellpriester da thue? Dieser hatte sich nun wegen seiner nächtlichen Aufdringlichkeit zu entschuldigen und gab vor: er habe den Kofler nur wieder einmal besuchen wollen, um die Zeitereignisse mit ihm zu besprechen. Der Kofler nahm diese Entschuldigung etwas bedenklich auf, kehrte sich aber doch bald um, legte sich aufs Ohr und fing zu schnarchen an. Der Herr Gesellpriester, der jetzt in finsterer Mitternacht auch nicht wieder hinter der Laterne über Stock und Stein nach Hause stolpern wollte, legte sich auf die Ofenbank und that deßgleichen.

Am andern Morgen, als er wieder nach Hause gekommen, schilderte er in heiterer Laune seinen vergeblichen Hirtengang und mußte sich noch von allen necken lassen. Ich war selbst so muthwillig, ihn zu fragen: ob er sich von den Gothen wohl auch schon vor neun Uhr hätte ins Bett jagen lassen, wenn er geahnt, daß ihn der Kofler um zehn Uhr wieder herausreißen würde?

An diesem Morgen, als es gegen Mittag gieng, wurde noch der letzte Humpen auf den Tisch gestellt und nach dessen Leerung nahm ich Abschied von dem Herrn Gesellpriester und den anderen freundlichen Leuten in dem Hause, worauf mich der Herr Curat noch bis auf die Höhe begleitete, welche den Blick auf das Thal der Pescara öffnet, in den Nonsberg hinunter und auf das mächtige Gebirge,

das seine mittägliche Seite bildet. Dieß ist eine herrliche Stelle, zumal wenn, wie damals, der Himmel so klar ist und die Herbstsonne so lieblich und warm in die Welt scheint. Dann gieng der Weg durch sehr schöne Landschaften, durch Rumo und Revò und verschiedene andere Dörfer, durch tiefe Schluchten, über weithin schauende Hochebenen, bis ich nach eingebrochener Nacht mich abermals zu Sanzeno befand, bei Herrn Alfons von Widmann und den Seinigen, die mich wieder mit aller Freundschaft und Liebe aufnahmen.

Das ist also die Beschreibung eines zweitägigen Ausflugs nach Laurein und Proveis. Ein Liebhaber germanischer Sachen hätte da wohl wochenlang zu beobachten und zu sammeln, aber weil das Tiroler Volksblatt immer hinter mir dreingeht, so getraue ich mich bei den Herren Curaten nicht mehr als einmal über Nacht zu bleiben und setze dann den Wanderstab wieder weiter.

Die vier mehr genannten Dörfer, Unser liebe Frau, St. Felix, Laurein und Proveis, gehören also wegen ihrer Einwohnerschaft zu den deutschen Dörfern in Wälschtirol, sind aber nicht, wie Luserna, San Sebastian, Palai u. s. w. Spracheilande oder Sporaden, sondern hängen vielmehr rückwärts über die Berge mit dem deutschen Sprachcontinent zusammen, die ersten beiden über den bequemen Gampenpaß mit der Hochebene von Tisens, die letzteren über beschwerliche Bergsteige mit dem Ultenthale, dessen Bewohner neuerlich zu den vier gothischen Clanen des Etschlandes gezählt werden.

Ob nun die deutsche Art dieser Waldstätten aus der

Gothenzeit stamme, oder ob die ersten Deutschen, die dahin kamen, etwas später als Langobarden durch den Nonsberg oder als Bajuvaren über den Gampen eingezogen, darüber könnte der alte Thurm zu Proveis, wenn er zu reden anfinge, wahrscheinlich mehr haltbares mittheilen, als unsere Wissenschaft mit all ihrem Scharfsinn herausbringen wird, indessen liegt auch nicht viel daran. Heutigen Tages haben sich die Laureiner und Proveiser ganz und gar den Ultenern angeglichen, sprechen dieselbe Mundart und führen bis auf wenige dieselben Familiennamen. Daß aber die Deutschen auch hier keinen jungfräulichen Boden mehr fanden, sondern sich nur in die ladinischen Nester hineinsetzten, zeigen die romanischen Namen von Berg und Thal, von Bach und Wald, die allenthalben noch unvergessen, und die Hofnamen, welche, wie in Enneberg, alle in doppelter Gestalt vorhanden sind, so daß jeglicher Hof bei den deutschen einen deutschen, bei den wälschen Nachbarn einen wälschen Namen hat.

Die italienischen Historiker, namentlich die des Trentino, haben leider vergessen, daß einst die Germanen das ganze Italien erobert haben. Von diesen deutschen Heerschaaren sind namentlich im venedischen Gebirge fast noch bis heute ganze Völkerschaften übriggeblieben. Es ist erst in unsern Tagen klar geworden, daß dieß eigentlich die letzten Nachkommen der alten Langobarden seien, denen Italien seine Wiedergeburt verdankt. Da man sich nun an jenen Vorgang nicht mehr erinnerte, so schien die Existenz dieser Deutschen sehr schwer zu erklären. Endlich glaubte man gefunden zu haben, daß sie vor Zeiten einzelweise als Bergknappen eingewandert seien. Nun ist zwar

nicht zu läugnen, daß in diesen Gebirgen allenthalben verlassene Gruben gefunden werden, allein diese reichen denn doch nicht aus, um die zahlreiche deutsche Bevölkerung zu erklären. Immerhin sind jene Bergwerke und ihre Knappen noch in lebendiger Erinnerung und die wälschen Nonsberger heißen diese ihre deutschen Nachbarn, wenn sie sie hänseln oder schimpfen wollen, immer noch canoppi.

XX.

Laurein und Proveis.

3.

Oktober 1875.

Was bedeuten aber die Namen Laurein und Proveis? Man könnte sie für rhätisch und sohin für unerklärlich halten — denn zur Deutung rhätischer Ortsnamen hat auch der frühverstorbene Corssen den längst gewünschten Schlüssel leider nicht gefunden; nimmt man sie dagegen für romanisch, so ist allerdings eine Erklärung möglich. Lavaregno — denn dieß ist die älteste Form — könnte vielleicht ein ital. l'acquerigno sein und etwa Bächlein bedeuten; doch ist diese Erklärung keineswegs unbedenklich, und wenn sie nicht gelehrtere Männer in Schutz nehmen, so geb' ich sie lieber selbst wieder auf.*) Nicht so unsicher

---

*) Wer etwa tiefer gründen wollte, müßte wohl die ganze Sippe dieser Namen, so Lavarone in der Valsugana, Lavirun im Engadin, Luvrün im Domleschg, vielleicht auch Larun, Laraun, Larein, Lorenna, und die italienischen Lareno, Lorena, Lorina bis zum campanischen

scheint es, wenn wir Proveis, ital. Provès, von paradisus ableiten, was im Mittellatein auch Friedhof oder Vorkirche bedeutete. Dieses paradisus ist ladinisch zu paravis, französisch zu parvis geworden und beide Formen stimmen allerdings vollkommen zu unserem Proveis. Beda Weber erklärt letzteres als Frühwiese, Laurein, Lafreng, Lefräng aber aus dem deutschen Pfreng, Umpfählung eines Viehlagers. Für letzteren Namen, dessen Schreibung früher schwankend war, ist übrigens jetzt in Uebereinstimmung der umliegenden Herren Curaten die Form Laurein festgestellt worden.

Laurin, Laurein ist aber ein Name, der in früheren Zeiten auch noch andere Bedeutung hatte. Vater Aventin führt einen König Lareyn auf, „den fünfzehnten Erzkönig von Germanien", „von welchem wir," berichtet er, „noch viel singen und sagen; sind alte Reimen ein ganz Buch voll von ihm noch vorhanden, doch auf poetisch Art gesetzt; die von Tirol am Oeschland (Etschland) zeigen noch seinen Harnisch" (der jetzt aber auch nicht mehr zu sehen und wahrscheinlich schon längst verkauft ist.) Jenes Buch voll alter Reime ist bekanntlich schon öfter gedruckt worden und in mehreren Handschriften erhalten, aus deren vielfacher Verderbniß Herr Professor Müllenhoff zuerst einen kritischen Text herausgesichtet hat. (Deutsches Heldenbuch. I.

Laurino in Betracht ziehen; aber die Wahrscheinlichkeit romanischen Ursprungs würde dabei schwerlich wachsen. Dennoch könnte man für diesen wieder ein Dafering anführen, eine Alpenweide, welche Staffler (II. 2. 20) im Pflerscherthale erwähnt Dafering könnte nämlich d'averigno sein und wäre ein brauchbarer Beleg für Laureng = l'averigno.

Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1866.) Nach dieser alten Dichtung ist aber Laurin kein Erzkönig von Germanien, sondern ein König der Zwerge und selbst ein heidnisches „Getwergelin", das sich in Tirol einen wunderschönen Rosengarten angelegt hat. Dietrich von Bern und seine Helden hören aber davon und reiten auf Abenteuer aus, um ihn muthwillig zu zertreten und zu zerstören. Das Getwergelin läßt sich aber diesen Unfug nicht gefallen, sondern fragt die edlen Strolche: „Wer hat euch Esel hergebeten, daß ihr mir habt niedergetreten meine lieben Rosen roth?" Es greift auch sofort Herrn Dietrich heldenmüthig an und bringt ihn in große Noth. Diese dauert, bis dem Zwerge im Kampfe sein „Gürtelin" und damit die Zauberkraft zerbricht, worauf ihn Dietrich niederschlägt. Nun hilft ihm aber Dietleib von Steier, der auch dabei ist, aus der Bedrängniß: denn König Laurin hat dessen schöne Schwester, die früher Similde hieß, jetzt aber nach den besseren Handschriften Künhild genannt wird, in seinen Berg entführt und spielt sich zur Zeit als deren Bräutigam auf, weßwegen ihn Dietleib auch schon seinen Schwager nennt. Endlich vermittelt Hildebrand einen ehrenvollen Ausgleich; das Gezwerglein ladet die vier Helden höflichst in seinen Berg und bewirthet sie sehr freundlich. Weil es aber die Verwüstung seines Gartens denn doch nicht verschmerzen kann, sondern rächen will, so entblödet es sich nicht, sie trotz des geschlossenen Friedens zu berauschen, zu binden und in den Kerker zu werfen. Dietrich von Bern, dessen Athem bekanntlich im Zorn immer feurig wurde, verbrannte aber mittelst desselben seine Bande und machte dann auch seine Gesellen frei. Es steht nun ein großes

Streiten mit Laurins dreitausend Zwergen bevor, aber die Berner Helden schweben in arger Gefahr, denn sie sehen nichts, weil es in dem Berg ganz finster ist. Nun hilft Frau Künhild aus der Noth und gibt ihnen zauberhafte Ringlein, die sie an den Finger stecken, worauf ihnen das gehörige Licht aufgeht. Nach blutigem Gemetzel bleiben sie Sieger und nehmen den König gefangen. Künhild, „die reine Maid", trennt sich weinend von ihrem Freier und folgt ihrem Bruder. „Der gab ihr einen biderben Mann; dabei hatte sie Freuden viel bis an ihr letztes Ziel." Das heidnische Gezwerglein aber mußte mit den Helden gen Bern reiten, wo es getauft und von Dietrich zu hohen Ehren erhoben wurde.

Eigentlich hat diese Fabel nicht viel Sinn und noch weniger Moral. Sie ist im Mittelalter von den fahrenden Sängern und Spielleuten in ganz Deutschland herumgesungen, dabei aber mannichfach verändert und verdorben worden. In der jetzigen Gestalt des Liedes ist namentlich der schönen Künhild Verhalten bedenklich. In der ursprünglichen Sage hat König Laurin sie nach ihrer Entführung gewiß nicht als Jungfrau auf Lager gehalten, sondern sie sofort in eheliche Pflicht genommen. Danach konnte sie ihrem Bruder und seinen Gesellen allerdings aus der Noth helfen, allein wenn dieß mit der Gefangennahme und Unehre ihres Mannes ausgieng, so mußte sie sich — nach altdeutscher Moral — selber einen Tod anthun. Die neuere Fassung, wonach sie ihren Freiersmann zuerst verräth, dann weinend Abschied nimmt und von ihrem Bruder als reine Maid an einen unbekannten Biedermann, den das Lied nicht einmal zu nennen weiß,

verheirathet wird, ist wahrscheinlich Erweichlichung einer späteren Zeit, wo der Spielmann keine Zuhörer mehr fand, die sich tragisch zermalmen lassen wollten.

Die Worte, mit denen der Herr Curat zu Laurein die Herrlichkeit seines Sommers schilderte, wenn die ganze Berghalde von blühenden Alpenrosen strotze und König Laurins Garten wieder erstanden scheine — diese Worte gehen mir nicht aus dem Sinn. Am Ende wäre es doch möglich, daß die beiden Namen zusammenhängen, daß Laurin ursprünglich der König zu Laurein gewesen, obwohl da von seinen Palästen nicht einmal mehr die Trümmer vorhanden sind. Der jetzige Text, welchen Müllenhoff spätestens im Jahr 1215 entstehen läßt, hält sich über den Ort der Handlung sehr zugeknöpft. Er spricht — auffallend früh — von tirolischen Landen („Laurin ist ein König lobesam — küenest aller Manne in tirolischen Landen" u. s. w.*), denn diese Lande bestanden damals nur erst in einem Strich an der Etsch mit dem alten Schloß Tirol und einem Stück des Engadeins. Ein anderes- und letztesmal heißt es: „Da ritten die Helden bald bürschen zu Tirol für den Wald". Fragt sich nun, ob hier Tirol das Land, oder nicht das Schloß dieses Namens bedeuten soll? Da nun aber gleichwohl zu Füßen jener Burg ein Weingelände der Rosengarten heißt, so wird dieser für den

*) Die Lesarten sind da allerdings sehr verschieden. „Ze Tirol in dem Lanne" wäre vielleicht auch des Reimes wegen vorzuziehen. Ob man damals, von gräflichen Gebieten sprechend, überhaupt das Wort „Lande" gebrauchte? Andechsische, habsburgische, wirtenbergische Lande dürften in jenen Zeiten schwerlich vorkommen.

rechten angesehen. Es ist allerdings möglich, daß der Dichter den Rosengarten wirklich bei Meran, den hohlen Berg aber, in dem der König seinen Hof hielt, hier bei unserm Laurein sich dachte. Diese Meinung, die schon J. V. Zingerle aufgestellt, wird dadurch unterstützt, daß das Gedicht die Entfernung des hohlen Berges von dem Rosengarten auf eine Tagereise ansetzt.

Indessen hat das Poem trotz der Gebresten, die wir ihm vielleicht vorwerfen durften, durch seinen abenteuerlichen Inhalt, durch seine von Müllenhoff beredt hervorgehobenen Schönheiten und namentlich durch die Eingeborenheit seiner Sage bei den Tirolern der früheren Zeit wohl immerdar viele Anerkennung gefunden. Die Knaben wurden öfter auf den Namen Laurin getauft; in dem verfallenen Schlosse Lichtenberg bei Mals fand man die Geschichte auf die Wände gemalt u. s. w.

In neuerer Zeit hat J. V. Zingerle die halbverschollene Märe seinen Landsleuten wieder in Erinnerung gebracht (König Laurin und der Rosengarten in Tirol. Innsbruck; Wagner'sche Buchhandlung 1850) und Dr. Gottlieb Putz zu Meran hat sie 1868 auf liebliche Art in neue Reime umgedichtet.

Wir springen nun über dreizehnhundert Jahre weg, in welchen die Geschichte von diesen beiden Dörfern nichts zu erzählen weiß, als die oben erwähnten Streithändel zwischen den Proveisern und den wälschen Nonsbergern. Nebenbei mag jedoch bemerkt werden, daß die vier Waldstätten von alten Tagen her bis zur Säcularisation zum weltlichen Gebiete der Fürstbischöfe von Trient gehörten.

Die lebendige Ueberlieferung reicht übrigens nur bis in den Ausgang des vorigen Jahrhunderts zurück und erzählt: die Proveiser und Laureiner, welche viele gute Jahre nach einander gehabt, seien damals über die Maßen lustig geworden und auf Essen, Trinken und andere sinnliche Freuden mit solchem Eifer ausgegangen, daß die Arbeit fast vergessen worden. Derlei zuchtlose Zeiten sind auch in den andern deutschen Alpengegenden nicht ganz unerhört. So kam z. B. im Jahre 1533 die Nachricht nach Innsbruck: daß im Achenthal eine große Sittenverderbniß ausgebrochen sei, da die Wirthe den reisenden Gästen unerträgliche Zechen machten und in ihren Häusern nächtliche Spiele und andere Unziemlichkeiten gestatteten. Wenn das Geld verjubelt ist, so stellt sich aber die alte Einfalt und Sittenreinheit von selbst wieder ein. Und so ist's auch in Proveis und Laurein gegangen.

Als die Leute im Jahre 1810 ans Königreich Italien und unter französisches Gesetz gefallen waren, verließen sie das alte deutsche Herkommen, wonach der älteste Sohn nach des Vaters Tod den Hof übernahm und seine Geschwister abfand, und fingen an, die Güter in solchem Falle zu zertheilen. Seit dieser Zeit ist die Armuth fühlbar gestiegen und da die Mittel nicht reichen, um sich einen eigenen Herd zu bauen, so bleiben die Geschwister, auch wenn sie verheirathet sind, auf dem angestammten Hofe beisammen. Sie vertragen sich durchschnittlich besser, als unter solchen Umständen zu erwarten scheint. Die steinernen Höfe sind mitunter sehr mächtig und sehen von ferne oft wie alte Burgen, vielmehr wie Ruinen aus. Das

Leben darin ist aber sehr ärmlich. Erdäpfel, Kraut, Gerstensuppe und Milch bilden das tägliche Brod. So dürftig das Völklein ist, so finden sich doch keine Bettler vor. Es lebt friedlich unter einander und ist auch gefällig gegen die Fremden. Nicht minder wird seine Ehrlichkeit gerühmt. Man schreibt ihm sogar eine sehr rege Gastfreundlichkeit zu; doch wird diese, da nur auf jene bescheidenen Genüsse zu rechnen ist, von den Touristen gewiß nicht mißbraucht.

Nicht auffallend ist es, daß hier oben schon die Jugend sich nach wärmeren Ländern und nach besserem Essen sehnt. Kaum ist mit dem zwölften Jahre die Schulpflicht zu Ende, so wandern Buben und Mädchen aus. Diese steigen, wie schon erwähnt, über den Gampen ins Etschland hinunter, jene gehen lieber nach Wälschtirol, wo sie als „Fütterer“, d. h. zur Pflege des Viehes, in Dienst genommen werden. Im Sommer kommen sie dann auf etliche Monate wieder nach Hause.

Auch in Proveis mit seinen sechshundert Einwohnern ist jetzt eine deutsche Schule errichtet, welche heuer neunundvierzig Schüler zählt. Der Lehrer ist etwas älter, aber nicht weniger eifrig, als jener zu Laurein. Da eben kein Schultag war, so fehlte die Gelegenheit, ihn unter den Kindern zu sehen. Der Herr Curat erklärte übrigens mit seinen Leistungen ganz zufrieden zu sein.

Der Lehrer bezieht schon seit zwölf Jahren einen Gehalt von hundertundsechzig Gulden, hofft es aber bald zu erleben, daß dieser auf dreihundert Gulden erhöht werde. Mehr scheint er in diesem irdischen Jammerthal gar nicht zu erwarten. Zur Aufbesserung seiner Stellung ließ ihm

der Curat vor etlichen Jahren den Kramladen einrichten, allein die beiden Geschäfte wollten sich doch nicht gut vertragen und so hat er jetzt die Handelschaft einer Ladnerin, die seine Base ist, überlassen. Er lobt, wie der zu Laurein, die guten Talente und den Fleiß seiner Kinder, doch werde der Schulbesuch im Winter oft durch Unwetter gestört.

Die Schulen in diesen Dörfern waren früher in kümmerlichster Verfassung. Manche Jahre fielen ganz aus; dann wurde wieder einmal ein vacirender Bauernknecht oder ein alter Austrägler gewonnen, der für einige Gulden die Stelle übernahm. Die Leute waren daher nur auf Drucksachen nothdürftig eingeübt, schreiben und Geschriebenes lesen konnten die Lehrer meistens selber nicht. An Schulzimmern fehlte es auch, und so wurde die Schule gewöhnlich im Wirthshause gehalten. Die Curaten waren seit Jahrhunderten größtentheils Italiener gewesen, die mitunter einige wenige, mitunter auch gar kein deutsches Wort verstanden. Hin und wieder versuchten sie gleichwohl in der Zunge ihrer Schäflein zu predigen, aber da der mindergebildete Deutsche bei den Sprachfehlern der Fremden bekanntlich das Lachen nicht halten kann, so kicherte dann die ganze Kirche in einem fort, bis es aus war und unterhielt sich auch nachher noch Wochen lang über die lustigen Solöcismen ihres Priesters. Die Schreiben vom Landgericht kamen auch nur in italienischer Sprache, so daß sie eigentlich nur der Curat verstand; mußte schriftlich geantwortet werden, so war der Aufgabe auch nur dieser gewachsen. Kamen die Leute hinunter zum Landgericht in Cles oder Fondo, so war nur selten ein deutscher Beamter

da, der sie als Landsleute freundlich behandelte; von den andern wurden sie gehudelt, verspottet und ausgelacht.

Jetzt sind allerdings durch die freundliche Milde des Herrn von Negri, des Bezirkshauptmanns zu Cles, der diese wackeren Deutschen in gebührenden Ehren hält, auch die letzten Beschwerden, wenigstens der Proveiser, gehoben worden. Damit ist denn auch ihr früher so heißer Wunsch, von den wälschen Behörden des Nonsberges abgetrennt und mit den deutschen in Lana vereinigt zu werden, ganz und gar verstummt.

Uebrigens hatte sich, wie gesagt, in der Valsugana und im venedischen Gebirge, um Verona und Vicenza herum, von alten Zeiten her eine große Anzahl deutscher Gemeinden erhalten. Viele derselben sind erst in den letzten Menschenaltern verschwunden, andere verschwinden jetzt gleichsam vor unsern Augen, wie die sieben und die dreizehn Gemeinden, die nunmehr zum Königreich Italien gehören; etliche standhafte aber, wie Luserna, San Sebastian und die Mocheni, haben sich auf den Bergen der Valsugana bis zum heutigen Tag erhalten. Sie sind von deutschen Landen ganz abgeschnitten, völlige Eilande, daher insoferne interessanter, aber auch gefährdeter, als die Dörfer im Nonsberg. Schmeller erwähnt einen Don Schlosser, einen italisirten Germanen, der seine deutschen Beichtkinder nur absolviren wollte, wenn sie italienisch sprächen: andere sollen mit allen Schrecken der Kirche gedroht haben, wenn die Eltern mit den Kindern deutsch redeten. Und doch geht diese Sprache sehr langsam unter. Daß sie selbst in den dreizehn Gemeinden bei Verona, welche längst für verloren galten, noch nicht ganz verschollen, hat uns ja

vor kurzer Zeit Chr. Schneller in der Allgemeinen Zeitung berichtet. *)

Ich rechne mir's nicht zur Unehre, daß ich schon vor mehr als dreißig Jahren in einer Abhandlung über die Sprachgrenzen in Tirol, welche die Allgemeine Zeitung im Herbst 1844 brachte, die deutschen Tiroler nachdrücklichst aufgefordert habe, sich um diese ihre Landsleute anzunehmen. Jene Abhandlung — so zu sagen der Anfang der neueren Rhätologie und jetzt wieder in meinen kleineren Schriften erschienen — war der erste Noth- und Hilfeschrei in dieser Sache. Aber da der Schall viel langsamer wandelt als das Licht, so war dieser Schrei dreiundzwanzig Jahre unterwegs, bis er von Bayern nach Tirol gelangte. Im Jahre 1867 bildete sich endlich ein Comité zu Innsbruck, welches öffentlich um Geld- und Bücherspenden bat. Ein Jahr darauf, als ich den Spaziergang nach Luserna unternahm, schienen aber die Gemüther noch sehr wenig beeinflußt. Bei Engländern, Franzosen und anderen großen Völkern gilt es als ein Axiom, daß die Landsleute einander helfen sollen — bei den Deutschen oder wenigstens den deutschen Tirolern, muß diese Pflicht erst logisch construirt werden — aber die Philosophen an Inn und Etsch konnten dießmal leider den Syllogismus nicht finden. Nicht allein das Philisterthum, sondern die ganze gebildete Welt, die Denker bis hinauf zu den tiefsinnigsten Freigeistern standen eher auf der Gegenseite. Einige hatten

*) Diese Berichte sind jetzt wieder aufgenommen in die „Skizzen und Culturbilder aus Tirol“. Von Christian Schneller. Innsbruck. Wagner'sche Buchhandlung. 1878.

nämlich von diesen Dörfern nie gehört und zweifelten, ob sie wirklich existirten: im übrigen, meinten sie, solle man doch den lieben Gott walten lassen, der diese Kleinigkeit wohl auch noch besorgen könne; andere, die besser unterrichtet waren, fragten: wie denn ein Mensch, der einmal der guten Gesellschaft angehöre, sich um jene armen Mistfinken kümmern möge; ein paar Aristokraten besorgten, der Curat von Luserna könnte so berühmt werden, daß man zuletzt gar nicht mehr von ihnen spräche; die Bozener fürchteten für ihre Jahrmärkte; wieder andere behaupteten: die deutsche Sprache sei dort oben längst erloschen; die eigentlichen Politiker endlich warnten: die Italianissimi zu Trient könnten solche Bestrebungen leicht empfindlich nehmen und es wäre nicht im Sinne der, wenn auch deutschen, Dynastie, wegen etlicher germanischer Geis- und Sauhirten jene ausgezeichneten Unterthanen zu verletzen. Andrerseits konnte man aber doch zwischen den Zeilen lesen, daß die Deutschen in Tirol sich gegen die Deutschen in Deutschland draußen wenigstens nicht aufwiegeln würden, wenn diese etwa die Sache auf eigene Rechnung übernehmen wollten. Das Ländchen hat immer einen solchen Ueberschuß an trefflichen Ideen, daß es jene, welche etwas Geld kosten, gern und billig dem Ausland überläßt. Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß das Comité aus Innsbruck und ganz Deutschtirol mit allen seinen deutschgesinnten Männern, mit seinem deutschen Bischof, seinen deutschen Prälaten, Herren und Rittern, Weinbaronen und Großbrauern in vier Jahren nur einundvierzig Gulden zusammenbrachte, ungefähr eben so viel als ein mittlerer Wirth aus dem Pusterthal für seine

jährliche Wallfahrt auf den Weißenstein verwendet. Die Münchener hatten in derselben Zeit vierhundertfünfundsechzig, die Frankfurter zweihundertneununddreißig Gulden gespendet. (Kaiser Franz Joseph schenkte damals sechshundert, später wieder dreihundert Gulden.) Mit diesen Beiträgen wurden nun mehr als dreißig deutsche Schulen unterstützt, nicht blos solche die jenseits, sondern auch manche die diesseits der Sprachgränze am Saum derselben liegen; denn die Armuth und Bedürftigkeit ist da wie dort dieselbe.

Aber der böse Feind ruht noch immer nicht. Obgleich niemand hingeht, um selber nachzuschauen, so ergötzen sich die Leutchen doch neuerdings an allerlei Klatschereien, die ihr deutsches Gewissen beschwichtigen sollen. Das Geld — glücklicherweise nicht das ihrige — sei alles hinausgeworfen; die Schulen, kaum geordnet, seien schon wieder im Verfall und die ganze Unternehmung verunglückt. Schließlich aber heißt es: was brauchen denn die Rüpel da oben zwei Sprachen; sie sollen eine ordentlich lernen, und zwar die italienische.

Nun, was die Schulen betrifft, so kann jeder, der nach Luserna (hundertfünfundzwanzig Schüler), nach Laurein oder Proveis hinaufsteigt, sich, ohne Schulinspector zu sein, überzeugen, daß die Sache geht. Auch die Schulen im Thal der Fersina fand Prof. Anton Zingerle laut seines gedruckten Berichtes vor wenigen Jahren ganz zufriedenstellend. Es ist begreiflich, daß sich ein junger Mensch, der noch andere Aussichten hat, nicht leicht bewegen läßt, das lustige Pusterthal, das weinselige Etschland zu verlassen, um sich für hundertsechzig Gulden jährlich als

Lehrer auf jenen rauhen Höhen anzusiedeln, und wenn kein solcher vorhanden ist und dessen Aufgabe dem Curaten zufällt, so mag es vorkommen, daß dieser wenig Freude an ihr hat und daß die Schule nicht recht gedeiht. Um auch solchen Fällen zu begegnen, pflegt aber das Comité talentvolle Knaben von jenen Bergen herunter nach Innsbruck zu ziehen, wo sie von den Bewohnern der Hauptstadt „durch Kosttage und Monatgelder in hochherziger Weise unterstützt" und als Lehrer ausgebildet werden Man erwartet mit Recht, ja es zeigt sich schon an einigen gelungenen Beispielen, daß diese Autochthonen in ihrer Heimath besser aushalten als die Fremden, die das Leben dort doch zu einsam und zu freudenleer finden. Wenn alle so gut ausfallen, wie der junge Lehrer zu Laurein und wenn man fortfährt, die Gehalte zu erhöhen, so werden diese Schulen bald alles leisten, was man billigerweise von ihnen erwarten kann. So brauchen denn die Wohlthäter in Hoch- und Niederdeutschland die gespendeten Groschen in der That nicht zu bereuen und werden daher mit Vergnügen hören, daß die Wagner'sche Buchhandlung zu Innsbruck noch immer Beiträge annimmt.

Was ferner den Verzicht auf die Nationalität betrifft, der auch von einigen Deutschtirolern befürwortet wird als das beste Mittel, die leidige Sache aus der Welt zu schaffen, so stände es uns eigentlich besser an, mit Hochachtung von diesen Leuten zu reden, welche, verlassen und vergessen seit dreizehnhundert Jahren, ihrem Volke treu geblieben sind. Wenn aber die tirolischen Philosophen diese Anschauung vielleicht als Schwärmerei verwerfen, so schlagen wir vor:

jene Deutschen einfach als wissenschaftliches Object zu behandeln und eben als solches zu erhalten. Wir wissen ja noch gar nicht, wie wir diese Landsleute nennen sollen. Schmeller hielt sie für Bajuvaren, nach andern sind sie Cimbern, Gothen, Alemannen, nach meiner Ansicht Langobarden. Zunächst muß nun diese Frage vorgenommen und an der Hand der Geschichte, der Mundart, der Orts- und Familiennamen, der Sitten und Gebräuche beantwortet werden. Da Tirol überhaupt ein ethnologischer Herd und Brennpunkt ist, so könnte es leicht kommen, daß das Licht, das von jenen Bergen ausgeht, die ganze Nachbarschaft auf hundert Stunden weit erleuchtet. Mit dieser Auffassung könnten sich auch die gelehrten Signori zu Trient zufrieden geben und selbst mit Hand anlegen; wenigstens ist früher die Geschichte der deutschen Sporaden gerade von den Italienern — und nur von diesen — mit Fleiß und Erfolg bearbeitet worden. Ist dagegen einmal die Sprache fort, so sind diese Untersuchungen geschlossen, auch wenn sie noch gar nicht angefangen wären.

Was Schmeller und Bergmann in früheren Jahren für die Cimbern der Sette Comuni gethan, ist männiglich bekannt. In ihrer Nachfolge hat Prof. J. V. Zingerle sein „Lusernisches Wörterbuch" (Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung, 1869) mit einem Anhange, welcher Sprachproben, Märchen, Sagen und Gebräuche enthält, ans Licht gestellt. Es wäre zu wünschen, daß derlei Arbeiten nunmehr in kurzen Fristen auf einander folgten — jene Monographien, welche allein die Räthsel und Wunder dieses Landes aufschließen können. Die Herren Curaten zu Laurein und zu Proveis sollten z. B. einmal in der

„Zeitschrift des Ferdinandeums" ein niedliches Aufsätzchen über ihre Urkunden veröffentlichen. Den Herren Curaten lägen überhaupt diese Sachen so nahe. Ihnen fliegt vieles von freien Stücken zu, was ein wandernder Gelehrter, der in ihren Nestchen doch nicht lange aushält, nur mit Mühe suchen und gleichwohl oft nicht finden wird.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß der menschenfreundliche Curat von Proveis sehr gern Besuche empfängt und gebildete Gesellschaft liebt. Während des letzten Sommers las man sogar in den Zeitungen eine Einladung, wodurch alle ehrenwerthen Männer und Frauen unserer Nation dringend nach Proveis gebeten wurden. Außer Prof. J. V. Zingerle, der vor sieben Jahren im Herbst hinaufstieg und seine Unternehmung im „Alpenfreund" (2. Band) beschrieb, scheint dort oben gleichwohl noch nicht viel wichtiges aufgetreten zu sein; der Herr Curat aber, dem seine deutsche Schule, seine Kirche, seine Schießstatt, seine Klöppelschule so gut hinausgegangen, er baut auf sein Glück und gedenkt sogar auf jenem grünen Bühel einen kleinen Palazzo für Sommerfrischler aufzustellen Dann würde auch, da der von Rumo nicht mehr beigeht, ein deutscher Aesculap beschafft werden. An Wald- und Welteinsamkeit möchte es allerdings nicht fehlen. „Aber wer pflegt der Sache, wenn Sie einmal sich nach wärmeren Lüften sehnen und den Ort verlassen?" Ach, ich gehe nicht mehr fort von hier! Ich bin in Laurein geboren und liebe diese Gegend. Die fünfhundert Gulden, die ich alljährlich zu verzehren habe, reichen aus. Die Leute sind mir gewogen und kommen mir entgegen. Wir leben alle in herzlichster Freundschaft zusammen. Wer

weiß, ob ich's anderswo auch so fände? Hier habe ich die deutsche Sprache wieder zu Ehren gebracht, hier habe ich gewirkt, hier werde ich wirken, solange mir der liebe Gott das Leben und seinen Segen schenkt.

Alle Hochachtung und freundlichen Gruß aus der Ferne dem tapfern Curaten von Proveis!

XXI.

Von Trient nach Castel Toblino.

Oktober 1875.

Es ist ein heiterer Herbstmorgen, gerade so warm, daß man ihn noch kühl nennen könnte. Das ehrwürdige Trient ist bereits aufgestanden. Die hesperischen Obst=weiber sitzen schon auf dem Anstand und erwarten in stiller Sehnsucht die hinfälligen Seelen, die dem Reiz ihrer Trauben erliegen werden. Die Trauben sind heuer groß und die Preise klein. Um einen Batzen kann sich der Wanderer das ganze Reisehütlein füllen lassen und daraus knuspern, bis er die Contrada larga, die Contrada lunga und die Contrada tedesca, jetzt del Suffragio, ausgegangen ist. Die alten Palazzi mit ihren verblichenen Frescobildern gehen gratis drein. Ueber der ganzen Stadt liegt eine germanische Ruhe. Hier kreischt, schreit, lärmt kein Mensch; keine Spur von italienischem Feuer und Ungestüm. Es könnte in unserem Augsburg nicht stiller sein.

Doch ja! Um neun Uhr Morgens zeigt sich einiges Leben um den Rebecchino, ein Wirthshaus, dessen Namen aber selbst die Trientiner nicht zu erklären wissen. Viel=

leicht soll er nichts anderes bedeuten, als „beim Rehböckl.“ *) Hier steht ein Stellwagen vor der Thüre, in welchen alle Menschenkinder einsteigen, welche heute ins Sarcathal oder nach Judicarien trachten. Endlich hat sich alles gestellt und in die Räume friedlich vertheilt. Der Kutscher schnalzt und die Unternehmung beginnt. Die starken Pferde traben munter über die Etschbrücke und gehen selbst die Höhe hinan in gutem Schritt. Die Peitsche scheint hier mehr schmeicheln als schmerzen zu sollen. Im Trentino wird noch nicht geschunden.

Der Weg geht auf trefflicher Straße an der Felsen=

---

*) Diese Deutung ist nicht haltbar; die richtige, welche jetzt gegeben werden soll, verdanke ich dem Herrn Alois Börner, k. Hofbeamten in Dresden, einem in Oberitalien sehr wohl bewanderten Mann. Herr Alois Börner schrieb mir nämlich, nachdem der Artikel über Arco in der A. A. Z. erschienen war, zwei freundliche Briefe, nm mir mitzutheilen, daß die Deutschen in Trient den Rebecchino „Zum Sackpfeifer“ heißen. Diese Spur weiter verfolgend, habe er dann gefunden, daß im Altfranzösischen rebec, im Englischen rebeck eine kleine Geige von drei Saiten, eine sogenannte Stockfidel bedeute. In Genua, wo auch ein Rebecchino, wie denn der Name überhaupt in Oberitalien häufig wiederkehrt, verstehe man darunter ein zitherartiges Instrument, welches der Spieler vor sich auf den Tisch lege, also wie unsere Zither in den deutschen Alpen. — Diese Mittheilungen habe ich in den Wörterbüchern vollkommen bestätigt gefunden. Valentini sagt: Ribeba, Ribeca, Ribecchino, eine jetzt außer Gebrauch gekommene, mit drei Saiten bespannte Zither, womit man nebst einer kleinen Pauke die Braut und den Bräutigam auf dem Lande zur Kirche führte. Fried. Diez sagt in seinem Wörterbuch der romanischen Sprachen: Ribeba, ital., Bauerngeige, Schäfergeige; vom arab. rabâb, das ein ähnliches Tongeräthe von runder Form bedeutet. Daraus soll entstellt sein ital. ribecca, franz. rebec u. s. w.

seite rasch hinan, so daß wir auf den Doß Trent bald herunter sehen, auf die altberühmte, einer runden Tabaksdose täuschend ähnliche Verruca, die grünbelaubte Steinwarze, von welcher schon die Römer und die Gothen in das ruhmreiche Trient hinab geschaut. Jetzt sind schattige Baumgänge auf jener Höhe angelegt und wonnevolle Aussichtsbänke aufgestellt, denen die Galanterie der österreichischen Besatzung allerlei Namen, wie Mathildensruhe, Louisenslust u. s. w. beigelegt und beigeschrieben hat. Da ich nun den Gothen und den Gothinnen von jeher zugethan war, so hoffte ich im stillen, man würde bei dieser Gelegenheit auch Amalasuntha, die feine, Ostrogotha, die schöne, und andere Damen jenes edlen Volks bedacht haben, aber unter der Garnison von Trient scheinen die Gothinnen ganz verschollen zu sein.

Aber auch der Doß Trent und die weite Aussicht in das Etschland verlieren sich; der Wagen fährt durch eine lange, malerische Klamm, den Buco di Vela, und kommt endlich bei Cadine, einem kleinen Weiler, wieder heraus. Hier beginnt eine ganz neue Gegend, wie man sie selten trifft. Man müßte wenigstens bis nach Dalmatien gehen oder ins Land der Kekropiden, wo der Lykabettos, Hymettos und andere kahle Häupter auf den Kephissos, Ilissos und andere vielbesungene Bäche herunterschauen. Die niedern Berge, die aus dem Thale aufsteigen und sich wieder darin verlaufen, sind nämlich so abgeschunden, daß der aschgraue Felsen überall zu Tage steht und weder Gras noch Kraut darauf wächst. Die höheren, die das Thal umgeben, streben dagegen so steil empor, daß an ihren nackten Seiten sich nur viele tausend

dunkle Tüpfchen halten können, kleine Sträuche nämlich, welche niemals größer werden. Weiter oben, wo einst die Wälder standen, zieht sich jetzt in unabsehbare Fernen jener fahle Filz dahin, der aus niederem Buschwerk besteht und die landesübliche Decke der trentinischen Berge bildet; doch finden sich auch solche, die vom hohen Scheitel herab ganz senkrecht in das Thal stürzen und daher ganz nackte Wände zeigen. So weit das Auge reicht, scheint am hellen Tage alles grau in grau gemalt. Dieses Gebirge ist natürlich ganz unbewohnt — nirgends ein Bauernhaus, eine Almhütte, eine Kirche oder Capelle — auch kein Reh, kein Hirsch, keine Gemse. Im Thal herunten sollen noch einige Leporaceen ein sehr unsicheres Leben führen, allein andere behaupten: die drei Hasen des Sarcathals lebten nur in der Tradition — gesehen habe sie seit Menschengedenken niemand mehr.

Diese grauen Felsenskelette, diese bleichen Bergleichen grinsen den Wanderer schon bei Tage ganz schauerlich an, bei Nacht aber scheinen sie wie ungeheure Gespenster sich leise hin und her zu bewegen und einander näher zu rücken, gleich als wollten sie den Pilger heimtückisch einmauern, so daß kein Mensch mehr erfragen könnte, wo er geblieben sei.

Ja, die Gegend ist so scheuslich, daß man sich, um den Ekel zu überwinden, nicht anders helfen kann, als sie recht schön zu finden. Auf diesen Standpunkt vermag sich der Wanderer mittelst eines kleinen und erlaubten Kunstgriffes unschwer zu stellen — er braucht nämlich nur die Thalsohle mit in das Bild hereinzunehmen. In dieser grünt und blüht, wächst und gedeiht ja alles, was Hespe-

rien nur bieten kann — die Myrten und die Goldorangen, die Trauben und die Kästen, die Feigen, Cypressen und selbst Minerva's Oelbaum. Aus den Felsen gehen nämlich, so kahl sie sind, allenthalben mächtige Bäche hervor, welche sprudelnd durch die abhängige Landschaft eilen, Mühlen und andere Werke treiben und, in tausend kleine Canäle zersplittert, eine unübertroffene Fruchtbarkeit verbreiten. So reicht überall das frischeste, lebendigste Grün an die grauen, todten Felsenwände. Auch dieß erinnert an Griechenland, wo nur das Schluchtenbächlein, das Rheuma, im heißen Gestein noch Blumen, Laub und Schatten erzaubert. Und am Abende, wenn der eine Theil jener kahlen Felsenhöhen in die Dämmerung versinkt und stahlblau anläuft, der andere aber, der im Licht aufragt, sich violett, orange, rosenroth färbt — in solchen Abendstunden fällt mir öfter ein, daß ich in jungen Jahren unter derselben Beleuchtung auf den Trümmern von Tirynth, am Gestade von Salamis mich an allerlei schönen Träumen ergötzt habe, von denen die wenigsten in Erfüllung gegangen sind. Ja, die Aehnlichkeit ist so schlagend, daß es fast zu wundern, wenn noch niemand die Behauptung aufgestellt: das schöne Hellas fange eigentlich in Vezzano an oder der Orient reiche bis ins Sarcathal.

Also auf der Höhe von Cadine! Aus dem lieblichen Gartenlande fällt der Blick hinunter auf den See von Terlago, der den blauen Himmel wiederspiegelt, aber im bleichen Felsenbette sich ausstreckt wie das Todte Meer. Doch hat sich auch da ein Bächlein gefunden, das von den Steinwänden herunter in den See plätschert, um einen kleinen, grünen Winkel zu schaffen, in welchem man we=

nigstens ein bescheidenes Dörflein und ein Schloß der Grafen von Terlago aufstellen konnte.

Um elf Uhr nahm uns Vezzano auf, ein langgestrecktes Nestchen, mit Piazza, an welcher eine große Kirche steht, mit Gerichtshaus und zwei Wirthshäusern. Das eine derselben hat eine französische Aufschrift: „A l'étoile d'or", das andere eine deutsche: „Zum goldenen Kreuz." Zum Dank für diese feine Aufmerksamkeit wendete ich mich letzterem zu, wobei ich alsbald die Bekanntschaft der kleinen, aber höchst ehrenwerthen Carolina N. N. machte. Sie lebt hier als Cameriera, zu deutsch Kellnerin, hat ein Alter von zwanzig Jahren, ein freundliches Gesicht, eine heitere Laune, für jeden Gast ein gutes Wort und ist so fleißig in ihrem Beruf, daß sie Morgens sogar die Zechstube kehrt. Die italienischen Landwirthshäuser, wenigstens in den größeren Orten des Gebirgs, sind vielleicht doch besser als ihr Ruf. Wenn sich unser Auge einmal an die malerische Verfallenheit, an die zerbrochenen Fensterscheiben, die zerrissenen Jalousien, die wackelnden Stühle, die abbröckelnde Tünche, den schmutzigen Boden, vielleicht auch an einen radicalen Riß in der Hauptmauer und an den Padrone, Wirth und Metzger, gewöhnt hat, der in blutiger Schürze freundlich herankommt, um den Gast zu unterhalten — lauter Ueberbleibsel einer früheren Civilisation, die wir nicht mehr verstehen — so findet es alles übrige, was des Menschen unmittelbarstes Bedürfniß angeht, eigentlich recht wohl bestellt. Die Tisch- und Bettwäsche ist fast eben so reinlich, als im bayerischen Gebirge, die Speisen sind gut gekocht und kommen appetitlich auf die Tafel, von der man freilich in ** erst die Hühner herab-

jagen muß; der Wein ist angenehm und die Zeche billig. Es wäre daher nicht zu verwundern, wenn namentlich das goldene Kreuz zu Vezzano bald ein beliebter Herbstaufenthalt für deutsche Dichter und Maler, wenn es bald besungen und gemalt würde. Für letzteren Zweck wäre namentlich dessen Hinterseite zu empfehlen, welche verschiedene anziehende Motive bietet, während die Vorderseite mehr allgemein gehalten ist. Im übrigen ließe sich aus diesem unserem Vezzano ein ganz hübsches Städtchen herstellen, wenn man nur die schmutzigen Wände der Häuser in gefälligen Farben tünchen und das wetterbraune Holzwerk, zumal die Fensterläden, grün anstreichen wollte. Aber der Italiener sieht, wie der Vicar von Wakefield, weniger auf eine gleißende Oberfläche, als auf innere Schätze, die länger dauern.

In Vezzano ereignete sich ein Fall, der in Tirol schon öfter vorkam, nämlich daß mich ein guter Freund zu einer Spazierfahrt einlud. Eigentlich sollte das ganze Thal abgefahren werden, welches sich von Calavino bis Cavédine erstreckt und einige hundert Fuß höher liegt, als Vezzano. Aus diesem Hochthal schaut nur ein Kirchenthurm, ein großes Haus und ein altes Schloß herunter in die Ebene, und es liegt dasselbe mitten zwischen den Kalkfelsen. Wenn ich mitunter auf der Landkarte diese Lage betrachtete, so dauerten mich die armen Menschen da oben, die in dem öden Gestein ein dürres Leben elend hinzubringen schienen; aber als wir nach Calavino hinaufgekommen waren, zeigte sich im Gegentheil, daß da die frischesten Bäche durcheinander rauschen, daß die Pflanzen herrlich wachsen und die Natur fast noch üppiger dasteht, als unten um Vezzano.

Dazu kommt noch als romantische Beilage das alte Schloß, Madruzz mit Namen, welches den lieblichen Thalstreifen höchst ansehnlich überragt. Es ist leider schon lange verödet und ganz ausgeplündert. In Beda Weber's „Land Tirol" ist zu lesen: daß vor vierzig Jahren der damalige Besitzer, der in Genua wohnte, die Marmorsäulen, die Thürpfosten, die Stiegen von kunstreicher Art um schnödes Geld vertrödelte. Durch die tirolischen Burgen geht ein finsterer Geist, der nicht eher Ruhe hat, als bis das letzte Wahrzeichen der alten Würdigkeit verschwunden ist.

Die Herren von Madruzz waren einst die reichsten in Tirol und saßen gleichsam erblich von 1539—1658, also hundertneunzehn Jahre lang, auf dem fürstbischöflichen Stuhl zu Trient. Als der letzte, Karl Emanuel, alle seine Brüder und Vettern hatte kinderlos hinsterben sehen, wollte er selbst die Fortpflanzung seines Namens übernehmen, die Infel ablegen, sich mit Myrten kränzen und ein schönes Fräulein von Trient heirathen, ließ sich auch an 100,000 Gulden kosten, um vom heiligen Vater die Dispense zu erhalten, erhielt sie aber doch nicht und schloß „an Leib und Seele verkümmert" sein Geschlecht. Herrn Probst Susczynsky, der jüngst ebenfalls ein schönes Fräulein, wenn auch nicht von Trient, vor den Altar führte, wäre es wahrscheinlich auch so gegangen, wenn er sich in seinem schwierigen Fall nach Rom gewendet hätte. Darum kann man ihm nur Glück wünschen, daß er sich keine überflüssigen Ausgaben erlaubt, sondern auf eigene Verantwortlichkeit gethan, was er nicht lassen konnte.

In der Kirche zu Calavino findet sich noch die Capelle der Madruzzer mit ihren Grabsteinen und einem

Frescobilde, welches vier Herren und drei Frauen aus der Familie vorstellt, die sich betend um den Altar reihen. Manche behaupten, es habe sie Tizian gemalt.

Auch in das große Landhaus traten wir ein, welches von Calavino gegen Vezzano hinunterschaut. Auch dieses gehörte einst zu den Gütern der Madruzzer, gieng nach ihrem Erlöschen durch verschiedene Hände und ist jetzt Eigenthum des Herrn von Negri, des Bezirkshauptmanns von Cleß im Nonsberg, der hier seinen Urlaub zuzubringen pflegt. Herr von Negri hat sich, seitdem er im Nonsberg waltet, um die deutschen Gemeinden zu Laurein und Proveis, die so lange vernachlässigt waren, mit liebevollem Eifer angenommen und Hand in Hand mit den dortigen Priestern für Erziehung und Bildung des Völkleins das möglichste gethan. Da ich nun in den jüngsten Tagen, wie bereits zu lesen war, auf den Höhen von Laurein und Proveis gewesen, so hatte ich in Calavino warme Grüße auszurichten und gewissermaßen auch meinen eigenen Dank abzustatten für die aufmerksame Behandlung, welche der Herr Bezirkshauptmann unseren dortigen Landsleuten erweist.

Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und in dem hohen Hause mit hesperischer Artigkeit herumgeführt. Dieses mächtige Gebäude bietet alle Eigenheiten einer großen italienischen Villa — marmorne Portale, Altanen und Balustraden, große Höfe, breite, steinerne Treppen, breite Gänge, hohe, weite Zimmer und hohe Fenster.

Die Vertheidigung gegen die heißen Pfeile, welche die Sonne schießt, geht im italienischen Gebiete von andern strategischen Grundsätzen aus, als in den warmen Theilen des deutschen Tirols. Hier hat man, wenigstens in älteren

Zeiten, durch düstere Gewölbe, welche halb im Boden stehen, durch niedere Gemächer und kleine Fenster, durch eine tiefe Dämmerung, die man über das ganze Haus vertheilte, der Hitze den Zugang zu versperren gesucht, während die italienischen Baumeister durch weite Räume, hohe Säle und Fenster die Sommerwärme nicht ausschließen, aber ihr durch Luftigkeit und Zugwind die Spitze abbrechen wollten. Dort sieht man die deutsche Gemüthlichkeit ausgeprägt, die in der kühlen, dunkeln Thorhalle bei einem Humpen Wein die ganze heiße Welt vergißt und sich um die obwaltende Finsterniß nicht kümmert; hier den hohen Sinn der Italiener, die nur nach Luft und Licht ringen und dabei das Trinken oft mehr versäumen, als uns verständlich ist.

Als wir von der Wanderung durch das Schloß und den zierlichen Garten, der gegen die alte Burg Madruzz hinaussieht, in den Empfangssaal zurückgekehrt waren, entgieng es unsern vergnügten Blicken keineswegs, daß die Dame des Hauses mittlerweile eine leckere Marende aufgestellt hatte. In gefälligem Kreise stand alles, was der Herbst nur bieten konnte, um eine Flasche Vino santo herum, welche wie ein freundlicher Leuchtthurm über die Aepfel und Birnen, die Feigen und Trauben emporragte. Der Vino santo wird namentlich in dieser Gegend mit Vorliebe und zwar so erzeugt, daß die weißen Trauben auf Strohrahmen gelegt und erst um Weihnachten gekeltert werden. Davon, von der heiligen Zeit, hat er auch seinen Namen und nicht, wie manche Schlechtberichtete meinen, von den Heiligen, Asceten, Catecheten und Fastenpredigern, welche ihn allerdings sehr hoch zu schätzen wissen, doch auch

nicht höher als die Kinder der Welt. Er ist anerkanntermaßen einer der feinsten Damen- und Dessertweine, die in diesem irdischen Jammerthale wachsen.

Wir fingen nun zu plaudern an, sprachen über Calavino und Vezzano, über das Sarcathal und das Trentino, über Deutschland und Italien. Für ersteres legte Herr von Negri große Achtung an den Tag. Er hält uns nicht nur nicht für Barbaren — ein Verdacht, den ich auch durch mein elegantes Benehmen möglichst fern zu halten suchte — sondern glaubt sogar, daß uns selbst der gebildete Italiener noch manches ablernen könnte. Auch von den biedern Männern und Frauen zu Laurein und Proveis war längere Zeit die Rede und wir vereinigten uns in der Hochschätzung dieser wackern Germanen. So vergiengen die Minuten, ja schier die Stunden. Wir verplauderten — nicht so fast Calavino, welchem wir vorher schon eine eingehende Besichtigung gewidmet hatten, aber Madruzzo, Lasino, Strabino und Cavèdine, mit einem Wort, alle Dörfer, die wir diesen Abend noch hatten befahren wollen. Bei einbrechender Dämmerung bestiegen wir nach freundlichstem Abschied wieder das Wägelein und fuhren raschen Trabes bergabwärts in den Flecken zurück, wo mich die kleine, aber höchst ehrenwerthe Carolina N. N. wieder mit derselben Heiterkeit begrüßte, mit der sie mich Mittags verabschiedet hatte. So lebt man in und um Vezzano!

Da mich's aber doch bald reute, damals nicht nach Cavèdine gekommen zu sein, so gieng ich nächster Tage von Arco wieder aus und von Drò rechts hinauf nach Drena, einer stolzen, aber verfallenen Langobardenburg, und dann hinein in jenes Thal, welches wie in einer

Muschel liegt und einen ungemein lieblichen Anblick gewährt. Rechts ein hoher Bergzug, der ausnahmsweise sehr hübsch bewaldet ist und der Garten Abrahams heißt, links kahle Felsen, in der Niederung eine blühende, reich bewässerte und reich bevölkerte Landschaft. Aus dem braunen Gemäuer, das auch hier die Dörfchen bildet, heben sich einige Bauernhäuser heraus, welche, wie die des bayerischen Gebirgs, reinlich geweißt und mit grünen Läden versehen sind, jetzt auch mit den goldenen Fruchtschnüren der Maiskolben verziert waren. Sie schienen mir da sehr auffallend. — Was denn diese Häuser bedeuten? fragte ich einen Landmann. — „Ja, das sind so einige bene stanti, die ihre Häuser schon putzen können.“ — Schade, daß deren nicht mehrere sind.

Das Schloß Madruzz zeigt sich übrigens hier von einer neuen Seite und erscheint da noch großartiger, als von Calavino aus. Jedem Fußgänger, der nach Arco trachtet, ist zu rathen, nicht die langweilige Straße an der Sarca zu begehen, sondern zuerst allerdings einen Abstecher nach dem Schloß Toblino zu unternehmen, dann aber den Weg durch das schöne Thal von Cavédine zu wählen.

Ueber Nacht war es Sonntag geworden und ich gieng in stiller Andacht, vom Glockenschall des ganzen Thales begleitet, aus Vezzano und nach Santa Massenza zu. Dieses Dörflein ist nach der Mutter des heiligen Vigilius benannt und liegt in einem heimlichen Winkel des Toblinosees, auch wieder in scheuslicher Felsenschlucht, aber auch wieder in herrlichem Garten. Hier haben die Fürstbischöfe zu Trient von Alters her eine Sommerfrische, ein reizend

gelegenes Landhaus mit hoher Marmorpforte, weitem Hofraum, steinerner Freitreppe u. s. w., wie es schon oben in Calavino beschrieben wurde. Der Weinsegen ist aber dieses Jahr so überwältigend, daß die fürstbischöflichen Knechte selbst heut am Sonntag die Trauben herbeitrugen und sie zerstampften, was ich ihnen um so lieber nachsah, als ich mich selbst für sie zu feiern entschloß. In den Sälen sind ein paar gelungene Porträte der hohen Kirchenfürsten zu sehen, auch etliche kunstreich eingelegte Tische, wie sie in Tirol einst myriadenhaft vorhanden waren, jetzt aber, soferne sie noch zu finden, meist in England zu suchen sind. Die großen alten Bilder sind auch fast alle fort; das Trentino hat keinen Kunstverein, um mit seinen Geschenken selbst des Bürgers Gemach zu zieren, wie der unsrige thut; den Gebrauch der Tapeten scheint man nicht zu kennen oder nicht zu lieben und so gewähren denn die hohen, weißen Wände mit ihren alten kleinen und verdunkelten Oelgemälden in den verstaubten Rahmen fast ein ärmliches Ansehen; den Luxus und die Pracht, die das Hochstift hier entfaltet, werden selbst seine Neider nicht sardanapalisch finden.

Nun zieht der Weg eine halbe Stunde zwischen dem gelben Gestein und dem blauen See dahin, bis er die grüne Landzunge erreicht, auf welcher Castel Toblino steht, unter den Eingeweihten hochberühmt wegen seiner gedankenreichen Einsamkeit, einst auch ein Horst der Madruzzer, jetzt ein Besitz der Grafen von Wolkenstein, aber auch ein Stelldichein der Dichter und der Maler, ein kleiner He=

likon der deutschen Musen, auf dem schon manches längere Gedicht, manches theuer verkaufte Bild entstanden.

Das Schloß ist ein altes, wetterbraunes Gebäude, das sich sehr anspruchslos darstellt, nur daß auf der einen Seite ein runder Thurm hervorsteht. Cypressen und Trauerweiden umflüstern seine betagten Mauern. Den innern Hof ziert ein schöner Bogengang. Vor Zeiten war da viele Wandmalerei zu sehen, aber davon ist nichts kenntlich geblieben, als das Wappen von Madruzz. Die Fenster gehen alle auf den See, an dessen Gestaden einiges Schilf wächst. Die Schönheit seiner blauen Farbe ist nicht zu beschreiben. Vom andern Ufer wogt der grüne Buschwald bis an das Felsengebirge hinan, der kolchische Buschwald, wie ihn ein berühmter Tiroler am Phasis gefunden. In geringer Entfernung liegen zwei kleine Eilande in dem See — auf dem einen sonnen sich die Fischernetze, auf dem andern sitzt ein grauer Felsblock wie ein alter Runenstein.

Die steinerne Treppe hinansteigend, fragte ich nach dem Padrone, dem Herrn Sommadossi, dessen Ahnen schon seit zweihundert Jahren als Einnehmer, Verwalter und Pächter in dem Schlosse saßen. Es ist, als wären sie darüber selbst allmählig zu Rittern geworden, denn Herr Sommadossi ist eine sehr chevalereske Erscheinung und erinnert in seinem Benehmen ganz und gar an einen Reitergeneral in den besten Jahren, der mehrere glückliche Feldzüge hinter sich hat. Er nahm mich nichtsdestoweniger freundlich auf und führte mich als Cicerone im Schlosse herum. Man findet hier dieselben weiten, hohen Säle wie zu Santa Massenza und zu Calavino. In der Halle,

die jetzt Fräulein Therese Weber*) aus München bewohnt, könnten leicht drei Compagnien Bersaglieri exercieren. Die Menschen verschwinden ganz in diesen Räumen; sie scheinen für Götter gebaut.

Bis wir zurückkamen, hatten unsichtbare Hände eine Flasche Vino santo und einen Teller voll Trauben auf den Tisch gestellt. Wir letzten uns zwar gern an diesen freundlichen Erscheinungen des Tages, giengen aber doch auch in die Vergangenheit zurück, ins erste, zweite und dritte Decennium vor dem laufenden Jahre, wo manche schöne Seelen hier verweilten und einige Wochen lang die süße Melancholie betrieben. Sie haben meines Wissens alle die tiefste Verschwiegenheit beobachtet und mir liegt es auch ganz fern, durch diese Zeilen die Heerschaaren der Touristen hierher locken zu wollen, um so ferner, als nur fünfe oder sechse Platz haben.

Herr Sommadossi scheint auch keinen großen Werth auf ihre Einkehr zu legen, mehr dagegen auf den Ruhm seines Vino santo, in welchem er einen Labetrunk für die ganze leidende Menschheit zu sehen glaubt. Wohl wissend, in welchem Lande die tiefsten Kenner edler Weine zu finden sind, hat er auch bereits einen deutschen Aufruf in die Welt ausgehen lassen, in dem er behauptet, daß schon viele Besucher sein altes Römercastell bedeutend heiterer verlassen, als sie es betreten, und daß mancher hypochondrische Misanthrop, welcher sich brustkrank wähnte und

---

*) Eine kunstreiche Malerin und liebe Freundin, die seitdem leider verstorben.

seine Heilung vergeblich in Arco suchte, diese thatsächlich an der Quelle des heiligen Weines gefunden habe.

Herr Sommadossi hat nun in Deutschland auch schon mehrere Kunden, deren er mit Achtung und Liebe gedenkt: den höchsten Rang unter diesen räumt er aber verdientermaßen dem Feldmarschall Grafen von Moltke ein, der für sich und seine Freunde alle Jahre eine nicht unansehnliche Zahl von Flaschen kommen lasse. Der Castellan von Toblino schreibt dem Vino santo in so fern sogar ein engeres Verhältniß zur neuen Weltgeschichte zu, als er behauptet: der große Feldmarschall habe 1870 keinen neuen Schlachtenplan entworfen und überhaupt keinen neuen strategischen Gedanken ausgedacht, ehe er nicht ein Gläschen von seinem Wein geschlürft. Herr Sommadossi meint auch: wenn nur jeder deutsche Premier im Felde seinen Vino santo bei sich führte, so würden die militärischen Erfolge, wenn möglich, noch glänzender und die Kriege sohin noch viel kürzer werden, als bisher. Sein edles Getränke sei daher nicht nur ein Wein der Damen, sondern auch der Krieger und der Helden, wie denn diese beiden Parcellen der Menschheit schon seit alten Zeiten immer in gewissen unläugbaren Beziehungen zu einander stehen.

Zum Schlusse tranken wir noch die Gesundheit des Trompeters von Säckingen oder vielmehr seines Verfassers, der vor fünfzehn Jahren auch etliche Wochen in dieser Einsamkeit verlebt und sich sehr gut darin gefallen hat.

XXII.

Arco.

Oktober 1875.

Schade, daß ich auch aus dem stillen Toblino, seiner Sonntagsruhe und seiner kühlen Halle wieder fort mußte in die laute, heiße Welt oder wenigstens auf die staubige Straße, die nach Alle Sarche führt, wo ich den Stellwagen zu finden gedachte. Doch blickte ich noch oft zurück. Das Schloß liegt zwar nicht am Meere, aber so oft ich den altersgrauen Erker sehe, der in den See geht, so oft fällt mir auch der König von Thule ein.

Alle Sarche ist der Ort, wo um Mittag die drei Stellwagen von Trient, Riva und Tione zusammenkommen, um ihre Fahrgäste auszutauschen und wieder heimzufahren. Hier ist alle Erinnerung an das Ritterthum, alle Romantik versiegt; es kommen da nur Hausknechte, Postillone, Stellwagenkutscher, Pferdejungen, Kellner und Kellnerinnen fort. So lebendig der Ort, so unbehaglich ist er doch. Jeder freut sich, wieder in den Wagen zu steigen, der ihn weiter bringt. Der meinige nahm den Zug nach Arco.

Allmählich fuhr dieser aber in eine schwermüthige

Gegend ein. Auf der einen Seite starren nämlich ganz senkrechte, dürre Felsenwände auf und über dem Bache liegen statt der schönen Weingärten die unfruchtbaren Marocche, lange, hohe Hügelreihen von Sand und Schutt, auf welchen Steinblöcke von jeder Größe in wildem Chaos durcheinander starren. Die Blöcke vertreten fast alle Steingattungen, die in Tirol gefunden werden, so daß die Gelehrten mit gutem Grunde behaupten: diese Bruchstücke seien einst von dem großen Gletscher, der das ganze Etschland bedeckte, herbeigetragen und fortgeschoben worden, um dann, als das Eis vergieng, hier zum ewigen Andenken an jene traurigen Zeiten liegen zu bleiben. „Es herrscht da," sagt Dr. Cesare Mattei, welcher Arco und seine Umgebung im Jahrbuch des Trentiner Alpenvereins beschrieben hat, „es herrscht da ein geistloses Schweigen (una stupida calma); kein Zephyr, kein Blättchen säuselt; auf dem Orte scheint ein ewiger Fluch zu liegen."

Endlich geht auch diese Landschaft zu Ende; es zeigen sich wieder Reben und Feigen, Cypressen und Kastanien, Landhäuser und Dörfer. Namentlich aber erscheinen in unzähliger Zahl die Maulbeerbäume, deren Laub bekanntlich die Kost der Seidenwürmer ist. Im Tiroler Schriftdeutsch heißen dieselben nie anders als Murbäume, was auch viel handsamer als das schwerfällige Maulbeerbaum, das doch nur aus Maurbeerbaum entstellt ist und mehr oder weniger an Platens Holzklotzpflock erinnert.

Ein breiter, gutgehaltener Laubgang deutet an, daß wir uns einem Orte nähern, wo es Spaziergänger gibt. Spaziergänger sind gewöhnlich gebildete Leute — wir nähern uns also einer Culturstätte — in wenigen Minuten

sitzen wir vielleicht schon im Casino und lesen deutsche Zeitungen. Was werden sie uns aus der Heimath bringen? Alles spricht von unserem Adressensturm — alle Augen sind auf Bayern gerichtet. So nah am Ziel, wie heute, waren unsere Ultramontanen noch nie. Ihre Scheitel rühren bereits an die Sterne. Morgen können sie ins Ministerium einziehen, die Liberalen ins Elend jagen und die glücklichen Zeiten wieder herbeiführen, die wir schon unter dem höchstseligen Kurfürsten Karl Theodor erlebt! In dieser Aufregung fiel mir, ich weiß nicht wie, ein Gedichtchen ein, nämlich folgender

Kriegsgesang eines bayerischen Hetzcaplans.

Deutsch Reich, geh' nur flöten,
Haben dich nicht vonnöthen.
Aber „Steinchen" wo bist?
O catholischer Christ!
Nur jetzt unverfroren,
Sonst ist alles verloren.
Ihr Ultramontanen,
Eilt rasch zu den Fahnen!
Aber, Bauer, bleib stumm,
Bleib roh und bleib dumm!
Wir werden's schon sagen,
Wie du dich sollst betragen.
Jesuiten herbei,
Daß der Brei uns gedeih'!
Hirtenbriefe, haut drein!
Dominicaner, heizt ein!

Kommt, Franzosen, heraus!
Wir stehen zu Diensten —
Revolution, brich nur aus,
Die lange wir wünschten.
O Thron, fall nur um,
Aber, Syllabus, komm'!

Sie ist nicht so düster,
Die Herrschaft der Priester.
Laßt ihr fröhlich uns leben,
Wird euch alles vergeben.
Uns irdische Freuden
Und euere Schonung —
All andres ist Tand;
Euch Fegfeuerleiden,
Dann himmlische Wohnung
Im besseren Land.

Alsbald nachdem mir dieses Gedichtchen eingefallen, fuhr ich in gespanntester Stimmung in Arco ein und eilte vor allem ins Casino. Dort fand ich deutsche Zeitungen mit dem Berichte, daß unser König dem widerwärtigen Treiben ein Ende gemacht und die Aspirationen unserer geistlichen Herren etwas herabgesetzt habe. Dafür war ich ihm sehr dankbar!

Also in Arco!

Seit unfürdenklichen Zeiten stand hier auf einem freistehenden Felsenblocke von ungeheurer Größe und röthlicher

Farbe eine wehrhafte Veste der Herren und späteren Grafen von Arco. Diese sollen von einem Grafen Friederich von Bogen abstammen, der, im zwölften Jahrhundert aus seiner Heimath in Bayern vertrieben, von seinem Landsmann, Bischof Altmann von Trient, einem Grafen von Sulzbach, freundlich aufgenommen und mit dem hiesigen Schlosse belehnt worden sei. Im Laufe der Zeiten wuchs der Reichthum und die Macht. Das Haus zählt viele Männer, die sich in Krieg und Frieden ausgezeichnet haben, darunter auch einen Dichter, Nicolaus mit Namen, († 1546), der zu den besten lateinischen Poeten seiner Zeit gerechnet wird. Die Unterthanen scheinen aber mit seinen Dichtungen nicht zufrieden gewesen zu sein; wenigstens zettelten sie einen Aufstand an und verjagten ihn, so daß er drei Jahre in der Fremde herumirren mußte, bis er wieder in seine Ehren und Würden eingesetzt wurde. Seitdem soll sich auch kein Sprosse des Geschlechtes mehr der Poesie gewidmet haben. Unter dem Kurfürsten Ferdinand Maria siedelte sich die Familie theilweise wieder in Bayern an, wo sie jetzt noch blüht, während ein anderer Zweig zu Mantua wohnhaft ist.

Das alte Hochschloß wurde 1703 im spanischen Erbfolgekrieg von den Franzosen unter dem Herzog von Vendome in Brand geschossen und seitdem nicht wieder aufgebaut. Jetzt steht davon nur noch ein großer und breiter Thurm, der ehemals den Eingang überwachte, ein anderer mit alten, halberloschenen Frescobildern auf der Spitze des Felsens und noch einer da und dort in dem verfallenen Mauerwerk. Alles übrige ist ausgebrannt und dem Erdboden gleich geworden, so daß da, wo einst die Grafen,

ihre Gemahlinnen und Töchter aus schön bemalten Prunkgemächern ins Land hinaussahen, jetzt nur die Eidechse, die Schlange und derlei Gewürm herumkriecht. Beda Weber, der Beschreiber von Tirol, der wahrscheinlich nie hiehergekommen, behauptet dagegen: das Schloß sei wohlgebaut und habe hundertzwanzig Zimmer — ein Satz, der an Ort und Stelle gelesen, nur neuerdings zeigt, wie wenig man sich auf gedruckte Bücher verlassen kann. Nach der Volkssage soll es übrigens, wie das Schloß Tratzberg im Innthale, gerade so viele Fenster gezählt haben, als Tage im Jahre sind. Der Burgfelsen, der nach den andern Seiten hin senkrecht abfällt, gewährt doch gegen die Stadt hin auf breiter Halde angenehmen Aufgang. Er ist da bis hoch hinauf von Oelbäumen überschattet, während im Gemäuer selbst ein zerstreutes Häuflein dunkler Cypressen sprießt. Es versteht sich, daß diese Höhe auch eine gewaltige Aussicht bietet, hinauf ins steinerne Sarcathal, hinunter in die grüne Fläche, aus welcher der Monte Brione aufsteigt, über diese hinaus auf den Gardasee und über dessen blaue Fluthen bis ins Hügelland der Lombardei.

Das Städtchen, welches sich unter dem Schloßberg ausbreitet, besteht zunächst aus einer langen, engen, schattigen Hauptstraße, welche mit einiger Nachsicht fast reinlich genannt werden könnte. Sie zieht sich halbmondförmig um den Burgfels. Gegen Abend, da wo die Stadt aufhört und der erzherzogliche Garten angeht, sind aber sehr seltene Ansichten einzunehmen. Man glaubt dort ein unglückliches Nestchen zu sehen, das im früheren Mittelalter mit Brandpfeilen beschossen, mit Sturmböcken berannt, dann aus-

gehungert und verlassen worden. Alles so verlottert, so zerfallen und so pittoresk! Ein romantischer Vedutenmaler wird da die schönsten Träume seiner Jugend verwirklicht finden. Hier steht auch noch ein langer, mit Epheu bewachsener Streifen der alten Stadtmauer, welche man wohl mit leichterem Herzen fallen sähe, als jene zu Nürnberg, da sie wahrscheinlich noch ganz ungeahnte Reize dieses Viertels verhüllt. — —

Die Gegend ist zwar sehr eigenthümlich, gehört aber doch zu den schönsten in der Alpenwelt und wird von Eingeborenen wie Fremden gern ein Paradies genannt.

Ueber der reichbelaubten Ebene mit ihren vielen Dörflein steigen auch hier erhabene Gebirge auf, aber sie sind nicht mehr so kahl und grau und so leichenartig wie jene um Vezzano, sondern suchen sich, so viel bei dem großen Wassermangel möglich, bestens zu bekleiden und in einen grünen Schleier zu hüllen, der freilich oft sehr fadenscheinig ist. An den untern Hängen liefern der Weinstock und der Oelbaum die Tapeten; hier und da zeigen sich in größerer Höhe Ansätze von Buschwald, in den Thalschluchten schattige Kastanienhaine. Jetzt erscheinen an den Berghalden auch wieder einzelne Häuschen oder winkende Wallfahrtskirchlein, ja ganze Dörfer mit alten Burgen, wie Tenno auf der einen, Nago auf der andern Seite des Thales, beide mit wunderbarer Aussicht auf den Gardasee. Zu oberst auf dem Monte Velo sieht man gar noch einen alten Wartthurm, il Castellino genannt, und nicht weit davon, zwischen Laub- und Lärchenwald, den die Holzaxt bisher verschont, eine niedliche Villa, in welcher Herr von Althammer, ein gebildeter und angesehener Archese

aus ehemals deutscher Familie, seine Sommerfrische, vielleicht die höchste in Tirol, zu halten pflegt.

Auch grüne Wiesen winken von dort herunter und weiße Bauernhäuschen. Dort magst lustig übern Stiegel springen, hörst den Fink im Garten singen, wunderschöne Blumen siehst du blühen und am Zaun die wilden Rosen glühen — es muß sein wie auf der Audorfer Alm dort oben, es muß ganz altbayerische Luft wehen. Ja, als ich da in Arco's Paradies unter den neugepflanzten Kastanien auf der neuen Sommerbank saß und der sonntäglichen Curmusik zuhörte, und der Curplatz sich mit allerlei unbekannten Leuten füllte und die Vespersonne so warm und schläfrig ins herbstliche Thal schien, da wurde mir so langweilig und sehnsüchtig zu Muthe, daß ich immer zu den Bergwiesen hinaufschmachtete und an den alten Schweinsteiger dachte, an den Seebichler, an die Sollacher Nanni und die Wurzer Burgel, tröst' sie der liebe Gott! und an andere Freunde und Freundinnen aus vergangenen Tagen, bis ich endlich zu mir selber sagte: „Ach, ihr lieben Landsleute, wenn man euch am Sonntage um die Vesperzeit ins warme Arco setzte unter die vielen fremden Gesichter, in die fremde Sprache und zu dieser Musik, da fiele euch wohl auch der Tatzelwurm und das Försterhaus zu Fischbachau ein und ein kühler Humpen von demselbigen Tegernseer Bier wäre euch auch lieber als der feinste Isera!" Damit soll aber Arco's Kurzweiligkeit nicht verdächtigt, sondern nur angedeutet sein, daß der Mensch hienieden nie zufrieden ist. Die Sehnsucht nach der blauen Ferne treibt ihn aus dem Occident nach dem Orient, über den Libanon auf die mesopotamische Haide, an den Ganges

und um die Welt herum, bis er sehnsüchtig wieder da ankommt, von wo er sehnsüchtig ausgegangen.

Doch kehren wir in das Städtchen zurück, um zu vernehmen, daß die Grafen, ehe noch ihr oberes Schloß verbrannt war, auch zu ebener Erde, d. h. in Arco selbst, mehrere Gerichts- und Wohnhäuser oder Palazzi erbaut hatten, welche jetzt noch in gutem Stande, aber schon lange in anderen Händen sind. Einer derselben, della Loggia genannt, steht der Pfarrkirche gerade gegenüber und prangt mit einer breiten, hauslangen Altane, um welche ein steinernes Säulengeländer geht. Man glaubt dieser Altane anzusehen, daß ihre Gründer sie gewiß nicht herrichten ließen, um da in blöder Neugier auf die Kirchengänger herunterzuschauen, daß ihnen vielmehr ein höherer Zweck im Sinne lag. In der That erzählt man auch, daß in früheren Zeiten von diesem Balkon herunter alljährlich die Statuten der Grafschaft verlesen worden seien. Seiner Würdigkeit würde es aber noch mehr entsprechen, wenn hier alle Jahre einmal die Institutionen, die Pandekten, der Codex und das gesammte canonische Recht heruntergelesen würden. Eine solche Einrichtung müßte die gesammte deutsche Jugend, die sich der Rechtsgelehrtheit widmet, mit unwiderstehlichem Reiz nach Arco ziehen.

Dieser vornehme Palazzo steht also auf der Piazza, welche Herr Dr. Mattei, der früher erwähnte Beschreiber von Arco, wegen der imposanten Gebäude, die sie umgeben, „fast monumental" nennen möchte. Ihm gegenüber erhebt sich die Pfarrkirche, welche nach Beda Weber „äußerst merkwürdig" ist, aber nichts merkwürdiges enthält.

In Arco ist es einem reisenden Verehrer des Mittel-

alters zwar gestattet, nach den Grabsteinen und Denkmälern der alten Grafen zu fragen, aber finden wird er sie nicht. Nach allen Anzeichen hat man aus den Gotteshäusern des Trentino in den letzten drei Jahrhunderten die alten Monumente der alten Ritter und Herren, der Gründer und Stifter, mit ihren Wappenschilden, ihren Helmen und Helmzierden, ihren Büffelhörnern und Pfauenfedern, fast noch gründlicher hinausgeworfen, als es z. B. in Bayern geschehen. Jetzt findet man in diesen Kirchen zumeist nichts mehr, als weiße Wände, zopfige Altäre, tiefes Halbdunkel und angenehme Kühlung.

Unter dem Schloßberge, gegen Aufgang von jenem malerischen Theil der Stadt begrüßt, gegen Mitternacht und Abend von seltsamen Klippen und dem großen Oelwald umfaßt, gegen Mittag an die grüne Ebene stoßend, breitet sich ein weiter Garten aus mit vielen Blumen und Bäumen, die sonst in dieser Gegend nicht gefunden werden. In dem Garten steht ein langes, mit heitern, hellen Farben bemaltes, gegen Süden als Veranda gestaltetes Gebäude mit einem fingerhutförmigen Wachtthurm, an dessen Rundung sich außen eine eiserne Stangentreppe hinaufwendelt. Dieses ist die Villa, welche sich Erzherzog Albrecht von Oesterreich in den letzten Jahren hier erbauen ließ. Der Sieger von Custozza findet nämlich viel Gefallen an dem Sarcathal; er bringt alle Jahre etliche Wochen in Arco zu und erweist der Gegend viele Wohlthaten.

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“ würde auch hier der Dichter sagen, wenn er zuerst jene malerische Westseite der Stadt besehen hätte und dann auf den Curplatz (Piazza di Cura) gienge, wo nach den stillen Hoff-

nungen der Eingeborenen in wenigen Jahren die ganze Fröhlichkeit der Zeit (denn man erwartet nicht nur kranke, sondern auch gesunde Gäste) und die Erübrigungen von ganz Mitteleuropa pulsiren werden. Der neue Curplatz, welchen zweimal in der Woche die Musik der Archesen belebt, ist ein offener, geräumiger Garten, zum Lustwandeln trefflich angelegt, mit Alleen, Blumenbeeten und exotischen Bäumen, worunter auch die Cedern des Libanon, zierlich ausgestattet.

Hier auf dem schattigen Curplatz, in der Ansicht des alten Schlosses und der guten Stadt, der hohen Berge und der grünen Ebene verstehen wir vielleicht Herrn Dr. Mattei am besten, wenn er seine Heimath fast mit verliebten Worten also anredet: „Wohl mit Recht nennen sie dich schön, du meine kleine Stadt, denn anmuthig bist du in der That — du die erste, die dem gierigen Blick des Wanderers den schönen Himmel, das schöne Blachfeld von Italien zeigt — — in reizender Behaglichkeit, wie auf weichem Bette, erhebst du dich lieblich aus den dichten Olivenhainen, welche rundum deine Krone bilden. Wie überrascht steht da Arminius' blonder Sohn! Hernieder gestiegen aus den schwarzen Wäldern, von den hohen Jöchern, von den schneeigen Gipfeln, von den eisigen Nordwinden, findet er hier neuen Horizont und athmet süßere Lüfte. Das Herz wird ihm weit an der Reinheit deines Himmels, an der belebenden Wärme deiner Sonnenstrahlen!"

Auf einer Seite des Curplatzes zeigt sich die „Curhalle", zur Zeit freilich erst eine angestrichene Holzhütte, allein wer möchte mit Sicherheit widersprechen, daß vielleicht schon bald ein edler, großherziger Kränkler, der hier

seine Gesundheit wieder gefunden, eine farbenreiche Poecile mit Bildern aus Arco's Vorzeit stiften werde!

An dem Curplatz steht auch eine deutsche Pension und ein deutsches Kaffeehaus, welche beide Anstalten Herr Kirchlechner von Meran mit großer Aufmerksamkeit verwaltet. Vor dem Kaffee sitzen die deutschen Gäste im Winter an der Sonne, an warmen Tagen unter dem Baldachin, plaudern vom lieben Vaterland oder von andern wichtigen Sachen, treiben mitunter auch einigen Scherz und trinken Blumauer Bier dazu. Nebenan ist ein Lesezimmer, eigentlich ein italienisches Casino, wo aber allen Fremden freier Zutritt vergönnt ist. Voriges Jahr waren deutsche Zeitungen da noch sehr selten und wurden fast mit Gold aufgewogen; namentlich fehlte die „Allgemeine Zeitung", eine Entbehrung, welche eine milde Trauer über das Antlitz der hiesigen Ultramontanen*) zu verbreiten schien. Jetzt ist auch diese Lücke ausgefüllt und man glaubt schon deßwegen viel mehr fröhliche Gesichter wahrzunehmen.

Da wir gerade an literarischen Dingen sind, so mag nicht unerwähnt bleiben, daß Arco in neuester Zeit auch zum Sitz des Trentinischen Alpenvereins (Società alpina del Trentino) erwählt worden ist.

In aller Frühe aufstehen und schwere Stiefel anlegen, im Schweiße des Angesichts steile Berge ersteigen, in schmutzigen Alpenhütten ungelabt über Nacht bleiben, mit

*) Unter Ultramontanen versteht man hier nicht nur die bayerischen „Patrioten", sondern überhaupt alle Fremdlinge, welche von jenseits der Alpen kommen.

Gefahr des Lebens schwindelnde Gipfel erklettern und andere solche Leibesübungen lagen den gebildeten Italienern bisher so fern, daß ihnen, wie sie jetzt selbst gestehen, ihre eigenen Gebirge ein unbekanntes Land geblieben sind. Die aufblühenden Alpenvereine in Deutschland und Italien haben indessen auch den Ehrgeiz und den Wetteifer der Trentiner geweckt. Dr. N. Bolognini von Pinzolo und Dr. P. Marchetti, der Bürgermeister von Arco, waren die ersten, welche auch für ihr engeres Vaterland die Gründung eines Alpenvereins anregten. Auf ihren Ruf kamen am 2. Sept. 1872 in dem neu hergestellten, stattlichen Alpenhôtel zu Campiglio*) gegen dreißig Männer zusammen, welche den Verein errichteten, die Stadt Arco zu seinem Sitz erkoren und ihm als Wahrzeichen einen Schild mit dem Wort Excelsior bestimmten, welch letzteres sicherlich auf sehr gute Vorsätze deutet. Die Zahl der Mitglieder geht schon jetzt in das dritte Hundert.

An jenem Tage wurde auch die Herausgabe eines Jahrbuches beschlossen, welches bis jetzt in schöner Ausstattung zweimal erschienen ist. Mit diesem Jahrbuch, oder vielmehr mit der Stiftung jenes Vereins, ist gleichsam eine neue Seele ins Trentino gefahren. Es ist eine wahre Freude, die Worte zu lesen, mit denen Herr Dr. Marchetti, der Präsident, die Jungen und die Alten verbindlich macht, für die Aufhellung der „Wunder und Räthsel" beflissen zu sein, welche die Natur ihnen so verschwenderisch zu Handen gestellt.

---

*) Das im letzten Sommer leider gänzlich abgebrannt.

Manche gebildete Herren, die früher nie daran gedacht, sind seitdem unter die Bergsteiger, Naturforscher, Geschichtsfreunde, unter die Schriftsteller gegangen. Seitdem sind die höchsten Spitzen des Gebiets von den Mitgliedern des Vereins erstiegen, mancherlei Forschungen angestellt und ihre Ergebnisse im Jahrbuch niedergelegt worden. Aber nicht blos die Steine, sondern auch die Menschen und ihre Niederlassungen werden ins Auge gefaßt und culturhistorisch geschildert. So schrieb Dr. C. Mattei über Arco und seine Umgebung in jener poetischen Prosa, in welcher sich unsere südlichen Nachbarn so gern ergehen. Sehr anziehende Abhandlungen verfaßte Dr. N. Bolognini über die höchst interessanten Hexen und Teufel des Genovathals, über die Kirchen im Rendenathale mit ihren Todtentänzen und über den sagenhaften Alpenübergang, welchen Karl der Große dort einst unternommen haben soll. Von eben demselben wird mit warmer Beredsamkeit die Schonung der Singvögel, wenn auch tauben Ohren, gepredigt; denn auf dem Markte zu Trient werden zur Zeit ganze Völker von getödteten „uccelletti“ ausgestellt, welche eine Lieblingsspeise aller Stände sind, während die Klage über das wachsende Ungeziefer in Feld und Garten täglich lauter wird. Dazu tritt, wie sich von selbst versteht, eine entsprechende Anzahl naturhistorischer Aufsätze. Alles ist warm und begeistert, jeder sucht das Versäumte nachzuholen, alle wetteifern, die Alpen des Trentino in wissenschaftlicher Beleuchtung erstrahlen zu lassen. Wo man wohl die Fackel hernehmen müßte, um in Deutschtirol ein ähnliches Feuer anzuzünden? In allen diesen Dingen liegt auch ein politisches Element, was aber die Gemüthlichkeit unserer

Brüder an Inn und Etsch erst einsehen wird, wenn es viel zu spät ist.

Zur Zeit schaut aus dem Jahrbuch freilich ein Geist heraus, der sich etwas hyperitalisch angestrichen hat. Daß das Trentino so oft wie möglich als ein Theil der hesperischen Halbinsel betrachtet wird, muß man sich wohl gefallen lassen und dieser Betrachtung zu liebe vergessen, daß es gar nicht dahin gehört und daß es eine höchst deutsche Geschichte hat. Zu jenem Geist stimmt auch die Ignorirung der Brüder in Deutschtirol. Ueber diesem Landestheil liegt nämlich eine undurchdringliche Tarnkappe; er wird nie erwähnt, er existirt nicht. Das Trentino scheint nur gegen Süden mit europäischen Ländern zusammenzuhängen, gegen Norden aber an das reine Nichts zu stoßen. Indessen sind dieß Eigenthümlichkeiten, die sich aus der eigenthümlichen Stimmung dieses Gebiets erklären lassen und die sich mit der Zeit wohl auch verlieren werden.

Sobald dieß geschehen, könnten die Alpinisten des Trentino uns cisalpinische Deutsche wesentlich verbinden, wenn sie uns neue Nachrichten über die alten deutschen, theils erstorbenen, theils sterbenden Niederlassungen in der Valsugana, über die Pinaiter, die Palaier, die Rundscheiner, die Lafrauner, die Luserner u. s. w. mittheilen wollten. Als Eingeborene, an Ort und Stelle befindlich, selbst oft deutscher Abkunft, wären sie leicht im Stande, für die Historiographie dieser Germanen etwas mehr zu thun, als die Gelehrten von Innsbruck, welche sie beim besten Willen doch nur aus der Ferne besorgen können. Bekanntlich waren solche Studien, wie die Tecini, die

Bottea beweisen, in diesen Gegenden einst sehr beliebt. Zur Zeit scheint allerdings, wie angedeutet, die nothwendige Unbefangenheit zu fehlen, denn sonst würde z. B. Herr Dr. L. Esterle zu Cavalese im Fleimser Thale, der offenbar schwäbischen Ursprungs, bei der vorjährigen Zusammenkunft daselbst den Fleimsern nicht so ungemischt italienischen Ursprung zugewiesen haben (Annuario, 1875, S. 39.) Wenn vor zweihundert Jahren in Cavalese noch deutsche Passionsspiele aufgeführt worden sind, so muß dieß wohl vor einem Publikum geschehen sein, welches sie verstanden hat. Nebenbei können wir auch den minder wichtigen Punkt berichtigen: daß es nicht „quel dotto filologo, il Falmeraier“ gewesen, der den Fleimsern etruskische Herkunft zuschrieb.

Laßt uns endlich nicht vergessen, daß im Paradies von Arco wie ein Veilchen im Verborgenen auch eine Buchhandlung blüht. Sie steht zwar auf dürrem Sande, denn die wälschen Tiroler brauchen ebensowenig literarische Nahrung, wie die deutschen, und die Gäste führen alle schon selbst ihren Amthor mit; allein sie bringt sich trotz alledem ehrlich fort. Ihre Bude, die sich wegen Enge der Straße selbst am hellen Tag in ein bedenkliches Halbdunkel hüllt, ist gleichwohl die Werkstätte, aus welcher die Funken der Erleuchtung über das ganze Sarcathal hinfliegen. Herr Emmert ist ihr freundlicher Vorstand, ein junger Mann von deutscher Abstammung, aber in Trient aufgewachsen, also beider Sprachen mächtig und für Arco's internationalen Boden wie geboren. Er ist das Mittelglied, die Brücke zwischen den beiden edlen Nationen, die hier zusammentreffen. Deßwegen nannte er sein Geschäft mit

gutem Grunde „Libreria Internazionale." Er verlegt auch das Annuario, das Jahrbuch des Alpenvereins, und beschäftigt sämmtliche Schriftsteller von Arco. So z. B. Herrn Dr. Bambianchi, den Curarzt, der voriges Jahr über diese Stadt als Wintercurort ein treffliches Büchlein geschrieben hat, das jetzt auch in deutscher Uebersetzung erscheint. Nicht zu vergessen ist dabei die Leihbibliothek in drei Sprachen, welche den Gästen die langen Winterabende angenehm zu kürzen vermag. Herr Emmert hat ferner dem Curcomité gegenüber die Aufgabe übernommen, mit allen nordischen Aspiranten, mit allen „Herrschaften", die von jenseits der Alpen ihr fernes Auge auf Arco geworfen, den Briefwechsel zu pflegen und ihnen bei der Ankunft Wohnungen aufzuweisen, weßwegen man sich in allen diesen Fragen vertrauensvoll an ihn wenden darf.

Aus verschiedenen Andeutungen, welche bisher gefallen sind, wird der scharfsinnige Leser vielleicht schon entnommen haben, daß sich Arco, la bella, nachgerade als Curort aufspielen will. Der Waghals, der das Project zuerst in die Welt geschleudert oder ihm wenigstens Leben eingehaucht, scheint übrigens kein Archese, sondern ein angesehener, wohlhabender und menschenfreundlicher Apotheker, Herr Karl Spitzmüller aus Wien, zu sein. Ihm war die liebe Frau schon seit manchem Jahre krank gelegen und hatte manche Heilanstalten umsonst besucht, bis ein Heimkehrender, der in Arco genesen war, diesen Ort, und zwar mit großem Nachdruck, anempfahl. Hr. Spitzmüller folgte dem guten Rath und fand mit herzlicher Freude, daß sich seine Gattin vom ersten Tag an besser fühlte und in kurzer Zeit wieder ihre Gesundheit erlangte. Ihm gefiel die Lage

des Ortes und die Landschaft auch nicht übel, und so verließ er die laute Kaiserstadt, um sich in dem stillen Arco anzusiedeln und sich da eine Villa zu erbauen, welche nun in einem schönen Garten prangt.

An seine Person knüpft sich auch die Entstehung des Curcomité's, das ihn sofort zu seinem Vorstande erwählte. Seit dieser Zeit, seit zwei Jahren, hat sich das Cur- und Fremdenwesen langsam, aber sicher vorwärts bewegt. Wenn auch der schöne Curplatz schon vorher erstanden, so sind doch erst seit dieser Zeit mehrere zierliche Landhäuser erbaut und außer Herrn Kirchlechners empfehlenswerther Pension noch zwei schöne Gasthöfe, zur „Krone" und zum „Oelbaum" neu hergerichtet worden. Nebenbei sei bemerkt, daß hier schon deutsche Hausfrauen vorkommen, welche das ganze Jahr mit italienischem Gesinde hausen und, ohne die Sprache zu kennen, sich ganz gut mit ihm stehen. Sie wollen gefunden haben, daß die deutschen Dienstboten durchschnittlich etwas reinlicher und etwas flinker, daß aber in Sachen der Höflichkeit, Anhänglichkeit und Ehrlichkeit die italienischen unübertrefflich seien. Unter diesen deutschen Hausfrauen beehre ich mich zur freundlichen Erinnerung für die Bekannten in Würzburg und München Frau C. Steigerwald namhaft zu machen, welche zwar den milden Winter in Arco höchlich zu schätzen weiß, aber in ihrer reizenden Villa mit inniger Liebe an der Heimath hängt und an den oft so seltsamen Vorgängen im Bayerlande den regsten Antheil nimmt.

Den leidenden Deutschen gegenüber wollen wir nicht verschweigen, daß sich hier im Winter auch zwei hochgeachtete deutsche Aerzte aufhalten.

Es ist nicht mein Verlangen, mich als Herold von Arco's Lüften und ihren Heilkräften aufzuwerfen. Solche Fragen werden von den Aerzten selbst in jenen blutigen Schlachten ausgekämpft, die sie sich in ihren medicinischen Blättern liefern und der Laie, der sich da einmischen wollte, käme ohne einige Rippenstöße wohl nicht durch. Es haben, sagt Dr. Vambianchi, schon Heilkünstler über Arco geschrieben, die ihm oceanisches Klima und ewig heiteren Himmel, und andere wieder, die ihm einen ewigen Orcan beilegten, so daß man sich kaum auf den Füßen halten könne. Meine Besprechung will nur besagen, daß das Städtchen und seine Umgebung ein angenehmer und annoch billiger Winteraufenthalt sei. An äußerer Unterhaltung ist allerdings nicht viel mehr zu finden, als wir bereits erwähnt — höchstens wären noch die zwei oder drei Curbälle hinzuzurechnen, die das Comité im Winter veranstaltet. Mit der prächtigen Gegend von Meran kann dieses flache, von steilen Bergen eingerahmte „Paradies" kaum um den Vorrang streiten. Die herrlichen Gänge nach Schloß Tirol, nach Lebenberg, Schönna, Goyen u. s. w. sind hier nicht zu finden. Auch fehlt jede Gelegenheit, ein Stündchen sich dem Lustwandel zu ergeben, um dann in einer Rebenlaube, in einer weitaussehenden Veranda einzukehren, ein Buch aufzuschlagen und sich für den Heimweg mit einiger Erquickung vorzubereiten. Die besseren Leute in Wälschtirol sehen keinen Reiz darin, in schmutzigen Bauernkneipen, auf schmutzigen Bänken, aus schmutzigen Gläsern schlechten Wein zu trinken, während sie zu Hause aus geschliffenen Bechern den besten schlürfen

können. Jene Art von Erholung, die uns so geläufig und fast unentbehrlich, ist daher hier noch gar nicht cultivirt, noch gänzlich unbekannt. So bleiben für das unruhige deutsche Herz, das immer unterwegs sein will, nur die bequemen Straßen nach Riva und Torbole übrig, welche freilich nur von einer Stadt in die andere führen. Unbestritten ist dagegen der Vorzug, den Arco wegen seines milden Himmels anspricht. Nur vor dem Frühlingsmonat wird gewarnt. Im März sollen rauhe Winde wehen und viel Regen niederfallen. Wie sich von selbst versteht, kann der Ort auch für die heiße Jahreszeit nicht empfohlen werden; denn wo der Oelbaum wächst, ist keine Sommerfrische. Die gefürstete Grafschaft Tirol ist nirgends so tief gesunken, wie in der Ebene von Arco, da diese nur achtzig Meter über dem Meere liegt.

Uebrigens steht im Programm des Curcomité's keine Wasser-, keine Brunnen-, keine Molken-, keine Trauben-, sondern nur eine Wintercur, eine „cura invernale," welch letzteres Wort aber nicht nach deutscher Sitte „infernale" auszusprechen ist. Es sollen jene Männer und Frauen deutscher Nation, welche unsere Novemberstürme, unsere Winterfröste, unseren Frühlingskoth, unsere Mailüftchen mit ihrem eisigen Athem nicht recht ertragen können oder wollen, hier einen angenehmen Zufluchtsort, ein ruhiges Stelldichein finden, wo sie sich den herbsten Monaten unseres heimischen Jahres entziehen und halb in deutscher Luft dahinleben können.

Was die Bevölkerung betrifft, so ist folgendes zu bemerken:

In Wälschtirol fanden sich von jeher einige reiche und unendlich viele arme Leute. Seit vielen Jahren haben die Krankheiten der Traube und der Seidenwürmer die Armen noch ärmer gemacht und auch den Wohlstand der Reichen erschüttert. Unter jenen ist jetzt die Auswanderung nach Amerika sehr beliebt, obgleich bisher nur wenige dort ihr Glück gefunden; die Zurückbleibenden hoffen dagegen auf andere, auf neue Hilfsquellen. Wer weiß, fragt sich mancher, ob nicht die Deutschen jene Wachteln sind, die unsere Nahrungssorgen etwas heben könnten? Wie manche Orte in Deutschtirol ganz offen eingestehen: wenn uns nicht die Fremden helfen, sind wir alle verloren — so macht sich auch in Wälschtirol nachgerade dieselbe Ansicht geltend. Darum sind die Leute, namentlich „die minderen," sehr freundlich und scheinen die Fremden gern zu sehen. Der Landmann, dem man auf dem Wege begegnet, lüpft den Hut und grüßt mit Artigkeit. Schon die kleinen Kinder sind so aufmerksam, daß sie keinen Wanderer vorüberlassen, ohne um einen Soldo zu bitten. Auch der Städter sucht den alten Widerwillen gegen die Tedeschi zu überwinden. Wir sind zwar von Alarichs Zeiten her noch übel angeschrieben, gleichsam als möchten wir, wenn nicht die Gendarmerie da wäre, nichts als plündern, schänden und morden, aber allmählich verblassen doch auch diese Erinnerungen. Jetzt dürften jener Alarich und alle seine Gothen unbedenklich wiederkommen und er wie seine Leute der freundlichsten Aufnahme sicher sein, sowie sie etwas aufgehen ließen, alles baar bezahlten und sich auch sonstens artig zu benehmen wüßten. Unter

diesen Voraussetzungen könnten sie ohne Anstand die ganze Saison hier bleiben, an allen Vergnügungen theilnehmen, würden zu allen Curbällen eingeladen und dürften mit den schönsten Archesinnen die so beliebte Française und selbst unseren Walzer tanzen.

XXIII.

Riva und Torbole.

Oktober 1875.

Riva ist eine alte Stadt am Gardasee, dem alten Benacus, gelegen, die früher den Fürstbischöfen von Trient zuständig war und mit Recht als ein Juwel in ihrer Infel betrachtet wurde. Sie ist aus engen und finstern Gassen zusammengesetzt, doch stehen an diesen manche hohe, wuchtige, monumentale Häuser, mit marmornen Thüren, Balconen und Wappenschildern. Um der Bevölkerung, welche sich von den alten Römern ableitet, diesen Ursprung immer lebendig zu halten, hat man in neuester Zeit einzelnen Theilen der Stadt wieder classische Namen gegeben, sohin z. B. den Hafenplatz Piazza benacense und eine Straße gar Nereidengasse (via Nereidi) genannt. Was dagegen la Virginia und la Florida bedeuten — ob die Sehnsucht nach der neuen Welt, die ja auch ein Italiener entdeckt hat, oder ob etwa Virginia an die Zeit der Decemvirn erinnern und die Jungfrauen von Riva vor den Nachstellungen der Patricier warnen soll — das weiß ich nicht.

Ein merkliches Leben herrscht in dem Hafen von Riva. Zwei Dampfboote gehen alle Morgen je nach Desenzano und Peschiera und kommen jeden Abend zurück. Auch manche Lastschiffe sind zu sehen und zierlich bemalter Gondeln eine große Zahl. Manche Fischerbarke segelt hinaus; andere kehren mit der Beute wieder heim. An dem Hafen, um den ein breiter Damm von Steinplatten gelegt ist, thut sich ein geräumiger Platz auf, den eine Statue des heil. Johannes von Nepomuk schmückt. Diese ließ ein österreichischer General, Freiherr von Lindesheimb, 1735 seinem Namenspatron errichten, als er, zwar mit fünf Wunden aber sonst wohlerhalten, aus den italienischen Feldzügen heimgekommen war. Ein alter, ernster Thurm überragt den Platz. Zu rechter Hand erhebt sich auf drei schweren Bogen der Palazzo vecchio, ein Denkmal der Venetianer, die hier auch einmal regierten und 1466 zu diesem alten Stadthaus den Grundstein legten. In seine Mauern sind verschiedene Wappen und Inschriften — unter diesen auch eine hebräische — eingelassen. Hier steht ferner eine Reihe ansehnlicher und wohlerhaltener Gebäude, unter denen breite Bogengänge durchgehen, während auf ihrer Vorderseite mächtige Altanen prangen. Unter jenen Bogengängen wird der Pilger Riva's namhafteste Kaffeehäuser finden, Tschurtschenthaler nämlich und Andreis, wo auch deutsche Zeitungen aufliegen. Hier stellt sich überdieß die alte Garde des Orts ein, etliche bejahrte italienische Herren, Cavalieri und Conti, welche auf schlotterigen Stühlen den Tag verschaukeln und ihres Lebens Faden geduldig abspinnen, zufrieden, täglich den blauen Gardasee zu sehen, die kühle Ora einzuathmen und zu den Zierden ihrer

Vaterstadt gezählt zu werden. Des Abends finden sie wohl im Teatro sociale, welches bunt, aber fröhlich bemalt ist, einigen Wechsel der Unterhaltung. Jener Platz hat übrigens einen Anflug von Venedig: er erinnert an seinen Reichthum und an seine Poesie.

Nicht weit vom Hafen zur linken Seite steht ein großes Gebäude mit einem Thurm, la Rocca genannt, auf allen Seiten von den Wellen des Sees bespült, folglich eine Insel, ehemals eine mit vielen Thürmen und Zinnen prangende Veste, später eine Nebenresidenz der Bischöfe von Trient, nunmehr, ganz umgebaut, eine zierlich getünchte und reinlich gehaltene Kaserne der Kaiserjäger.

Auf der andern Seite der Stadt, an der Halde des Berges, zeigt sich auch noch ein runder, alter Thurm, il Bastione.

Im übrigen liegt Riva auf einer ebenen Fläche, welche eine halbe Stunde breit ist und gegen Abend von der hohen Giumella, gegen Aufgang von dem Monte Brione begränzt wird. Dieser Berg, der mitten in der Ebene steht und langsam gegen den See abfällt, gleicht einer Gallione, welche schon halb versunken ist, trägt aber auf seinem Rücken schöne Gärten, Oelbäume, Weinberge und Viehweiden. Die Giumella dagen erhebt sich riesengroß, kahl, dürr und senkrecht aus dem See, steigt auch so hoch über die Stadt empor, daß sie diese des nachmittägigen Sonnenscheins schon sehr früh, im Winter zwischen ein und zwei Uhr, zu berauben pflegt. Diese Giumella reicht bis an den Bach Ponale, der aus dem Ledrothale kommt und mit geräuschvollem Wasserfalle in den See stürzt. Dort geht auch die neue, aus dem Felsen gesprengte Kunst=

straße vorbei, welche hoch über den blauen Wogen in jenes Thal führt. Uebrigens ziehen sich diese Berge in ihrer Wildheit, dem Menschen unzugänglich und feindselig, noch gegen sieben Stunden lang am rechten Ufer des Sees hinab, während ihn auf der linken Seite der mächtige Monte Baldo begleitet. Diese ungethümen Gestalten erinnern eher an Norwegen oder Island, als an Italien, aber wenn man den kleinen Kunstgriff anwendet, den wir in der Gegend von Vezzano empfohlen, wenn man den tiefen See mit seinem Sonnen- oder Mondschein, seinen Schiffen und seinen verschwimmenden Fernen dazu nimmt, so erhebt sich ein Bild, so schön und erhaben, daß man wohl versteht, warum so viele Tausende kommen, um es zu betrachten. Erst weiter südlich bei Gargnano und Malcesine treten jene düsteren Wände zurück und es eröffnen sich Gefilde, welche mit den elysischen verglichen werden, obgleich diese noch niemand gesehen hat.

Die gute Stunde, welche man von Riva bis Arco zu gehen hat, ist in Bezug auf Mannichfaltigkeit und Ueppigkeit des Wachsthums die beste Stunde in Tirol. Die Bäche der Berge, die gegen Abend stehen und ausgiebige Wasserfäden aus der Sarca erzeugen im Verein mit der Sonnenwärme eine fabelhafte Fruchtbarkeit. Die Gegend ist auch reichlich besetzt mit Bauernhöfen, Landhäusern, Kirchen und Dörfern. Doch stehen alle am Rande herum, wie die Farben auf einer Palette. Es ist, als ob das Land, das früher Seeboden gewesen, erst gestern ausgetrocknet wäre; als glaubten die Leute heute selbst noch nicht daran und hielten sich für den Fall, daß das Wasser wieder käme, auf dem ansteigenden Boden am Saume

herum viel besser geborgen. Diese grüne Fläche hat hinter sich den hohen Felsenklotz von Arco und die wilden Berge des Sarcathals, vor sich dagegen den abgerissenen Monte Brione und den blauen Gardasee mit seinen ragenden Häuptern und wird mit Recht zu den schönsten Gegenden Deutschlands gezählt.

Sonst ist für den Fremden, den Deutschen, in Riva nicht viel zu holen. Das Städtchen ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich der Heranziehung und Unterhaltung der Kränkler widmen zu können; darum hält man auch ein Curcomité nicht für nöthig, und obwohl es nicht an guten Gasthöfen fehlt, ist doch die fremde Besatzung immer leicht zu zählen. Der Umstand, daß die Sonne hier, wie schon bemerkt, so früh hinter die Berge geht, würde übrigens einer Cura invernale hindernd entgegenstehen, auch wenn man eine solche einrichten wollte.

Eine halbe Stunde vor Riva liegt Varrone, ein zerstreutes Dorf an einem Wildbach, der den gleichen Namen führt. Etwas bergeinwärts gehend erreicht der Wanderer bald die ansehnliche Filanda der Herren Bozzoni, in welcher er mit Freundlichkeit herumgeführt wird. In einer hohen, hellen Halle sitzen da hundertfünfzig Mädchen und spinnen Seide. Die Sammlung wäre zahlreich genug, um ein tiefergehendes Studium der Physiognomien, ihrer Ansprüche auf Schönheit u. s. w. zu ermöglichen. Doch will ich dieß lieber jüngeren Forschern überlassen und wieder eingezogen meiner Wege gehen. Mitunter fangen alle hundertfünfzig Mädchen zu singen an mit angenehmen, halblauten Stimmen, in langen, verschwebenden Tönen. Es klingt ganz anders als die raschen, kecken Lieder im

deutschen Gebirge — es verflötet wie eine sanfte Klage, eine liebliche Melancholie.

Wir sind nun schon in der Schlucht des Varrone. Sie ist hier noch ziemlich breit, verengt sich aber rasch. Ein freundlicher, alter Mann kommt uns entgegen und spricht: „Sie sind erhitzt, meine Herren! Rasten sie erst aus — es ist kühl dort drinnen!“ — Er öffnet ein Häuschen, das am Wege steht, ein schmuckes Häuschen, in dem ein Fremdenbuch, mehrere Landkarten, ein Plan des neuen Suezcanals, Bilder, Reisehandbücher, illustrirte Werke, das Verzeichniß der hohen Herrschaften, die hier einmal zugesprochen, kurz, so viel literarisches und künstlerisches Geräthe vorhanden, daß sich der Gast ein halbes Stündchen sehr gut unterhalten kann, zumal wenn er noch einen Becher Wein dazu trinkt, den der alte Mann zuvorkommend anbietet. Er bringt ihn aber nicht selbst, sondern seine Tochter, welche den glücklich klingenden Namen Destinata, die Bestimmte, führt. Laßt uns hoffen, daß sie dem Rechten und daß „der Rechte“ ihr bestimmt sein möge. Destinata hat übrigens eine längliche Nase, ein längliches Gesicht und ein schwarzes Flaumbärtchen über dem Munde, ist aber mit ihren feurigen Augen eine sehr angenehme Erscheinung.

Die ganze Anstalt ist eine wohlthätige Einrichtung der Herren Bozzoni, damit der Wanderer da ausruhen, sich abkühlen und auf den Sturz des Varrone, dem wir nunmehr nachgehen, sich vorbereiten könne.

Wenn wir aus dem Hause treten, so sehen wir oben über die höchste Wand herunter einen ansehnlichen Wildbach stürzen, der jedoch nach kurzer Sichtbarkeit wieder

hinter den Felsen und den Fichten verschwindet. Unten im Thale aber, wo wir gehen, strömt neben uns derselbe Bach und wir werden nun gleich erfahren, wie die beiden Gewässer zusammenhängen.

In kurzer Entfernung öffnet sich nämlich eine gigantische, aus dünnen Kalkschichten aufgebaute Felsenschale, die einem Bienenkorb vergleichbar ist. Hier sieht man nun allenthalben deutliche Anzeichen, daß der Bach einmal vor unbestimmbaren Zeiten in diesem umgekehrten Trichter heruntersauste. Im Lauf der Jahrtausende hat er sich aber immer tiefer eingefressen und so seinen Sturz weiter ins Innere verlegt. Jetzt kommt er aus der geheimnißvollen Schlucht, in die wir eingehen, munter heraus und rauscht durch dic Schale unter unsern Füßen dahin, denn die Herren Bozzoni haber. einen Steg errichten lassen, auf dem man vom Anfang des Felsendomes über den schäumenden Wogen fortgehen kann bis an sein Ende.

Es wird immer kühler und dunkler; plötzlich biegt der Steg rechts hinein und wir stehen nach wenigen Schritten dicht unter dem Fall des Varrone. Hier hat sich nämlich der Bach von oben herein einen Weg gehöhlt, der wie ein Kamin durch den Berg heruntergeht. Er ist aber keineswegs regelmäßig ausgefallen, sondern zeigt ganz wilde Verrenkungen. Durch diese zieht als ein weißer Rauch der Wassergischt hinauf. Oben sieht man nur eine Handbreit des blauen Himmels, der mit grünen Büschen eingerahmt ist. Wie der Bach durch diesen Schlauch herab kommt, ist auch nicht zu sehen — erst unten, nicht gar hoch über dem Beschauer, bricht er wie rasend aus dem Felsenknäuel heraus und stürzt in den Schlund, über dem

der Steg schwebt, in hunderttausend glänzenden Tropfen hinunter. Der Bach allein leuchtet — alles andere ist Nacht. Es ist so finster, daß man sich selbst nicht sieht, und so höllischer Lärm, daß man sich selbst nicht versteht. Eine eigenthümliche, dämonische Erscheinung! — Die alten Griechen hätten den Ort gewiß für heilig genommen und ein Orakel hinein verlegt.

Die Neueren ahnten bis auf unsere Tage nicht, welch seltsamer Vorgang hier in den Eingeweiden des Berges zu beobachten sei. Die früheren Landbeschreibungen und Reisehandbücher wissen nichts von ihm, wie denn freilich dieser Sturz, ehe der Steg gelegt war, entweder gar nicht oder nur mit Lebensgefahr zugänglich gewesen, da man ihm nur im Rinnsal des Wildbaches näher kommen konnte.

Von Riva führt eine schöne Straße am Ufer des Sees, am Fuße des Monte Brione vorbei, nach Torbole, welches der Fußgänger in einer Stunde erreicht.

Torbole liegt zwischen wüsten Felsen eingebettet am Gardasee. Diese Felsen sind die letzten Ausläufer des Monte Baldo und umstarren das Dörflein dergestalt, daß es zwar gegen den See hin ganz offen, mit dem fruchtbaren Thal der Sarca aber nur durch einen schmalen Landstreifen verbunden ist. Hinter dem Dorfe, hoch oben auf der grauen Steinwand, liegen, grau wie diese, die ernsten Trümmer der Veste Penede, welche ehedem ein Lehen der Grafen von Arco war und in den früheren Geschichten dieser Gegend oft genannt, im spanischen Erbfolgekriege aber, wo auch das Hauptschloß untergieng, von dem Herzog von Vendôme und seinen Franzosen verbrannt worden ist. Zu den Zierden des Dörfleins mag man

etwa jene Haine von Oelbäumen zählen, die sich am Monte Baldo hinziehen, bis dieser so rauh und steil wird, daß nur noch niederes Gebüsch auf seinen Wänden fortkommt, dann die Kirche auf ragender Stelle, die eine herrliche Aussicht über den langen See gewährt, endlich das Landhaus des Herrn Giuliani, der ein guter Freund aller guten Deutschen ist. Er hat viele Jahre in kaiserlichen Diensten fern von der Heimath zugebracht, dabei unser Volk und seine Weise liebgewonnen und sieht nun seinen Lebensabend in diesem seinem reizenden, durch einen hesperischen Garten verschönerten Wohnort still verfließen. Der Wanderer wird in diesem Garten freundlich aufgenommen und mit dessen seltenen Pflanzen gern bekannt gemacht; ja, wenn ihm nur der mindeste Durst anzusehen, setzt ihm Herr Giuliani sofort eine Flasche vom besten Torbolaner vor. Diese, der Garten und der Ausblick auf den See bilden dann einen Dreiklang von wunderbarer Harmonie. Eine Altane über dem Wasser ist so zauberhaft gelegen, daß einmal drei Preußen, welche wahrscheinlich Dichter gewesen, von Herrn Giuliani im Hochsommer die Erlaubniß erbaten, eine Mondscheinnacht dort zubringen zu dürfen, was sie auch so vollkommen ausführten, daß sie am nächsten Morgen das Lager erst suchten, als die andern Leute es verließen.

Dieser Garten wird auch in der künftigen deutschen Literaturgeschichte einige Bedeutung ansprechen dürfen. „Sehen Sie," sagt Herr Giuliani nicht ohne Stolz, „dort auf dem Tischchen hat Herr ** seinen berühmten Roman, hier auf der Altane hat Herr ** seine vortrefflichen Reiseskizzen, dort unter der Laube hat Herr ** seine geistreichsten Feuilletons geschrieben." Ich weiß zwar nicht, ob Roman,

Reiseskizzen und Feuilletons mir eben so gut gefallen würden, wie dem wohlwollenden Herrn Giuliani, denn ich habe sie zu lesen noch leider nicht die Zeit gefunden, aber der Literarhistoriker dürfte sich diese Notizen jedenfalls vormerken.

Torbole's innere Einrichtung führt den Pilger, der vielleicht in Roveredo die Bahn verlassen und auf dem kurzen Wege hieher zur Betrachtung noch keine Ruhe gefunden hat, spielend in alle Eigenthümlichkeiten eines italienischen Nestchens ein. An den zwei oder drei engen und schmutzigen Gäßchen, welche die Ortschaft bilden, stehen zwei- und dreistöckige Häuser, welche aber etwas nachlässig gehalten, mit lottrigen Thüren und Fensterläden versehen, oft auch mit der sämmtlichen Wäsche der Einwohnerschaft behängt oder gar nicht getüncht sind, so daß sie trotz der steinernen Freitreppen, Thorbogen und Fensterrahmen ein ärmliches Aussehen bieten. Wie wenig das Völklein zu verbergen sucht, geht daraus hervor, daß es mit seinen geheimen Correspondenzen die zerbrochenen Fensterscheiben zu ersetzen pflegt, so daß wir im Vorbeigehen manch schätzbares Material für eine Torbolaner Novelle zusammenlesen konnten.

Daß es nicht an einer Piazza fehlt, braucht kaum gesagt zu werden. Gegen diese hin öffnen sich mehrere kleine, immer offene Läden, unter andern generi misti (gemischte Waarenhandlung), wo auch Schreibpapier zu haben, was uns aber nicht verhindern soll, fruchtbare Schriftsteller aufmerksam zu machen, daß sie ihren Vorrath besser selber mitbringen, da es mir im vorigen Jahr einmal begegnete, daß ich in drei Tagen ganz Torbole aus-

geschrieben hatte. Außerdem zeigen sich da noch ein vielbeschäftigter Barbier, zwei Weinschenken, ein Tabaks- und ein Obstladen, die anspruchslose Postanstalt, vor allem aber ein Kaffeehaus mit einem Billard und einem Wandkasten, durch dessen Glasthüre verschiedene Liquori glänzen. Auch mit Blumauer Bier erquickt der junge Geschäftsmann nicht selten seine seltenen Gäste. Da die Zahl der politisirenden Honoratioren in Torbole sehr gering ist, so kommen überhaupt keine Zeitungen hieher, weder ins Kaffeehaus noch sonst ins Dorf. Wer sich dieses Bedürfnisses nicht entschlagen will, der muß immer einen Spaziergang nach Riva dransetzen. Man erinnert sich vielleicht aus früherer Lectüre, daß auch Herr Seißl, der Caféſieder in der bekannten Stadt Rattenberg, keine Zeitungen hält, weil sie doch nicht gelesen würden! Dem Geschrei der Italianissimi gegenüber, die da immer die ungeheuren Unterschiede zwischen dem Trentino und dem übrigen Tirol hervorheben, sollte man von deutscher Seite ebenso energisch auf das Uebereinstimmende hinweisen. Diese literarische Bedürfnißlosigkeit, die sonst weder in Italien noch in Deutschland so ausgeprägt zu finden, scheint doch auch ein Zeichen, daß die beiden Landschaften beisammen bleiben sollen, „auf ewig ungetheilt". Die öffentliche Sicherheit ist hier zu Lande so fest begründet, daß der Caffettiere, wenn er ausgeht, seine Räume nicht absperrt, sondern über die beiden Strohstühle, welche vor der Thüre stehen, nur eine Billard-Queue legt, welche hinlänglich andeutet, daß jetzt der Eintritt nicht gestattet sei. Vor dreißig Jahren war im ersten Gasthofe zu Riva die Erfindung der Schlösser noch

unbekannt und ein Nachtriegel gilt jetzt noch für eine germanische Spitzfindigkeit.

Auch ein steinerner Brunnen sprudelt auf der Piazza und des Abends scheinen sich da „die schwarzbraunen Mädichen“ aus allen deutschen Volksliedern zu versammeln. Es entspinnt sich dann ein munteres Geplauder, dem man gerne zuhört, wenn man auch wenig davon versteht.

Obwohl das Dorf klein und nur von sechshundert Seelen bewohnt ist, so finden sich da doch so viele wohlversorgte oder anspruchslose Leute, daß auch das süße Nichtsthun schon mannichfach betrieben wird. Auf den bekannten Strohstühlen sitzen vor dem Caffè, vor der gemischten Waarenhandlung der Fratelli Stefanelli, vor der Postanstalt u. s. w. den ganzen Tag so viele unbeschäftigte Standespersonen, namentlich des reiferen Alters, daß das Gespräch von Mund zu Mund oder auch über den Platz hinüber und herüber nie verstummt.

Dieser selbst bietet den ganzen Tag über allerlei Unterhaltung. Es vergeht keine Viertelstunde, ohne daß ein Stellwagen, eine Retourchaise, ein Ochsenfuhrwerk, ein Eselskarren da vorüberzieht. Der Platz wird zwar selten gekehrt, so daß er mit Heu und Stroh, mit Maisblättern, Rebenlaub, sowie mit den mannichfachen Abfällen des Thierreichs immer reichlich bestreut ist; allein ein Künstlerauge würde selbst diesen Unrath nicht gern entbehren, da er zur Ausfüllung des Bildes fast unentbehrlich ist. Im Winkel des Platzes, aber gegen den See hin offen, findet sich das Gasthaus „zum Gardasee (al lago di Garda),“ welches in neuerer Zeit Herr Antonio Bertolini eröffnet hat. Dieser fand vor zwanzig Jahren zu Lana ein junges

Bozener Mädchen, das dort als fleißige und hübsche Kellnerin in hoher Achtung stand. Von ihrem Liebreiz bezwungen, erkor er sie zu seiner Gattin, obwohl er nicht deutsch und sie nicht italienisch verstand. Gleichwohl verstanden sich beide sehr gut mit einander, und das Verständniß wurde dadurch noch inniger, daß die junge Frau bald ganz gut wälsch erlernte, wogegen Herr Bertolini allen Versuchen, ihm das Deutsche beizubringen, bisher allerdings sieghaft widerstanden hat. So kamen sie nach und nach durch längere glücklich betriebene Handelschaft zu so reichlichen Mitteln, daß sie ein altes Herrenhaus zu Torbole ersteigern und da eine Wirthschaft einrichten konnten. Da erbauten sie auch über dem Garten eine gastliche Veranda mit herrlicher Aussicht über das blaue Gewässer bis nach Desenzano hinauf, eines der beliebtesten Plätzchen am ganzen See, auch ein Stelldichein jener sinnigen Wanderer aus Deutschland, welche den großen Tummelplätzen der Touristen gerne fern bleiben und vielleicht schon Riva und Arco etwas zu lebendig finden. Hier auf dieser Veranda sehen sie Stunden und Tage in seliger Weltvergessenheit dahinfließen. Frau Bertolini sendet aus ihrer Küche treffliche Nahrung, Herr Bertolini aus seinem Keller den besten Wein, und Teresina, das Töchterlein, das zu Brunecken ein musterhaftes Deutsch gelernt, wandelt als adlernasige Hebe an den Tischen freundlich auf und ab. Namentlich aber die Abende, wenn der Vollmond seinen Glanz über den See ergießt, sind unvergeßlich. In Anbetracht der geringen Reize der übrigen Dorfschaft wird es daher nicht überraschen, wenn ich schon öfter behauptete: Torbole besteht eigentlich nur aus einer Veranda.

Nebenbei kann aber doch bemerkt werden, daß die „unzähligen kleinen Ortschaften", welche Goethe auf seiner italienischen Reise von Torbole aus am Ufer des Sees erglänzen sah, jetzt nicht mehr zu sehen sind und wahrscheinlich auch zu seiner Zeit nicht vorhanden waren. Uebrigens haben die Münchener, deren Scharfblick ja bekannt, jene Veranda und alle ihre Seligkeiten schon vorlängst ergattert und sitzen in der Zahl der Grazien, der Musen u. drgl. an dem langen Tische, den immerdar eine stille Heiterkeit umweht, welcher ein angenehmer Isera keineswegs hinderlich ist.

So sicher ist der Bajuvare, auf dieser Veranda nie lange ohne heimathliche Ansprache zu bleiben, daß einer unserer Dichter diese Erfahrung sogar in folgenden Versen zu krystallisiren suchte:

„Jenes Glück, das ich ersehne,
Daß ich's nie erreichen kann!
Kaum daß ich allein mich wähne,
Kommen wieder Münchner an."

Der nächste Gegenstand, der auf der Veranda in die Augen fällt, ist der kleine Hafen, in dem jetzt lediglich ein paar unerhebliche Lastschiffe und einige Gondeln schwimmen. Ehemals waren aber der Port und die Lände immer voll Geschäft, denn die Güter, welche nach Mailand oder Genua bestimmt waren, wurden alle von Roveredo hieher geleitet, um wenigstens für fünfzehn Stunden die billige Fahrt über das Wasser genießen zu können — allein seitdem die Eisenbahn eröffnet worden, ist jenes geräuschvolle Leben zu Torbole vollständig erloschen. Wenn dieser Hafen am

Bodensee, am Züricher See, an einem andern germanischen See gelegen wäre, so hätte sich aus den Erübrigungen der Einwohnerschaft gewiß ein niedlicher Flecken, ein zierliches Städtchen herausgebildet, mit geschmackvollen Häusern, die äußerlich durch grüne Läden, spiegelnde Fenster, seidene Vorhänge prangen würden, innerlich durch schöne Pianos, schöne Bilder, schöne Bücher; in der Laube würden Mädchen singen, schöne deutsche Lieder würden klingen — aber dieses wälsche Torbole ist trotz seines großen Verkehrs ein ärmliches Nestchen geblieben — ich weiß auch nicht warum.

„Ach, hier," flüsterte eine Stimme, „wenn sie einen Thaler einnehmen, verthun sie ihrer drei!" Mir fielen da wieder der junge Norddeutsche und der Pater Albertus ein, welcher vor dreißig Jahren eines Sonntags über die sündhaften Unterhaltungen der Meraner so höllisch gewettert hatte, daß jener eiligst zu ihm lief, um zu fragen, wo denn diese Unterhaltungen zu finden wären, da er sehr nahe daran sei, vor Langeweile zu bersten. „Ach, einmal im Leben," sagt ich, „riskir' ich's auch und verthue drei Thaler mit den Torbolanern, aber wo?" Die Stimme zog sich jedoch zurück und wollte keine Auskunft geben. Ich weiß auch nicht warum.

In dem schlichten Häuschen, das am Eingange des Hafens steht, wohnt zwar der k. italienische Zollaufseher, allein er hat den ganzen Tag nichts zu thun, sitzt stundenlang vor seiner Thüre, ein Bein über das andere geschlagen, und raucht in orientalischer Ruhe seinen schwarzen Dreikönig. Die vierzehn Mann der österreichischen Finanzwache führen dasselbe beschauliche Leben. Indessen ist diese Ruhe nur während der Tageszeit so unerschütterlich.

Während der Nacht muß die Finanzwache bei jedem Wind und jedem Wetter hinaus auf die Wogen des Sees, um ihres Dienstes zu warten. Da soll dann mancher Fang gelingen — manchmal entstehen auch Gefechte mit den Schmugglern, wobei selbst Schießgewehre losgehen.

Voriges Jahr um diese Zeit habe ich vierzehn Tage bei Herrn Bertolini verlebt. Das Oberstübchen mit dem herrlichen Blick auf den See war meine Wohnung. Ich hatte viel zu lesen, auch einiges zu schreiben, und blieb also fast den ganzen Tag auf der Stube. Nur das gemeinschaftliche Mittagsmahl zog mich hinunter auf die Veranda und, wie sich von selbst versteht, der Abendtrunk, welchem gewöhnlich ein Spaziergang bis an den Monte Brione vorangieng; dann saßen wir an dem mondbeglänzten See oft bis elf Uhr beisammen. Mir ist jetzt, als wenn damals alle Tage Vollmond gewesen wäre.

Aber heuer — wie ganz anders war es da! Seit drei Wochen hatte es geregnet — die Gäste waren alle davon — die Veranda, einst so vieler schöner Stunden stiller Zeuge — sie war jetzt nur ein nasses, trauriges Brettergerüst, über welches kalte Herbstwinde strichen! Der Anblick verstimmte mich dergestalt, daß ich wirklich einer geistigen Erholung bedurfte und mich nach einem Labetrunk aus der Vergangenheit sehnte. Da fiel mir glücklicherweise der vorjährige Abschied ein, der letzte heitere Abend in Torbole.

Es war gegen Ende des damals so sommerlichen Octobers. Das Haus hatte sich plötzlich wieder von unten bis oben gefüllt. Es war zufällig das Schönste zusammengekommen, was auf den deutschen Fluren zu finden sein

möchte — Dichter, Maler, Malerinnen, ein junger Gelehrter, zwei reisende Hochzeitspaare und noch andere Personen, welche nicht erwähnt sein wollen. Die meisten waren sich allerdings fremd, aber nach meiner Erfahrung zeigen sich die Menschen um so liebenswürdiger, je weniger sie sich gegenseitig kennen. Jeder will da für sich einnehmen, heiter und witzig sein und den besten Eindruck machen, was unter alten Freunden kaum mehr der Mühe werth scheint. Herr Giuliani ahnte, daß es auf einen Abschied losgehe und brachte in jeder seiner zahlreichen Taschen eine volle Flasche mit — Herr Bertolini wollte sich auch nicht beschämen lassen und setzte eine achtbare Minorität entgegen. Diese Vorbereitungen erfüllten uns alle mit der Ahnung, daß wir am Vorabend großer Ereignisse stünden. Um deren Eintritt zu fördern, schlug der junge Gelehrte vor: wir sollten jetzt alle recht gemüthlich sein — ein Vorschlag, der mit Acclamation begrüßt, von dem Dichter aber noch durch den Antrag übertroffen wurde: wir sollten heut alle thun, als ob wir Jugendfreunde und beziehungsweise Freundinnen wären. Ich kam dabei nicht übel weg, denn wenn ich mich als Jugendfreund meiner Nachbarin, der einundzwanzigjährigen Hochzeitsreisendin von der blauen Donau dachte, so konnte ich mir leicht um vierzig Jahre jünger vorkommen, als ich damals wirklich war. Auch begeisterte Reden wurden gehalten. Der junge Gelehrte brachte den ersten Trinkspruch aus, natürlich auf den Benacus, wobei er die bekannte virgilische Stelle den Damen sehr schön erläuterte. Dann sprach der Dichter und ließ die Hochzeitspaare leben, dann redeten die Maler, die Malerinnen, die Hochzeitspaare selbst und die anderen

Personen, welche nicht erwähnt sein wollen. Ob wohl je in so wenigen Stunden so viel Geist verpufft worden ist? Um Mitternacht schieden wir. Von so herrlichen Menschen schien man sich nicht trennen zu können ohne Thränen.

Am andern Tag in den Morgenstunden gieng alles aus einander — wir verpufften wie unsere Trinksprüche — das Haus war wieder leer. Seit jenem Abend habe ich nur einen der Tischgenossen noch einmal gesehen — wo die andern leben, ist mir unbekannt. Zuerst hab' ich ihre Reden, zuletzt auch ihre Namen vergessen. — So geht's in der Welt! — —

XXIV.

Abermals am Gardasee.

Im Herbste 1877.

Im letzten Jahre war ich nicht an den Gardasee gekommen und es fiel mir daher gar nicht auf, daß meine Sehnsucht nach seinen Gestaden in diesem Herbste nur um so drängender wurde. Ja, ich sehnte mich herzlich nach der Veranda in Torbole, nach meinen lieben Freunden und der Frau Steigerwald in Arco, nach Herrn Sommadossi und seinem Vino santo in Toblino, ja sogar nach der kleinen, aber höchst ehrenwerthen Carolina N. N. im goldenen Kreuze zu Vezzano. Um mein Verlangen zu stillen, fuhr ich denn am dreizehnten October auf der Eisenbahn nach Roveredo, wobei ich mich mit den Herren Malern und Gebrüdern Seelos von Bozen, welche in demselben Wagen saßen, sehr angenehm unterhielt.

Im Roveredo besuchte ich zunächst Herrn A. Tambosi, dessen Bekanntschaft ich vor langen Jahren im Bezirksgericht zu München gemacht. Derselbe hat mich sehr freundlich aufgenommen und auf seiner hochgelegenen Villa in Val lunga drei Tage lang mit allen Ehren beherbergt.

Dieß berichte ich nicht allein, um meinen Dank auszusprechen, sondern auch um die jüngeren Münchener Juristen mit einigem Trost zu erquicken, da sich diese wohl erinnern, wie Herr A. Tambosi, dessen Vater ein Roveredaner war, wogegen er selbst zu München geboren und erzogen wurde, noch vor wenigen Jahren in dieser Stadt die unscheinbare Stellung eines königlich bayerischen Staatsdienst-Aspiranten einnahm, bis ihn ein guter Oheim, der zu Roveredo die viel angenehmere Stellung eines wohlhabenden Mannes bekleidete, zu seinem Universalerben einsetzte. Dieses Beispiel lehrt, daß auch jüngere Münchener Juristen in ihrer Stellung nicht verzagen dürfen, oder auch, daß dem Gedeihen, dem Aufschwung und Glück der Neffen oft nichts förderlicher ist, als ein guter Oheim.

Herr Tambosi hat nun die hochgelegene Villa, die viele Jahre lang vernachlässigt worden, wieder in einen sehr wohnlichen Zustand versetzt, sich selber ganz und gar dem Garten- und Weinbau, sowie der Obstzucht ergeben und der Rechtsgelehrsamkeit entsagt. Die 1344 Artikel der k. bayerischen Proceßordnung fechten ihn so wenig mehr an, wie die 872 Paragraphen der geläuterten Civilproceßordnung des Deutschen Reichs. Auch mit den mannichfaltigen Erläuterungen und Commentaren dazu braucht er sich nicht mehr zu befassen. Dagegen mag er unter blühenden Mandelbäumen sich an dem Schönsten ergötzen, was die Literatur der Völker bietet, so daß ihm die Sehnsucht nach den Pandecten kaum noch lästig fallen dürfte. — Bisher nun lebte der Gebietiger allein auf seiner luftigen Höhe, aber bald wird, wie man meint, eine liebliche junge Frau aus Deutschland in Val lunga ein-

ziehen und die einsame Villa zu einer Insel der Seligen umgestalten.

Unser Freund steigt zwar nicht gar oft in die Stadt herunter, findet dann aber immer ein liebenswürdiges Häuflein von Schwestern und Schwägern, Neffen und Nichten, auch sonst zahlreiche Verwandte und Freunde, welche sehr friedlich und einträchtig zusammen leben. Selbst den fremden Wanderer haben sie so verbindlich aufgenommen, daß dieser sich immer gerne daran erinnert.

Die Landschaft von Roveredo ist mir erst dieses Mal in ihrer vollen Schönheit aufgegangen. Die Höhe von Val lunga gewährt eine herrliche Ansicht derselben. Der lange und breite Berghang, der gegenüber liegt, prangt weit hinauf in grüner Farbe und ist allenthalben mit Wiesen, Weingärten, Fruchtbäumen, mit Landhäusern, Dörfern, Kirchen, mit wohl erhaltenen und mit verfallenen Burgen ausgestattet. Da und dort geht auch in waldiger Schlucht ein schäumender Wildbach zu Thale. Unter den zahlreichen Dörfern der Umgebung ist Isera das berühmteste, weil da der beste Wein in Wälschtirol wächst. Es liegt nicht hoch am Berge, ist auf bequemen Wegen sehr angenehm zu erreichen und erhielt daher gleich am Tage nach meiner Ankunft einen Besuch, der in munterer Gesellschaft ganz heiter verlief. Lizzana, wo einst der landesflüchtige Dante bei den Herren von Castelbarco freundliche Aufnahme fand, wurde ebenfalls begangen. obgleich von der alten Burg nur noch weniges Gemäuer übrig ist. Auch Villa Lagarina wurde nicht übersehen, ein schön gelegenes Dörflein, wo mehrere hübsche Landhäuser. Das ansehnlichste derselben bewohnt der Freiherr von Moll, ein

würdiger Greis, der hier den Herbst seines Lebens der Kunst und den Wissenschaften widmet.

Nachdem der Wanderer alle erlaubten Genüsse, welche das strebsame Roveredo bietet, darunter auch eine Tombola, ausgeschlürft hatte, nahm er von seinem Gastfreunde dankbar Abschied und fuhr an den vielbeschrieenen Slavini di Marco vorbei nach Mori, einem langen Flecken, der jenseits der Etsch liegt. Von da kam er über den einsamen Loppiosee nach Nago, erstaunte auch dieses Mal wie früher über die herrliche Ansicht des Gardasees, die sich dort aufthut, und senkte sich dann hinunter in das stille, unseren weltscheuen Malern, Schriftstellern und Dichtern so theure Torbole.

Als er dort eintraf, begann es gerade Mittag zu läuten und er brauchte sich nur zu Tische zu setzen, um sich in einer kleinen, aber feinen Gesellschaft von lieben Freunden und Freundinnen zu finden.

Mit einiger, jedoch fest verschlossener Spannung erwartete ich, ob vielleicht die Rede auf die Beschreibung von Torbole kommen würde, welche im vorigen Capitel enthalten ist, aber schon früher, nämlich am 12. Jänner 1876 in der Allgemeinen Zeitung erschienen war. Die Hausfrau gab auch bald Laut: für die Erwähnung, vielmehr Empfehlung ihres Gasthofs bedanke sie sich, aber ihre Familienverhältnisse seien nach ihrer Meinung mit unnöthiger Breite auseinander gesetzt. Ich tröstete sie damit, daß das gebildete Publicum meine Mittheilungen allenthalben sehr freundlich aufgenommen habe. Auch Fräulein Teresina, „die adlernasige Hebe“, dankte für die ihr gewidmeten Zeilen, erklärte aber in Bescheidenheit, daß sie

fürderhin auf jede Besprechung in der deutschen Presse verzichte.

So zeigte sich denn zu meiner Ermunterung, daß jener Artikel von den Torbolanern wirklich beachtet wurde, während viele andere Artikel, welche ich schon über Etrusker, Rhätier, Romanen, Deutsche und Tiroler geschrieben, weder von den Etruskern, Rhätiern und Romanen noch von den deutschen oder tirolischen Gelehrten gelesen worden sind. Der damals erwähnte biedere, alte Herr Giuliani spricht noch jetzt mit Achtung von meinem journalistischen Opusculum. „Am meisten," sagte er, „hat mich gefreut, daß Sie mich einen guten Freund aller guten Deutschen genannt haben. Das bin ich auch jetzt noch, obgleich ich einmal bei einem guten Deutschen schlecht weggekommen bin" — und hier erzählte er eine dem deutschen Namen allerdings nicht sehr zuträgliche Geschichte, die man aber nicht weiter erzählen kann. Zu tadeln fand er an dem Artikel nur, daß nicht genau angegeben sei, wo unser Goethe an jenem 12. September 1786, den er in Torbole zugebracht, übernachtet habe. Es wird daher hier nachgetragen, daß dieß in dem Wirthshause geschah, welches jetzt „Zur Olive" heißt. Es steht am Hafen, und von seinen Fenstern aus sah der große Dichter damals jene „unzähligen kleinen Ortschaften" am See erglänzen, welche jetzt selbst mit den besten Fernröhren nicht mehr aufzufinden sind.

Bei Frau Bertolini im Hôtel „zum Gardasee" wohnen jetzt so viele Malerinnen, daß ich ausquartiert wurde und in einem andern Haus ein Zimmer von präadamitischer Einfachheit erhielt. Sonst ist alles beim Alten, nur

wird jetzt die Neue Freie Presse gehalten, so daß der deutsche Gast nicht mehr nach Riva laufen muß, wenn er eine deutsche Zeitung lesen will. Wie vordem versieht auch heuer Herr Professor Dr. Oellacher, der Histologe von Innsbruck, bei der gemeinschaftlichen Tafel die Stelle der witzigen Person mit eben so viel Ausdauer als Geschmack und Geist. Die herrliche Veranda war aber nur zum Mittagsmahle zu verwenden; denn des Abends wehten rauhe Lüfte und trieben uns in die innere Trinkstube, wo wir uns jedoch in angenehmer Vertraulichkeit lange unterhielten.

Und als der dritte Tag und seine elfte Stunde herangekommen, da nahm ich Abschied von den lieben Lands- und den wackeren Wirthsleuten, ließ ein leichtes Schifflein rüsten und fuhr mit dem Herrn Histologen, der mich freundlich begleitete, durch die blauen Wogen des Benacus bis nach der See-Villa, oder wie man hier sagt, bis nach Sevilla. Diese See-Villa ist ein schmuckes Landhaus, das sich ein Herr aus Mecklenburg, der lange Jahre in America gewesen, zu seinem Vergnügen hier erbaut hat. Es steht in einem schönen Garten, in den der Besitzer schon mancherlei exotische Gewächse verpflanzt hat und ist überdieß sehr zierlich eingerichtet. Den Erbauer reut es keineswegs, hier seinen Fahrten eine Ende gesetzt zu haben; der Grund sei fruchtbar und vergelte reichlich alle Mühe, die man auf ihn wende; die Landleute der Gegend seien manierlich und eben so wenig geneigt, seine Hecken zu verderben, als seine Setzlinge abzuschneiden oder seine Fenster einzuwerfen, was alles in näher liegenden Ländern dem Fremden nicht weniger begegnen kann, als dem Einheimischen. Das Clima

sei vortrefflich; im Winter selten mehr als zwei Grad Kälte und im Sommer falle die Hitze nicht so lästig, da sie durch die hochverehrte Ora, des Gardasees Haupt- und Erzwind, der von zehn Uhr bis zum Abend über das Wasser her zu blasen pflegt, sehr angenehm gemildert werde. Die Hausfrau dagegen schien von den Reizen dieser Gestade weniger eingenommen. Es sei hier mehr schön als kurzweilig; mit den italienischen Damen sei gar keine Fühlung zu gewinnen und ihre Freundinnen aus Norddeutschland kämen dieses Weges nicht. So befalle sie oft eine Sehnsucht nach anderen Breiten, wo ihre Lieben leben — —

Nichtsdestoweniger möchte ich meinen deutschen Landsleuten den Villenbau in dieser Gegend nicht geradezu widerrathen — um so minder, als Grund und Boden sehr billig sein sollen. Wer daher fest entschlossen ist, sich ein Landhaus anzulegen, aber nicht weiß wo? der thut vielleicht doch gut, sich das Seegelände zwischen Torbole und Riva etwas näher zu besehen.

Von Sevilla giengen wir auf den Monte Brione zu und kamen nach einer kleinen halben Stunde an einen lieblichen Ort, der la Grotta heißt. Dies ist eine wohlbestellte Feld- und Waldkneipe, fast wie ein bayerischer Sommerkeller — eine wahre Gottesgabe, die der Deutsche bei seinen Feld- und Waldgängen auf hesperischem Boden oft schmerzlich vermißt, da die Italiener aus ihren Städten nicht gerne herausgehen und daher solchen Anstalten den ihnen gebührenden Werth nicht beilegen.

In der Nähe scheint, dem Namen nach zu schließen, eine Grotte zu sein; doch habe ich ihr noch nie nachgefragt. Hinter dem Hause findet sich eine offene Terrasse

und ein Laubgang darüber, beide mit Stühlen und Tischen wohl versehen. Auf unsern Tisch stellte der Wirth gar bald einige Gläser — denn es waren noch sehr schätzenswerthe Landsleute von Torbole nachgekommen — und eine Flasche guten Weins. Ueber unsern Häuptern nickte die buschige Wand des Monte Brione.

Und nachdem wir ein paar Stunden verplaudert hatten, versprachen wir uns für den nächsten Herbst ein freundliches Wiedersehen auf der Veranda zu Torbole, sagten uns ein herzliches Lebewohl und trennten uns. Sie giengen nach jenem Orte zurück und ich nach Riva.

Von Riva und Arco ist aber in den früheren Capiteln schon so ausführlich gehandelt worden, daß wir heute nur das wahrhaft Neue, das seitdem an diesen beiden Orten zu Tage getreten ist, so kurz als möglich hervorheben wollen.

In Riva ist nichts neues zu Tage getreten, als daß Herr Tschurtschenthaler, der Caffetier, die Allgemeine Zeitung nicht mehr hält, so daß man zu seinem italienischen Nachbar gehen muß, wenn man ein deutsches Blatt sehen will. Doch fällt mir noch als zweite Neuigkeit ein, daß sich das Hôtel Kern, welches angenehm am Seegestade liegt, sinniger Weise in ein Hôtel di Baviera umgewandelt hat.

Herr Kirchlechner in Arco, vielmehr seine Pension, ist noch nicht ganz voll; sie, vielmehr er, sieht aber ruhigen Auges in die Zukunft. Das Curgeschäft geht seinen guten Gang. Nicht nur sind zwei neue deutsche Pensionen errichtet, sondern in diesem Sommer ist auch der Bau eines Curhôtels begonnen worden, welches im nächsten Herbste

fertig sein soll. Hr. Gruber aus Wien, der Architekt des Erzherzogs, hat den Plan entworfen und leitet den Bau, für welchen verschiedene Mittel nöthig sein werden. Zu deren Beschaffung hat sich eine Actiengesellschaft gebildet, welcher auch der Erzherzog mit 20,000 fl. beigetreten ist. Ein alter Curgast, Herr J. Straub aus Ehingen in Württemberg, hat ein Hypothekcapital von 35,000 fl. zur Verfügung gestellt. Das Curhotel wird sechzig, meist nach Süden gelegene Zimmer, Restauration, Concertsaal, Wandelbahn, Bäder, kurz alles enthalten, was unsere verzärtelte Zeit von einem solchen „Stabilimento" verlangt.

Unter Herrn Spitzmüllers Aegide ist auch eine Schützengesellschaft zusammengetreten, die zwar schon ein Schießhaus hergestellt hat, zur Zeit aber noch in ruhender Activität verharrt.

Nahe bevorstehend ist der Bau einer Straße, welche von Arco unmittelbar nach Nago führen soll, so daß Torbole und sein steiler Berg umgangen und Mori, die letzte Station vor Roveredo, in anderthalb Stunden erreicht werden kann.

Nur Angenehmes gibt uns Herr Emmert, „der internationale Buchhändler", zu berichten. Sein Geschäft ist in solchen Flor gerathen, daß er die dunkle Bude an der engen Hauptstraße verlassen und einen hellen, eleganten Laden am Kirchplatze bezogen, ja sogar in Riva eine Filiale errichtet hat. Er führt alle einschlägigen Reisebücher, nur nicht die „Drei Sommer in Tirol", was aber im Sarcathal weniger auffallend als zu Innsbruck, wo ein guter Freund einmal die sämmtlichen Buchläden ausgehen mußte, um sie nicht zu finden.

Dagegen hat die Società alpina del Trentino mittlerweile schlechte Geschäfte gemacht. Nachdem zwei Jahrgänge des Annuario erschienen waren, wurde der dritte für 1876 confiscirt. Hiezu gab eine darin enthaltene Herzensergießung des Herrn Dr. Bolognini Anlaß. Bei Bezecca im Ledrothale hatten nämlich am 21. Juli 1866 die eingefallenen Italiener den Oesterreichern ein Treffen geliefert und diese zwar zurückgetrieben, aber auch viele Leute verloren. Die übergebliebenen Waffenbrüder errichteten damals den gefallenen einen Grabstein, der aber später, als die Fratelli das Trentino geräumt hatten, umgeworfen wurde. Nach einiger Zeit zeigten sich nun, wie man sagt, die Landleute der Gegend geneigt, den Stein wieder aufzurichten, stießen aber dabei auf unüberwindliche Hindernisse.

Dr. Bolognini ruft nun im Annuario: „Arme Todte! nicht einmal unter der Erde, die doch italienisch ist, will man euch im Frieden lassen und doch stehen die zahlreichen Gräber eurer Gegner auf den Feldern von Solferino und St. Martino in einer Erde, die nicht die ihrige ist, in Achtung und Ehren" u. s. w. Diese Phrasen, die nicht gerade lebensgefährlich scheinen, haben leider doch die Folge gehabt, daß die Società aufgelöst wurde, worauf sie sich neu zusammenstellte und ihren Sitz nach Riva verlegte. Zugleich wurde Herr Dr. Bolognini aus Pinzolo im Rendenathale, seinem Geburtsorte, ausgewiesen. Er hatte früher unter Garibaldi gedient und dann im Königreich Italien Bürgerrecht genommen, kam aber jeden Sommer nach Pinzolo, um dort für Abfall und Vereinigung des Trentino mit dem „Mutterland" zu agitiren. Er mußte

sich's wohl gefallen lassen, wenn man ihn zuletzt ersuchte, für diese Bestrebungen einen andern Standort zu wählen.

Auch die gute Frau Caroline Steigerwald sah ich wieder, gesund und frisch, in ihrer reizenden Villa. Ich schien ihr höchst willkommen zu sein, weil sie gerade einen gebratenen Aal auf den Tisch zu stellen gedachte. Auch ihr Wein bewahrt noch die alte Trefflichkeit und ihr Gespräch die alte Sanftmuth und die alte Milde. Auch sie hoffe ich im nächsten Herbste wieder gesund und frisch in Arco begrüßen zu können.

Aber am dritten Tag fuhr ich im Stellwagen zur Stadt hinaus und die Sarca entlang, immer gen Mitternacht, obwohl bei hellem Tagesschein, sah oben am Berge wieder Drena liegen, die alte, verlassene Burg, betrachtete auch wieder die Marocche mit ihrem geistlosen Schweigen und kam dann glücklich alle Sarche an, wo ich mich unverzüglich aufmachte, um nach Castel Toblino zu gehen und Herrn Sommadossi zu begrüßen. Vierzig Minuten, sagte der Wirth, seien mir vergönnt, dann würde der Stellwagen vor dem Castelle anfahren, auf mich warten und mich weiter nach Vezzano bringen. So gieng ich voraus und trat durch des Schlosses Pforte wieder in den malerischen Burghof ein, stieg über die Treppen hinauf und betrat wieder die kühle Stube mit der schönen Aussicht, die mich vor zwei Jahren so gastfreundlich aufgenommen. Meinen Einzug hatten nur etliche weibliche Augen bemerkt, die mich aber noch zu kennen schienen, denn unverzüglich trat ein Mädchen herein und stellte „den üblichen Hanswein" nebst einem Teller voll Trauben auf den Tisch. „Wo ist der Padrone?" „Er arbeitet unten im Garten."

„Nur einen Augenblick, wenn ich ihn sprechen könnte!“ „Er wird gleich da sein!“ sagte das Mädchen und hüpfte davon.

Während ich aber den Becher an den Mund setzte, sah ich auf dem Sträßchen schon den Stellwagen daher kommen, gerade eine halbe Stunde früher, als ich ihn erwartet hatte, so daß ich in ängstlicher Eile dem Hanswein und den Trauben Valet sagte und ohne Abschied und Lebewohl zur Burg hinaus und dem Festlande zustürzte, bis mir unter den dortigen Eschenbäumen Herr Sommadossi selbst entgegenkam. Wegen der Hetze, in der ich mich befand, konnte ich ihm aber nur die Hand drücken und er konnte aus demselben Grunde nur wenige Worte vorbringen, in denen er mir dringend empfahl, seinen Vino santo auch heuer wieder zu empfehlen, namentlich in quella Allgemaine Saitung.

Als ich aber an die Straße kam, war der tückische Wagen schon vorbeigefahren und etwa einen Steinwurf voraus. Ich rief, was ich konnte, aber die sieben Fahrgäste, die darinnen saßen, schienen sich die Ohren, wie weiland Odysseus vor den Sirenen, sämmtlich verstopft zu haben. Auch von der Zeichensprache schienen sie nichts zu verstehen, denn sonst hätten sie aus meinem unausgesetzten Winken wohl entnehmen können, daß ich die Annehmlichkeit des Stellwagens mit ihnen zu theilen wünschte. Unverdrossen suchte ich diesen nun im Sturmschritt einzuholen, aber er mahnte mich nur zu sehr an den Stein des Sisyphus, denn kaum glaubte ich ihn erreicht zu haben, so schlug er wieder einen scharfen Trab an und rollte mit Donnergepolter davon. Und da ich jetzt seit kurzer Zeit

dem göttlichen Homer schon zwei Gleichnisse entlehnt habe, so will ich, drittens, meinen damaligen Zustand dem des armen Tantalus vergleichen, denn ich sah auch immer die Thüre der Corriera vor mir, konnte sie aber nie erlangen. Endlich nach einer halben Stunde fing die Straße an aufwärts zu gehen, der Stellwagen zog langsam die Anhöhe hinan, ich kam ihm näher, immer näher und zuletzt schwang ich mich ins Cabriolet hinauf und fragte den jungen Fuhrmann unwirsch: „Warum habt Ihr am Schlosse nicht gewartet?“ „Hätte ich warten sollen?“ antwortete dieser. „Ja, hat Euch denn der Wirth nichts gesagt?“ — „Nein, das wird er wohl vergessen haben.“ Damit war die Sache zwar aufgeklärt, aber meine gute Meinung von der Wirthschaft alle Sarche nicht verbessert.

Hoffentlich wird mir's niemand verdenken, daß ich in Vezzano wieder ins „Goldne Kreuz“ gegangen bin, um nach der kleinen, aber höchst ehrenwerthen Carolina N. N. zu fragen und dieselbe, wenn sie noch vorhanden wäre, zu begrüßen. Die Padrona war im Anfang etwas überrascht, daß ich mich im Herbste meines Lebens nach dem jungen Mädchen erkundigte, allein nachdem ich ihr unser Verhältniß geoffenbart, welches meinerseits lediglich auf einer hohen Schätzung ihrer liebenswerthen Eigenschaften beruht, theilte sie mir gerne mit, Carolina habe Vezzano's Gefilden Lebewohl gesagt und sei nach Trient gegangen, um dort, wenn ich mich recht erinnere, als Rechnungsführerin in einem Laden zu wirken. So war sie also auch dahin! Die Padrona sagte mir allerdings, wo ich sie wieder sehen könne, allein bis ich nach Trient kam, hatte

ich's schon vergessen, was mir hoffentlich auch niemand verdenken wird.

Von Vezzano bis nach Trient erlebten wir gar nichts, was einer Mittheilung würdig wäre. Um halb drei Uhr etwa trat bei schönstem Wetter der Dos Trento und die ehrwürdige, aber doch so zierliche Hauptstadt des Trentino in Sicht; bald darauf drangen wir in ihre Gassen ein und nach kurzer Zeit nahm mich auch das gastliche Dach des Hôtel Trento auf, wo ich noch etliche Tage in großer Zufriedenheit verlebte, um dann wieder über den Brenner gegen Norden und in den deutschen Winter hineinzufahren.

Diese gute Gelegenheit will ich aber nicht vorbei lassen, ohne dem wohlwollenden Leser, der bis hieher mitgegangen, meinen freundlichen Dank und herzlichen Abschied darzubieten, in der Hoffnung, daß es ihn nicht gereuen werde, mich auf den verschiedenen Fahrten, von denen dies Büchlein erzählt, begleitet zu haben.

Steub, Ludwig,

Lyrische Reisen

Stuttgart 1878